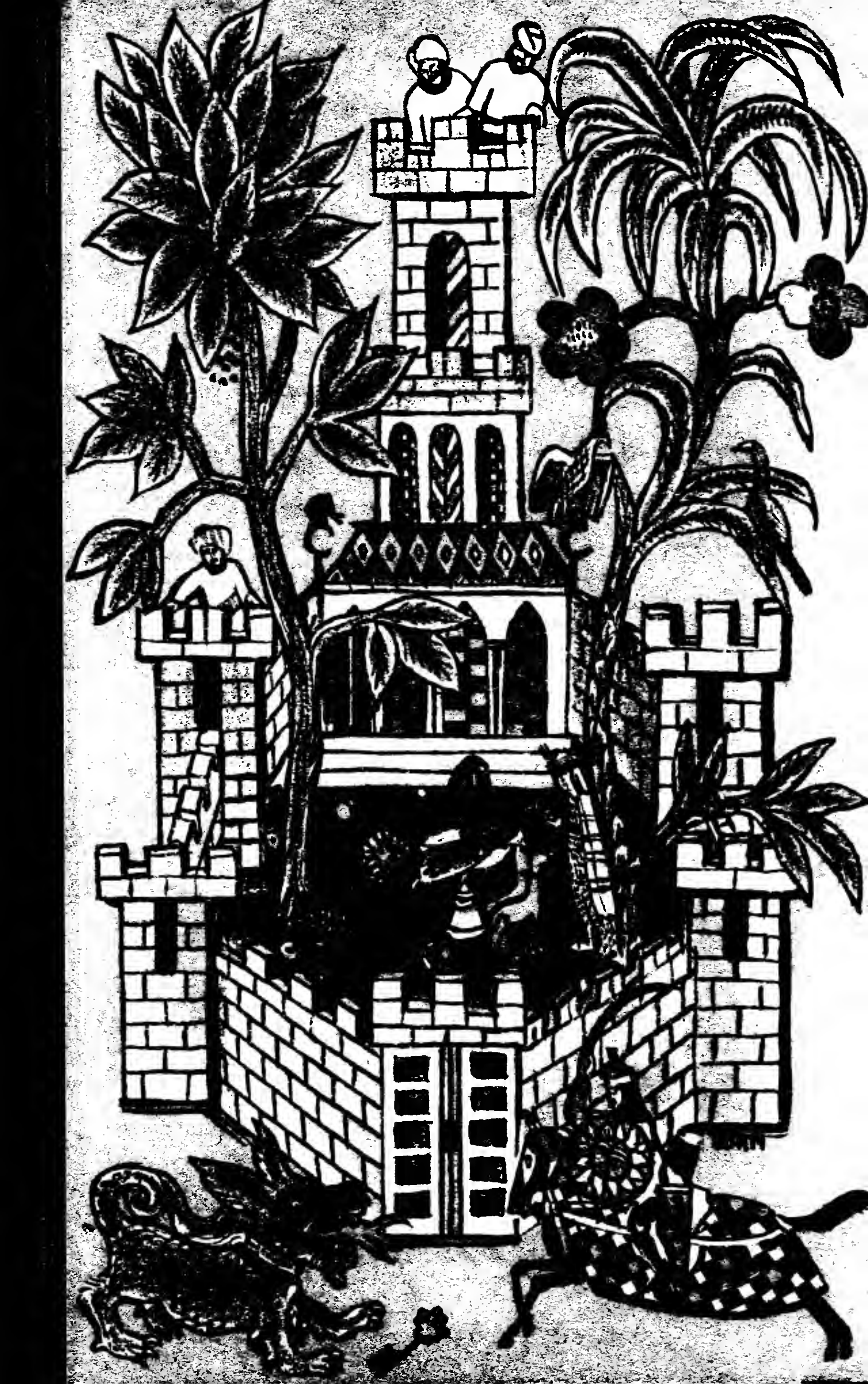
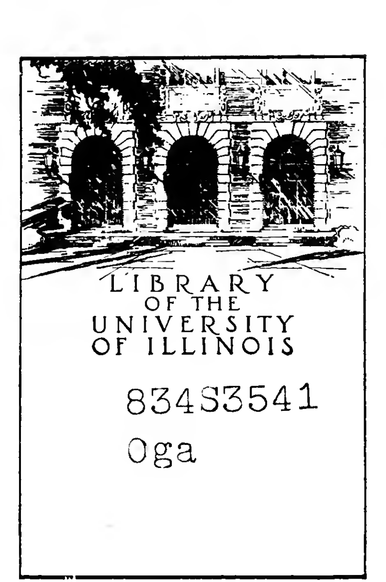








Wilhelm Schmidtbonn / Garten der Erde



GARTEN DER ERDE

MÄRCHEN AUS ALLEN ZONEN

nacherzählt von
WILHELM SCHMIDTBONN

BUCHSCHMUCK von ERNST BÖHM

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT



Buchausstattung von Professor Ernst Böhm

Dem Freunde Peter Flamm





Vorwort

Wenn jemand heute eine Geschichte sich ausdenkt mit Elfen und Feen und anfängt: „Es war einmal", so macht er damit noch lange kein Märchen. Auch eine Unterhaltungsgeschichte für Kinder ist das wahre Märchen nicht. Es hat mit Kindern nur soweit zu tun, als die Kinder, unbewußt und geheimnisvoll, mehr als die Erwachsenen mit allem Elementaren verbunden sind. Und um elementare Geschichten handelt es sich beim wahren Märchen oft. Diejenigen Dinge, die unsere Ureltern, kaum Menschen geworden, beschäftigten, bedrückten, erschreckten: die Jahreszeiten, die Erdrinde mit Baum und Tier, die Leidenschaften der eigenen Brust, haben hier, oft kaum noch erkennbar, Gestalt gefunden. Zumal die Märchen der „wilden Völker" führen in die Dämmerung der Menschwerdung, ja der Erdwerdung zurück, als die Grenzen von Land und Wasser noch nicht festlagen, als Mensch und Tier noch nicht vollkommen sich voneinander gelöst hatten. Hier

spürt man den Herzschlag der ältesten Menschen deutlicher und gewaltiger als in ihren Steinäxten, und das sind dann vielleicht die beglückendsten Märchen. Bisweilen glaubt man noch den Bericht eines zu hören, der in der Nacht Abenteuer erlebt hat, wobei seine Augen alles vergrößerten. Oft ist auch einer, durch die Teilnahme der Zuhörer erregt, ins Lügen geraten, den Urgrund aller dichterischen Erfindung. Unbewußt feilten diejenigen, die die Erzählung weitergaben, ließen weg, bauten aus. So haben an den Märchen, wie sie heute erhalten sind, oft die Geschlechter von Jahrtausenden geschliffen, und manchmal ragen sie wie heut entstandene Gebilde in die Tage unserer Kultur herein.

Mitten in unserer Zeit der Technik, der Wissenschaft, des rasenden Vorwärts, hat sich noch eine andere Art Märchen erhalten, rührend und ergreifend, dem Weltgeheimnis auch nah und selbst eine kleine Welt des Mysteriums: Spiel, Heiterkeit, das Lachen des Menschen, seine schweifende Phantasie, das stürmende Gefühl seines Herzens entgegengestellt der Wüste der Natur, der Grausamkeit der Schöpfung. Nichts ist so phantastisch wie der menschliche Gedanke, ihm scheint das Flugzeug zu kriechen, das sich von Paris nach

Peking im Sturm müht, ja, er träumt sich schon längst auf die fernsten Sterne voraus.

Laßt uns entschlossen vorwärtsgehen, in die unbekannte Zukunft voraus, das Morsche niederreißend, auf die Trümmer tretend, aber doch im Gepäck unsrer Seele manche dieser kleinen Dinge, Märchen genannt, mit auf den Weg nehmen. Wie der Großstadtmensch eine Stunde im Wald, einen Tag am Meer oder auf Bergeshöhe nötig hat, um sich wieder zu berühren mit den Müttern der Vorzeit und Kraft der Natur neu ins Blut zu trinken, so wird uns, die wir Kämpfer sein müssen mehr wohl als die Menschen irgendwelcher früherer Epochen, die Urgeborenheit des Märchens, seine Verschwisterung mit den Elementen, sein erfinderisches und frei schwelgendes Spiel Trost und Wohltat sein in den ruhenden und traumnahen Stunden zwischen dem Kampf.

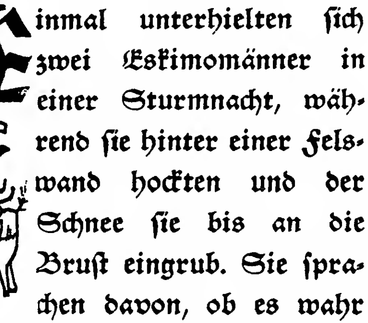
Dieses Buch wendet sich also in erster Reihe an die Erwachsenen. Aber wenn es recht zusammengetragen ist, so ist zu hoffen, daß sich, mit oder ohne unsere Erlaubnis, auch die Kinder zahlreich in seinem Garten herumtummeln werden.

W i l h e l m S c h m i d t b o n n.





Die Reise um die Erde



Einmal unterhielten sich zwei Eskimomänner in einer Sturmnacht, während sie hinter einer Felswand hockten und der Schnee sie bis an die Brust eingrub. Sie sprachen davon, ob es wahr sein könne, daß die Erde eine wirkliche Kugel sei. Da kam ihnen die Lust, und sie beschlossen, einfach einmal rund um die Erde herumzugehn, um dann zu wissen, wie es war, und von allem erzählen zu können.

Am nächsten Tage, als sie heimgekehrt waren, setzten sie sich gleich hin und schnitzten sich aus den Hörnern eines und desselben Ochsen jeder einen Becher. Dann setzten sie ihre jungen Frauen auf die Schlitten und fuhren los. Nach entgegengesetzten Seiten. So lange knallten sie mit den Peitschen, als sie sich noch hören konnten. Als es Sommer wurde und sich Gras zeigte, machten sie halt und blieben an der Stelle, wo sie waren. Im

Winter aber reisten sie auf ihren Schlitten weiter. Und so den folgenden Sommer und den folgenden Winter und den wieder folgenden Sommer und den wieder folgenden Winter. Und jeden folgenden Sommer und jeden folgenden Winter.

Denn es dauerte lange, bis sie um die Erde herum waren. Sie bekamen Kinder, sie schrumpften zusammen, die Kinder selbst wurden schon runzlig und weißhaarig. Zuletzt wurden die Eltern so alt, daß sie auf den Schlitten angebunden werden mußten und untertags einschliefen.

Endlich, in einem Sommer, als gerade die Sonne aufging, trafen sie aufeinander, die beiden Freunde. Da war von ihren Bechern nichts übriggeblieben als die Henkel. So oft hatten sie unterwegs an Brunnen getrunken und dabei das Horn am Gras abgewetzt.

„So groß hatten wir uns die Erde nicht gedacht", sagten sie, als sie sich die Hand gaben und sich aus halbblinden Augen ansahen.

Sie waren jung, als sie ausreisten. Ihr Gang war mehr ein Tanz gewesen, und sie hatten gesungen mit ihren Frauen auf den Schlitten. Jetzt standen sie da und suchten sich zu erkennen aus den halbblinden Augen. Und die Kinder mußten sie stützen, daß sie zu ihren Hütten hingehen konnten.



Die letzten Menschen



er alte Grönländer erzählt: Du denkst, daß wir die nördlichsten aller Menschen sind: drei Familien, vierzehn Personen, hinter uns nur noch Eis. Aber irgendwo leben noch Menschen. Nördlicher noch als wir. Da, wo noch mehr Eis ist und noch länger Nacht. Und wir bilden uns schon etwas ein auf unsere Masse Eis!

Da oben sind noch irgendwo Menschen. Frage mich auch nicht, was das für Menschen sind, die da noch zu leben vermögen. Keiner hat sie je gesehn, keiner je einen Ruf von ihnen gehört oder das Bellen ihrer Hunde. Man sollte auch wirklich meinen, daß über uns hinaus nur noch Eis ist. Es kommt auch lange Eis, Eis und immer noch Eis. Ein ganzes Jahr fährst du mit dem Schlitten und immer ist das Eis noch nicht zu Ende und wird immer mehr. Und immer noch bist du nicht dahin gekommen, wo die Menschen wohnen. Und doch sind da noch Menschen, ganz oben.

Denn einmal war ein Mann von uns auf der Bärenjagd. Es war einer, der sich immer abseits hielt. Er jagte immer allein mit seinen Hunden. Er sprach nie mehr als ein paar Worte im Jahr. Aber als er eines Sommers heimkehrte, da war er doch gesprächig und ging gleich in die Hütte, wo alle um das Feuer saßen und Walfleisch aßen. Er setzte sich hinzu, aß sich aber nur halb satt. Denn er hielt es vor Erregung nicht aus, bis er anfangen konnte zu erzählen.

Er erzählte, er sei auf die Spur eines fremden Schlittens getroffen. Von Menschen, die wenige Tage vor ihm da vorbei waren. Aber das waren nicht Schlitten und Menschen von denen, die er kannte. Er ist der Spur nach. Warum? Er will doch sehen, was das für Menschen sind. Aber er konnte sie nicht einholen. Immer waren sie fort, wenn er an einen Lagerplatz kam, und er sah nur noch die Abfälle ihrer Mahlzeit und die Fellflocken, die sich ihre Hunde gegenseitig ausgerissen hatten.

Endlich traf er sogar auf Häuser. Ganz andre Häuser als die unsren. Aber sie waren leer. Nur Spuren zeigten, daß da noch vor wenigen Tagen Menschen waren.

So erzählte der Mann, und alle schwiegen vor

Schreck und Verwunderung und wälzten sich wochenlang in erregten Träumen auf dem Lager.

Im Frühjahr spannte der Mann, als erster von allen, seine Hunde an und fuhr ganz allein wieder zu den fremden Häusern. Er nahm Holz mit. Denn er hatte gesehen, daß die unbekannten Menschen ihre Häuser mit Stoßzähnen von Meerwalen stützten, woraus zu erkennen war, daß sie großen Mangel an Holz litten.

Auch diesmal traf er die Menschen nicht an. Aber er sah an den Spuren, daß gestern noch gekocht worden war.

Doch konnte er nicht noch weiter von seiner Heimat sich entfernen, sonst wäre er in den Winter hineingeraten. Er ließ als Geschenk für die Fremden sein Holz zurück, stellte es sorgfältig unter Dach und kehrte wieder um.

Im dritten Jahr spannte er seine schnellsten Hunde vor und fuhr frühzeitiger als sonst los. Er vergaß ganz, den Bären zu folgen, und strebte immerzu nur nach den Häusern der fremden Menschen.

Als er hinkam, fand er die Bewohner wieder nicht vor. Aber sein Holz hatten sie aus dem Schnee genommen und dafür ein großes Bündel Stoßzähne von Walrossen in den Schnee gesteckt.

Und als der Mann ins Haus trat, lag da auf einem Fell eine schöne Hündin mit Jungen. Das waren die Gegengeschenke der Unbekannten.

Der Mann sah an allem, daß die Fremden noch am selben Morgen in der Hütte gewesen waren. Vielleicht hätte er ihnen nachkönnen und sie dieses Mal erreichen. Aber seine Hunde waren so erschöpft, daß sie dem Tode nahe dalagen. Er mußte ihnen einen Ruhetag geben.

Am nächsten Tag mußte er zurück. Er lud die Geschenke auf den Schlitten, stellte sich aber immer wieder auf eine Erhöhung, um nach Lauten auszuhorchen. Er rief auch selbst oft in den Schnee hinaus, nach Norden zu. Die Hunde bellten mit.

Dann kehrte der Mann heim.

Nie hat weder er noch irgendeiner die Menschen zu sehen bekommen, die am nördlichsten von allen Menschen der Erde wohnen. Keiner weiß, was es für Menschen sind. Keiner weiß, wie sie aussehn.

Der fremde Knabe

Einmal sahen die Eskimos ein Schiff auf dem Meer. Ein großes grünes Schiff mit vielen Segeln. Es wollte wohl vorbeifahren, aber die Strömung packte es und warf es gegen das Eis an der Küste. Es war zu weit weg, um die Menschen darauf zu sehen, aber man hörte sie um Hilfe schreien. Zugleich entstand ein Sturm und Schneefall, niemand konnte zu dem Schiff hin.

Erst nach drei Tagen wurde es möglich, über das Eis zu klettern und nach den Trümmern des Schiffs auszusehen. Die Maste, das Bugspriet, viele Bretter wurden gefunden. Auch viele Fässer mit Fleisch, Kraut, Butter und Wein. Endlich auch einige Leichen weißer Menschen, darunter eine Frau mit langem, schön gelbem Haar.

Auf dem Wasser schwamm noch eine Kiste. Gerade schien es, daß die Ebbe sie auf das Meer hinaustreiben wollte, da fuhr einer ihr nach, fischte sie auf und brachte sie ans Ufer. Er knüpfte

einen Strick darum und zog sie über das Eis in seine Hütte.

Als er sie öffnete, was lag darin? Ein schöner weißer Knabe. Weiß wie Schnee war die Haut an seinem ganzen Leibe, gelb sein Haar und wirklich blau wie der Sommerhimmel seine Augen.

Der weiße Knabe wuchs mit den braunen Knaben des Hauses und des Dorfes zusammen auf und wurde bald ebenso geschickt wie diese. Er ruderte und schwamm, er schoß Seehunde. Am geschicktesten aber zeigte er sich, wenn er über die Erde an Robben herankroch, bis er so nahe war, daß er sie erschlagen konnte.

Er war wie ein Kind des Dorfes. Die Leute vergaßen ganz, daß eine Zeit gewesen war, wo er noch nicht im Dorfe wohnte. Sie hatten sich an ihn gewöhnt und dachten gar nicht mehr daran, wie merkwürdig seine weiße Haut, sein gelbes Haar, seine blauen Augen waren und aus welchem Lande er wohl komme. Er sang mit, wenn alle sangen. Er aß und trank mit im Kreise. Man hatte ihm ein Hemd aus Seehundsdärmen gemacht wie den übrigen Knaben. Besonders die Frauen liebten ihn sehr, wenn er auf Schneeschuhen dahinjagte und vor Lust schrie.

Das blieb zehn, elf Jahre so. Dann aber fing

der Knabe an, Heimweh zu bekommen. Er ging oft abseits. Wenn abends der Himmel rot wurde, saß er auf einem Hügel und sah auf das Meer hinaus, nach Süden, woher einst das Schiff gekommen war. Er fing auch an, von Milch und allerlei süßen Speisen zu reden. Umsonst brachten ihm die Pflegemutter und fremde Frauen Leckerbissen. Umsonst flochten sie ihm bunte Schuhe oder färbten ihm Lederriemen.

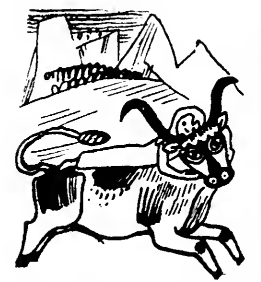
Je näher der Frühling kam, je stiller wurde der Knabe. Manchmal schien er die Menschen um sich gar nicht zu kennen. Wie aus einem Traum wachte er auf, wenn jemand ihn anredete.

Eines Tages, als er zum Vogelfang auf den Felsen gegangen war, kehrte er nicht zurück. Er war nicht zu finden. Weder von Menschen noch von Hunden war er zu finden. Er kehrte nie zurück. Er war wie in Luft aufgegangen.

Erst nach einem Jahre fand man an der Küste einige Überreste seiner Kleider. Er muß wohl wirklich durch die Luft zu seiner Heimat hingeflogen sein.



Der blaue Stier



Einem König starb die Frau. Sie ließ ihn mit einer Tochter zurück, die das anmutigste Mädchen war, das man je gesehen hatte. Um dem Mädchen eine neue Mutter zu geben, heiratete der König wieder, und er bekam auch von der zweiten Frau eine Tochter, die aber ebenso häßlich und giftig war, wie die erste schön und gütig.

Darum wurden die Stiefmutter und ihre Tochter auf die Königstochter immer mehr eifersüchtig. Solange der König im Haus war, wagten sie ihr nichts anzutun. Ja, sie versteckten ihr wirkliches Gefühl so gut, daß niemand je ein böses Wort von ihnen gegen das Mädchen hörte.

Darum zog der König ganz unbesorgt eines Tages in den Krieg, weit in ein Land über dem Meer. Jetzt dachte die Königin, nun sei die Zeit gekommen, wo sie tun könne, was sie wolle. Sie ließ die Königstochter hungern, sie schlug sie, sie

trat sie, sie stieß sie in alle Ecken. Endlich mußte das Mädchen sogar wie eine schmutzige Magd die Kühe hüten.

Jeden Morgen ging Kari mit den Kühen hinaus, lenkte sie durch Rufe, ließ sie weiden in den Wäldern und hoch an den Berghängen. Aber von allem Hungern wurde sie mager und schwach. Und fast immer saß sie im Gras und weinte in ihre Schürze.

In der Herde war aber unter allen Kühen ein großer Stier. Der war blau von Farbe und darum berühmt im ganzen Lande. Er hielt sich immer rein und glänzend, und oft am Tage stellte er sich vor die Königstochter hin und ließ sich den riesigen Nacken krauen.

Einmal, als sie wieder saß und weinte, kam er und fragte plötzlich mit menschlicher Stimme, tief und voll Güte: warum sie so traurig sei?

Sie weinte weiter, ohne zu sprechen.

„Auch wenn du nichts antwortest," sagte der Stier, „so weiß ich doch, was dir fehlt. Allerdings kann ich deine Stiefmutter nicht gut machen. Aber wenigstens ums Essen brauchst du keine Sorge mehr zu haben. Sieh zu, mein linkes Horn ist hohl. Darin liegt zusammengefaltet ein Tuch.

Das nimm heraus und breite es über deinen Schoß. Dann steht sofort zu essen darauf, soviel du willst."

Die Königstochter stellte sich auf die Zehen, nahm das Tuch, breitete es aus: da deckte es sich gleich mit Braten, Kuchen, Obst, Wein. Und das war nun jeden Tag so.

Da wurde sie nun bald wieder rot und kräftig. Die Königin und ihre Tochter aber wurden grün und gelb vor Neid. Um so mehr, als sie sich gar nicht zu erklären vermochten, wie das Mädchen bei dem wenigen Essen so gut aussehen konnte. Sie gaben ihr immer weniger zu essen, aber sie sah immer strahlender aus. So daß die Leute ihr nachsahen und mitstrahlten und die Vögel über ihr mitflogen und sangen. Endlich schickte die Königin eine Magd, die sollte der Königstochter in den Wald nachgehn und gut achtgeben, was sie da trieb. Da sah die Magd alles: wie Kari sich auf die Zehen stellte, wie sie das Tuch herausnahm, wie sie das Tuch über ihren Schoß breitete und wie da die schönsten dampfenden Speisen erschienen. Das alles erzählte die Magd, atemlos vor Laufen, der Königin.

Ehe aber die Königin noch überlegen konnte, was nun zu tun sei, kehrte der König aus dem

Krieg zurück. Er hatte über alle Feinde gesiegt, und es wurde ein großes Fest gefeiert.

Aber die Königin legte sich zu Bett und sagte, sie wäre krank. Als der Arzt kam und sie untersuchte, gab sie ihm viel Geld: dafür solle er sagen, auf keine andere Weise könne die Königin gesund werden, als wenn sie von dem Fleisch des blauen Stiers äße.

Kari, als sie das hörte, flehte den Arzt an, ob nichts anderes helfen könne. Auch alle anderen Menschen, sogar der König selbst baten mit ihr, weil alle den Stier gern hatten und weil es im ganzen Lande keinen zweiten gab, der so groß und noch dazu blau war.

Aber der Arzt bekam wieder Geld von der Königin und sagte: „Nein. Es muß der blaue Stier sein." Da gab der König Befehl, und schon wurde im Hof das Messer geschärft.

Als Kari den Schleifstein hörte, fing sie zu weinen an und lief schnell hinunter in den Stall. „Warum weinst du?" fragte der Stier ruhig und hielt ihr den Hals hin, damit sie ihn kraueu konnte.

Kari kraute ihn, aber dabei erzählte sie ihm alles. „Das ist noch nicht so schlimm," sagte der Stier, „dagegen gibt es Hilfe. Wenn du Mut

genug hast, dann setz dich auf meinen Rücken, und wir machen uns davon, so schnell wie der Sturm, daß niemand uns einholen kann."

Kari war zwar traurig, daß sie ihren Vater und ihre Heimat verlassen sollte. Aber in einem Hause mit der Königin bleiben, war noch schlimmer. So öffnete sie leise das Tor, kletterte auf den Rücken des Stieres, hielt sich an seinem Hals fest, und schon rannten sie mitten durch die erschreckten Hofmägde davon, daß die Steine unter den vier Hufen wegspritzten.

Der König ließ sofort die geschwindesten Pferde satteln. Er ließ alle Glocken im Lande läuten. Aber in der Nacht kamen alle Boten zurück. Sie waren bis an die Grenzen des Reiches gerast, aber niemand hatte den Stier mit der Königstochter gefunden.

Der Stier aber wanderte mit der Königstochter durch viele fremde Länder. Über hohe Berge und durch tiefe Seen ging der Weg. Bis sie eines Tages an einen unübersehbaren Wald kamen. Die Bäume und Blätter dieses Waldes waren ganz aus Kupfer, darum hatte er von ferne so rot geleuchtet. Ehe der Stier in den Wald eintrat, machte er halt und sagte: „Dieser Wald gehört einem Riesen mit drei Köpfen. Jetzt mußt

du achtgeben, daß du auch nicht ein einziges Blättchen abbrichst. Sonst ist es aus mit uns."

Da war die Königstochter sehr vorsichtig und bückte sich und bog sich und schob jeden Ast mit den Fingerspitzen beiseite. Aber der Wald war zu dicht. Ihr Haar verfing sich, und als sie es lösen wollte, riß sie ein Blatt mit ab.

„O weh," rief der Stier, „jetzt muß ich um unser Leben kämpfen." Und schon hörten sie Gestampfe und Geschnaube. Und da stand der Riese mit drei großen Köpfen und schrie sie aus drei schrecklichen Mündern zugleich an.

Sofort senkte der Stier den Kopf und rannte den Unmenschen an. Aber der war ebenso stark und erfaßte die Hörner des Stiers mit den Händen.

Den ganzen Tag dauerte der Kampf, und es wurde schon Nacht, als es endlich dem Stier gelang, den Riesen zu Boden zu werfen. Aber er selbst blutete aus so vielen Wunden und war so schwach, daß er kaum noch gehen konnte. Darum mußten sie einen Tag Rast machen, und das Mädchen wusch die Wunden des Stiers und verband sie mit ihrem Kleid. Da wurde der Stier wieder stark und gesund, und sie wanderten weiter.

Nach vielen Tagen kamen sie aufs neue an einen Wald. Dieser Wald war ganz von Silber, darum

hatte das blaue Fell des Stiers schon von weitem einen solchen hellen Schimmer gehabt. „Hier wohnt ein Riese mit sechs Köpfen," sagte der Stier, „gib acht um Gottes willen, daß du kein Blättchen abbrichst."

„Dieses Mal werde ich gewiß achtgeben", sagte die Königstochter und hing sich vor Furcht fester um den Hals des Stiers. Aber wie dicht war dieser Wald! Sie bückte sich und bog sich, schob jeden Ast beiseite. Die Zweige schlugen ihr ins Gesicht. Aber da, als sie schon dachte, mit wenigen Schritten aus dem Wald heraus zu sein, blieb ein Blatt an ihrer Augenbraue hängen und riß ab.

„O weh, o weh!" rief der Stier, „jetzt heißt es wieder kämpfen um unser Leben."

Die Erde zitterte, und ein Sturm schien zu kommen. Da stand der Riese mit sechs Köpfen und schrie aus sechs Mäulern zugleich, so daß sie unter seinem Atem Mühe hatten, auf den Füßen zu bleiben.

Aber der Stier rannte ihn ohne Besinnen an, rannte ihm die Hörner in den Leib, bohrte ihm die Augen aus. Doch der Riese war ebenso stark wie der Stier. Er packte ihn mit den Händen und mit den Zähnen an den Hörnern und ließ nicht los. Drei Tage kämpften sie. Bis endlich der Riese

tot dalag. Aber auch der Stier lag da so blutig und so matt, daß er nicht mehr von der Erde aufstehen konnte. Sie mußten drei Tage rasten. Die Königstochter nahm ihren Unterrock, zerriß ihn in Stücke und wusch und verband den Stier. Da lebte er wieder auf, und sie wanderten weiter.

Ganz langsam im Anfang, und Kari wollte durchaus zu Fuß neben dem Stier hergehn. Aber da wurde der Stier fast böse. Sie mußte sich wie immer auf seinen Rücken setzen und von Zeit zu Zeit seinen Hals krauen.

Nach langen, langen Wochen kamen sie vor einen dritten Wald. Dieser Wald war ganz aus Gold, darum hatte man schon von ferne kaum noch die Augen aufhalten können: so glänzte das.

Der Stier hatte fast Furcht hineinzugehn und sagte: „Nimm nur diesmal dich um Gottes willen in acht. Denn hier wohnt ein Riese mit neun Köpfen. Reiß nur diesmal kein Blatt ab."

Die Königstochter versprach es unter Tränen.

Aber dieser Wald war so dicht und wurde immer dichter, daß sie nur Schritt für Schritt weiterkamen und Kari vom Bücken und Biegen zu Tod erschöpft wurde.

Aber schon sahen sie das Ende des Waldes leuchten. Da ritzte ein Blatt die Haut ihrer

Wange, blieb in dem kleinen Schnitt hängen und brach ab.

Der Stier fiel in die Knie, so sehr lähmte ihn die Furcht vor dem Kampf, der jetzt bevorstand. Und schon kam der Riese wie ein schwarzer Schatten an, hatte einen ganzen Baumstamm in den Händen, und aus allen Augen seiner neun Köpfe brach rauchendes Feuer.

Kari fiel in Ohnmacht, als sie dieses Ungeheuer sah. Der Stier aber, mit einem Seufzer, der wie ein Wind die Blätter des Waldes rauschen machte, rannte ihn an, stieß ihm die Hörner in den Unterleib, daß alle Eingeweide heraushingen, durchbohrte alle achtzehn Augen und zerstampfte endlich jeden einzelnen der neun Köpfe mit den Hufen.

Aber dieser Riese war so stark, daß trotzdem der Stier nicht mit ihm fertig werden konnte. Sie kämpften ohne Unterbrechung acht Tage und Nächte. Der ganze Wald stürzte um sie nieder. Ihrer beider Blut stand kniehoch wie ein roter See im Wald, und die abgerissenen Stämme schwammen darin herum.

Endlich lag der Riese tot. Aber auch der Stier lag da mit geschlossenen Augen. Kari hörte nicht

mehr sein Herz schlagen, als sie das Ohr darauf legte. Sie zerriß ihr Hemd, wusch und verband den Stier. Aber erst am nächsten Tag schlug er wieder die Augen auf.

Diesmal mußten sie eine ganze Woche rasten, ehe der Stier wieder mühsam weiter konnte. Trotzdem er hinkte, mußte die Königstochter auch diesmal auf ihm sitzen. Aber sie machte sich ganz leicht und veränderte ihren Sitz oft, um ihn nicht zu sehr auf ein und dieselbe Stelle zu drücken. Wenn sie weiter fortrückte, als daß sie seinen Hals noch erreichen und krauen konnte, schalt er, und sie mußte wieder vorrücken. Nur das war schlimm, daß der Stier im Kampf sein linkes Horn verloren hatte. Dadurch hatte Kari kein Tuch mehr, das sie ausbreiten konnte und das sich deckte mit allem, was sie sich wünschte.

Nun kam der Winter. Es gab nicht mehr viel zu essen auf den Feldern und von den Bäumen. Kari wurde magerer als je. Und sie hatte nur ein Kleid aus Gras und Blättern, unter dem sie fror und zitterte. Sie mußte sich ganz an den Hals des Stiers andrücken, um von ihm Wärme abzubekommen.

Endlich kamen sie an einen Fels. „Siehst du was?" fragte der Stier. „Nein, ich sehe nichts

als den Himmel", sagte sie. Sie stiegen den Felsen hinan. „Siehst du jetzt was?" fragte der Stier. „Ja, in weiter, weiter Ferne sehe ich ein kleines, kleines Schloß." Sie stiegen über den Felsen weg und auf der andern Seite wieder hinunter. „Was siehst du jetzt?" fragte der Stier. „Jetzt sehe ich das Schloß ganz nahe. Aber jetzt ist es ganz groß", sagte sie. „Da sollst du hin," sagte der Stier, „denn wir können nicht mehr weiterwandern." Der Königstochter wurde so bang ums Herz, weil sie von dem Stier sich trennen sollte. Lieber wäre sie trotz Hunger und Kälte immer weiter mit ihm gewandert. „Wie soll ich mich in das Schloß wagen?" sagte sie. „Ich kann mich ja vor den einfachsten Menschen nicht sehen lassen, ohne Kleid und Hemd, wie ich bin. Bei jedem Schritt sieht man hier oder da ein Süück meines Leibes durch." „Brich viele Stücke Rinde von diesem Baum ab," sagte der Stier, „daraus machst du dir einen hölzernen Rock. Dann gehst du zum Schloß und bittest um einen Dienst. Wenn sie dich nach deinem Namen fragen, so sagst du, du hießest Kari Holzrock." „Ich brauche kein Dach und keine warme Küche", sagte sie noch einmal und weinte, „kann ich denn nicht bei dir bleiben?" „Bei mir stirbst du vor Hunger und Frost," sagte

der Stier, „ich kann dich nicht mehr satt und warm machen."

Da brach sie viele kleine Stücke Rinde ab und machte sich einen Rock. Der schmerzte sie bei jedem Schritt. Aber das half ihr nichts. Der Stier bestand darauf, daß sie darin zum Schloß gehe und an das Küchenfenster klopfe.

Sie ging also und klopfte. „Ja," sagte der Koch, „du kannst aufwaschen. Die, die bisher aufgewaschen hat, ist auf und davon. Und dir wird es wohl auch bald zuviel sein." „Nein," sagte sie, „ich werde sehr fleißig sein."

Das war sie auch, immer tätig. Wenn sie aufstand, war es noch Nacht, wenn sie schlafen ging, waren längst alle andren Lichter im Schloß schon ausgelöscht. Trotzdem fand sie jeden Tag Zeit, während alles beim Mittagessen saß, eine halbe Stunde zum Stier zu gehn. Er lag in einer Felshöhle, scharrte sich nachts, wenn ihn niemand sah, draußen Gras aus dem Schnee, und schlief am Tage. Oder träumte er? Wenn die Königstochter kam, hob er den großen Kopf, sah sie an, und sie mußte sich wieder auf seinen Hals setzen und ihn kraueen.

Am nächsten Sonntag wurde Besuch im Schloß erwartet. Da fragte Kari, ob sie dem Königssohn

das warme Wasser zum Waschen hinaufbringen dürfe. Da lachten alle in der Küche laut und riefen: „Was? Du häßlicher Trampel?" Aber sie hörte nicht auf zu bitten, bis der Koch es ihr erlaubte. Als sie nun unter dem Gelächter aller die Treppe hinaufstieg, rumpelte ihr Holzrock so laut, daß der Königssohn ungehalten vor die Tür herauskam und fragte: „Was ist denn das?" „Ich wollte Euch das Wasser bringen", sagte sie. Aber er sagte: „Glaubst du, von dir will ich Wasser haben?" Damit schüttete er ihr das Wasser über den Kopf.

Da ging sie, obwohl es noch nicht Mittag war, in die Felshöhle zum Stier, vergaß ihn zu krauen und weinte.

Der Stier fragte sie, und als er gehört hatte, was vorgefallen war, sagte er: „Nimm dein kleines Messer und schneide mir den Kopf ab. Dann ziehst du mir das Fell herunter und machst dir ein Kleid daraus. Von meinem Fleisch aber kannst du essen. So kannst du dich lange nähren und brauchst nicht zu frieren. Wenn du aber einmal in allergrößte Not gerätst, dann nimm mein linkes Horn und blase darauf. Dann wird sofort Hilfe da sein."

Die Königstochter weinte so sehr, daß das

Wasser in der Höhle stand. Sie konnte nicht den Mut finden, auch nur das Messer anzufassen. Aber der Stier sagte, das sei der einzige Dank, den er wolle.

So schnitt sie endlich zu, zog ihm die Haut ab und machte sich ein weiches, warmes Kleid daraus. Jeden Abend holte sie sich heimlich von der Glut, die aus der Schloßküche auf den Hof geworfen wurde, und briet sich Stücke von dem Fleisch des Stiers daran.

Obwohl sie von all den weiten Wegen magerer geworden war, als sie je zu Hause gewesen war, wurde sie nun wieder blühend, blühender als je. Es war wie ein Zauber. Sie sah es in einem Bach, in dem sie sich spiegeln konnte. Und obwohl sie noch immer trauerte um den Stier, freute sie sich doch an ihrem Bild und ging täglich an den Bach und wünschte nur, der Stier hätte sie so sehen können.

Aber es hatte ein Mann vom Schloßgesinde gemerkt, daß sie jeden Morgen zum Bach ging. Der Mann war ganz verwundert über das schöne blaue Kleid und das anmutige Gesicht des Mädchens und erkannte die Küchenmagd von vorher nicht wieder.

Als sie einmal schlief, kam der Mann in die

Höhle hinein, stand und sah sie an. Als er sah, daß sie ganz fest schlief, rückte er einen großen Stein vor den Ausgang, weckte sie und wollte sie in seine Arme ziehn und mit ihr scherzen.

Sie schrie auf und wollte fliehen. Aber sie konnte den Stein nicht fortrücken. Da griff sie in ihrem Entsetzen zu dem Horn des Stiers, an das sie längst nicht mehr gedacht hatte. Sie nahm es und blies mit ihrer letzten Kraft hinein.

Ein Schall kam heraus, so stark, daß sich die Wände zu bewegen anfingen. Der ganze Berg schien auseinander zu brechen. Der Stein vor dem Ausgang wurde beiseitegeschoben. Kari sowohl als der Mann waren durch die Stärke des Tones so an die Höhlenwand gepreßt, daß sie sich nicht bewegen konnten.

Das merkwürdigste aber war, daß der Ton blieb, auch nachdem Kari keine Kraft mehr zum Blasen hatte und das Horn vom Munde absetzen mußte. Ungeheuer, als ob er vom Himmel käme, sang der Ton durch die Höhle und in das Land hinaus.

Alle Menschen im Schloß liefen zusammen. Der Königssohn kam. Allen voran lief er dem Ton nach, fand den Eingang zur Höhle, ging hinein

und sah im Lichtstrahl die Königstochter in ihrem blauen Fellkleid. Sofort hörte das Horn auf zu singen. Der Königssohn stand da, außer sich vor Staunen, ein so schönes Mädchen zu finden in einem so wunderbaren Kleid. Er hob das Mädchen auf seine Arme und trug sie ins Schloß. Sie war so schwach, daß sie kaum sprechen konnte und nur noch sagen, man solle die Stücke Baumrinde, die auf der Erde herumlagen, mitnehmen.

Am nächsten Tag kam der Königssohn und klopfte an die Tür. Sie hatte aber ihr hölzernes Kleid angezogen, und als sie Herein rief und er sie sah, erkannte er sie nicht und wollte böse werden über das häßliche Geschöpf, das ihm schon wieder unter die Augen kam. Aber dann hob sie den Kopf auf, und er erkannte sie.

Er fragte, ob er sie vor seinen Vater, den König, führen dürfe. Sie war einverstanden, aber sie zog erst ihr blaues Fellkleid wieder an, und obwohl man ihr silberne und goldene Kleider mit vielen Edelsteinen brachte, wollte sie kein anderes Kleid.

Vor dem König begehrte der Sohn sie zur Gemahlin. Dem König selbst gefiel das Mädchen so außerordentlich in ihrem gelben Haar, das so gut zu dem blauen Kleid stand, daß er nicht eine Sekunde zögerte, seine Einwilligung zu geben.

Solange sie lebte, zog die Königstochter Kari kein anderes Kleid an als das blaue. Auch als sie Königin wurde, nicht. Wenn sie allein saß, kraute sie manchmal ein bißchen am Fell, als ob der Stier noch darunter sei. Wenn ihre Kinder an dem Fell zupften und fragten, warum sie immer dasselbe Kleid trage, ging sie zu ihrem Gemahl: der strich mit der Hand über das Kleid, hielt das gelbe Haar an das Blau und sagte, er wolle sie nie in einem andern Kleid sehen als in diesem.

Die Mundharmonika

Wieder einmal wurde es Herbst. Wie jedes Jahr machten sich die Bauern von Westfjäll bereit, mit ihrem Vieh von der Bergalp zu Tal zu ziehen. Als sie die Herde zählten, fehlte ein Rind. Sie suchten nach Nord, Süd, West, Ost. Aber außer Stein und Gras war da nichts mehr zu finden. Das Rind mußte verzaubert sein.

Der älteste Sohn kletterte suchend am höchsten hinauf. Als er spätabends vor die Hütte kam, sah er den Ochsen ruhig am Zaun stehen und Salz lecken. Es war zu spät zur Heimkehr, zumal wenn er noch am Strick den Ochsen führen mußte. Also suchte er sich Birkenreisig zusammen, machte ein Feuer an, und bald war es in der Hütte so warm und hell wie am Weihnachtsabend. Er aß sein Brot und warf sich aufs Heulager. Da er noch nicht einschlafen konnte, zog er seine Mundharmonika aus der Tasche und fing an, sich eins

zu spielen. Bis er mit der Harmonika im Munde einschlief.

Aber bald wachte er wieder auf durch ein Rascheln. Als er den Kopf drehte, sah er am Tisch ein schönes Mädchen stehen. Sie hatte ihr Haar gelöst und flocht es vor dem Spiegel in zwei dicke Zöpfe. Das Haar fiel ihr bis über die Hüften und glänzte im Licht so, als stände es im Feuer.

Der Bursche lag ganz still und wagte nicht einmal einen Fuß zu bewegen. Einmal, als das Mädchen sich zur Seite wandte, sah er auch ihr Gesicht. Es war so schön, daß er merkte, es war kein irdisches Mädchen, sondern ein Geisterwesen.

Nach einer Weile nahm er seine Mundharmonika und begann einen Tanz zu spielen.

Das Mädchen schrie auf und zur Tür hinaus war sie. Aber er hörte nicht auf zu spielen und spielte immer ausgelassener.

Da steckte das Mädchen vorsichtig den Kopf zur Tür herein, sah sich den Burschen an, und da kam sie auch schon ganz ins Zimmer, schloß die Tür hinter sich und begann zu tanzen. Im richtigen Takt, schnell, und zu Beginn noch leise. Bald aber stampfte sie mit den Füßen, stieß tolle

Schreie aus und schwang, wenn sie sich drehte, immer ein Bein über den Stuhl weg.

Da löste der Bursche plötzlich seinen Gürtel, warf den Gürtel um das Mädchen herum und zog sie so an sich.

Zu seiner Verwunderung ließ sie sich ohne alles Widerstreben heranziehen. Es kältete ihn ab, daß sie sich so wenig wehrte. Er ließ ein Ende des Gürtels los, und sofort eilte sie zur Tür.

Da sie ihm aber doch wieder zu schön war, um sie einfach laufen zu lassen, warf er ihr wie von Sinnen seine Mundharmonika nach und traf sie oben am Kopf.

Da senkte sie den Kopf und kehrte zurück.

Er zog sie auf sein Lager herunter und wollte ihr mit der Hand den Tropfen Blut abwischen, der sich aus ihrem Haar hervordrängte. Als er aber das schöne Haar so dicht bei sich sah, küßte er ihr das Blut fort.

Dadurch war sie ihm untertan geworden. Sie schliefen zusammen, und sie hatte ihren Kopf auf seiner Brust liegen, so daß er ganz von ihrem Haar bedeckt war.

Am nächsten Morgen, als er den Ochsen an den Strick band und anfing zu Tal zu gehen, ging sie

nebenher. Sie trug in einem Korb noch einige Gegenstände, die auf der Alp vergessen worden waren, sang merkwürdige Lieder und sprang mit einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit von Stein zu Stein, viel weiter als ein irdischer Mensch hätte springen können.

Der Bursche dachte zwar manchmal: das heißt schnell an eine Frau kommen. Er dachte auch an die reichen Mädchen unten, die er alle zur Auswahl hatte. Aber da sie so schön war und sang und sprang wie keine zweite, wurde seine Liebe immer wieder ganz unsinnig, so daß er schwieg und sie immer tiefer mit zu Tal nahm.

Die Leute im Dorf, vom ersten Haus an, wunderten sich sehr über die Begleitung, mit der er heimkehrte. Seine Eltern wurden böse, seine Geschwister spotteten laut.

Aber es war an dem Mädchen nichts auszusetzen als höchstens, daß sie gelbe Zähne hatte. Wenn sie Sonntags mit in die Kirche ging, war kein anderes Mädchen an Schönheit ihr zu vergleichen. Auch war sie freundlich zu allen, lachte, sang, war immer tätig im Hof oder im Stall. Wenn sie arm war, so wurde das dadurch gutgemacht, daß unter ihren Händen alles wie durch ein Wunder gedieh, daß der Wohlstand im Hause

zunahm und alles glänzte wie in keinem anderen Haus.

Trotzdem fing nach einem Jahr der Mann an, schlecht gelaunt zu werden. Er konnte es doch nicht vergessen, daß seine Frau kein Mensch wie er und die anderen war. Immer sah er die Leute an, ob sie ihn ausspotteten. Er dachte, daß sie ihn nicht mehr ebenso grüßten wie früher. Immer suchte er etwas, weshalb er die Frau schelten konnte. Er begann sie zu stoßen, zu schlagen und sogar zu treten wie einen Hund, obgleich sie in ihrem Fleiß und ihrer Freundlichkeit nicht nachließ.

Da ging das Glück vom Hause fort. Das Korn verdarb auf dem Feld. Das Vieh im Stall wurde krank. Bald gewann es den Anschein, daß sie als Bettler mit Sack und Stock vom Hause müßten.

Dadurch ging der Mann nicht etwa in sich und besserte sein Benehmen. Sondern er wurde sogar noch schlimmer. Bis er einmal im Zorn die Feuerzange vom Herd nahm und die Frau auf den Kopf schlug, daß ihr das Blut über die Augen lief.

Im gleichen Augenblick war sie verschwunden. So, als ob sie in die Erde gefallen oder durch das

Dach entflogen wäre. Er sah sie nirgends mehr, weder in der Küche noch im Flur. Er hörte nur eine Frauenstimme weinen. Aber er vermochte nicht aufzufinden, woher der Schall kam, und nach einer Stunde hörte auch das Weinen auf.

Nun suchte er Tag für Tag. Vor dem Dorf, hinter dem Dorf. Im Wald. In der Felsschlucht. Auf dem Berg. Er rief. Von überall hörte man seine Stimme. Die Kinder äfften ihm nach. Die Nachbarn suchten mit ihm und riefen. Aber umsonst. Nicht eine Spur von ihr war mehr zu finden.

Dennoch deckte der Mann immer noch den Tisch mit für die Frau, faltete ihr Bett auf zum Abend, ließ ihre Kleider unberührt im Schrank hängen.

Im Sommer, als er auf der Alp wohnte, saß er die halben Nächte, besonders wenn der Mond schien, und spielte auf der Mundharmonika denselben Tanz, den er damals gespielt hatte.

Umsonst. Er sah die Frau nie wieder. Er hörte nie wieder etwas von ihrer Stimme.

Es war in dem Sommer, als sein Töchterchen sechs Jahre alt wurde und zum erstenmal in die Schule ging. Da sagte sie nach der Heimkehr zu ihrem Vater: „Sieh einmal, was für eine schöne

Haarspange mir die Frau gab." „Was für eine Frau?" sagte der Vater. Er nahm die Spange und erkannte sie als Spange seiner Frau. Sogar eines ihrer goldenen Haare hing noch daran.

Schnell ging er mit dem Kind zurück, stand überall und sah nach allen Seiten aus. Wenn das Kind wieder zur Schule ging, versteckte er sich und wartete, ob nicht plötzlich die Frau erschiene.

Alles umsonst. Er wurde von Tag zu Tag trauriger, magerte ganz ab und starb im Winter.



Ein Augenblick im Paradies



wei junge Männer waren einmal so innige Freunde, daß sie beschlossen, sich nie zu trennen. Trotzdem mußten sie nach ein paar Jahren doch auseinander und in verschiedene Städte des Landes. Viele Berge, Flüsse und Seen kamen nun zwischen sie. Da versprachen sie sich, daß jeder zu des andern Hochzeit kommen müsse.

Nach drei Jahren starb der erste. Und wieder nach zehn Jahren heiratete der zweite.

Als er zwischen den vielen Hochzeitsgästen am Tisch saß und unter dem Tisch die Hand seiner Braut in der seinen hielt, sah er seinen toten Freund in das Zimmer treten.

Niemand der andern bemerkte ihn.

Der Bräutigam stand auf, ging dem Freund entgegen und begrüßte ihn mit großer Freude.

„Da bin ich zu deiner Hochzeit gekommen, wie ich es dir versprochen habe", sagte der Freund.

Der Bräutigam fragte: „Wie geht es dir da, wo du bist?"

„Es geht mir da, wo ich bin, so gut, daß es gar nicht zu sagen ist," antwortete der Freund, „wer es nicht sieht, der kann es nicht begreifen."

„Wie gern möchte ich es einmal sehen! Einen Augenblick nur. Wenn das zu machen wäre!"

„Das ist zu machen. Komm nur mit."

„Gleich. Zuvor muß ich noch mit meiner Braut den ersten Tanz machen."

„Das hat doch einen Augenblick Zeit. Komm nur eben mit."

Da zögerte der Bräutigam nicht länger und ging mit in das Paradies.

Da war alles so golden und voll Schall, daß es wirklich keine irdischen Worte beschreiben können.

Der Bräutigam stand nur immer und schaute. Und ging immer noch ein kleines Stück tiefer hinein.

Der Freund sagte: „Du mußt nun wieder hinuntergehen. Deine Braut wartet auf dich und wundert sich schon."

Der Bräutigam erwiderte: „Ich bin ja erst einen Augenblick hier", und er hörte einem fernen Gesang zu, der ihn so leicht machte, daß er in der Luft zu schweben anfing.

„Du mußt gehen," sagte der Freund, „alle Gäste suchen dich bereits. Deine Braut sitzt in Unruhe und hält die Hand auf ihr Herz."

„Ich bin ja erst einen Augenblick hier", erwiderte der Bräutigam wieder und flog auf einen Baum zu, der wie die Sonne strahlte.

Der Freund sagte zum dritten Male: „Aber nun mußt du endlich gehen. Deine Braut weint."

Da kam der Bräutigam wieder hinab auf die Erde und ging schnell in das Hochzeitshaus.

Aber da war ja alles verändert. Keine Musik. Keine Menschen auf Treppe und Flur.

Ganz wunderlichen Herzens fragte er eine uralte Frau, die aus einer Tür trat und die er nie gesehen hatte: „Ist denn hier nicht heute Hochzeit?"

„Hier?" fragte die Frau. „Nein, hier ist keine Hochzeit. Und hier ist auch keine Hochzeit gewesen seit hundert Jahren. Da war einmal eine. Aber eine merkwürdige. Meine Großmutter hat mir davon erzählt, als ich ein kleines Mädchen war. Da ist der Bräutigam für einen Augenblick hinausgegangen, gerade, als er mit seiner Braut den ersten Tanz beginnen sollte, und ist nie wiedergekommen." Da merkte er, daß er hundert Jahre da oben gewesen war und daß alle seine

Freunde auf Erden längst dahin waren. Er bat Gott, daß er ihn wieder zurücknähme dorthin, wo er gewesen war.

Während er vom Hause fort ging, fühlte er sich älter werden. Er wurde ganz müde und setzte sich auf einen Stein. Da sah er plötzlich, daß seine Hände verwelkt waren, als er seinen Bart in die Hand nahm, war der Bart ganz weiß. Er tat einen leichten Hauch und starb.

Die Frau, die keinen Schatten hat



Ein junges Mädchen auf dem Lande war arm, aber so schön wie keine andere. Obwohl sie dabei ein wenig leichtfertig und öfter auf dem Tanzboden als in der Küche zu finden war, bat doch ein Pfarrer um ihre Hand, und sie nahm den Antrag an.

Der Pfarrer war ein guter Mensch, Sonntags eifrig in der Predigt, aber in der Woche nur verliebt in seine Frau.

Die Frau blühte unter seinen Liebkosungen noch mehr auf. Die Leute auf den Straßen blieben stehen und sahen ihr bewundernd nach. Ihre einzige Sorge war, daß sie Kinder bekommen könnte und daß dann ihre Gestalt entstellt würde.

Darum ging sie eines Tages über Land zu einer alten Frau, die im Ruf geheimer Künste stand.

Diese Frau ging um Mitternacht mit ihr in den Wald. Sie gruben drei Steine aus der Erde. Die Alte nahm die Steine und sagte: „Das sind die drei Kinder, die zu bekommen dir bestimmt ist. Komm jetzt mit, unweit ist ein Brunnen. In den wirfst du die Steine hinein. Dann wirst du von Kindern verschont bleiben."

Die Pfarrerin machte der Alten ein Geschenk, ging zu dem Brunnen und warf einen Stein nach dem andern ins tiefe Wasser.

Singend wie ein Vogel und mit Tanzschritten ging sie am Morgen nach Hause zurück.

Bald darauf ging einmal der Pfarrer mit seiner Frau bei Mondschein über den Kirchhof. Sie hielten sich bei der Hand und tanzten, da niemand sie sehen konnte. Der Toten vergessend, liefen sie wie Kinder sich zwischen den Grabsteinen nach, versteckten sich, küßten sich.

Da, als einmal die Frau vor ihm her lief, bemerkte der Pfarrer, daß sie keinen Schatten hatte. Er sah genau hin. Er fing sie, ließ sie auf beiden Seiten vor sich gehen, wartete eine Weile und sah wieder hin. Immer blieb es so. Er selbst hatte einen starken, blauen und langen Schatten, aber seine Frau nicht. Wo ihr Schatten hätte

sein sollen, waren die Kieselsteine blank und golden.

Da kam eine große Angst über den Pfarrer. Er fragte die Frau, wie es komme, daß sie keinen Schatten habe wie alle anderen Menschen.

Sie hatte es noch gar nicht bemerkt und erschrak sehr.

Er meinte, sie müsse eine schwere Sünde begangen haben und sie solle ihm gestehen. Sie sagte, sie wisse von keiner Sünde. Aber er ließ nicht nach zu fragen und in sie zu dringen, Tag und Nacht. Er küßte sie nicht mehr, sah sie nicht mehr an, sprach kein anderes Wort mehr mit ihr, schlief nicht mehr in ihrem Zimmer.

Da dachte sie endlich, daß ihre Tat nicht gar so sündig sei, und gestand ihm.

Er aber, ohne ein Wort herauszubringen, packte in ungemessenem Zorn sie an, warf sie vor die Haustür, trat noch mit dem Stiefel nach ihr.

Sie lag acht Tage und Nächte vor seiner Schwelle. Aber er ließ sie nicht ins Haus. Wenn er ausgehen mußte, trat er über sie weg und schloß die Tür hinter sich ab.

Leute des Dorfes, ohne zu fragen, was ihr Vergehen sei, brachten ihr heimlich in der Nacht zu essen.

Endlich, als die Frau sah, daß Verzeihung unmöglich war, ging sie vom Haus fort. Durch Wälder schleppte sie sich, an Seen vorbei, über sandige Wege, Dörfer meidend und dennoch von den Hunden selbst aus der Ferne angebellt. Bei Sonne und Mond versteckte sie sich ganz. Nur bei trübem Wetter wagte sie sich an Haustüren, um zu betteln.

Ihre Kleider zerfielen. Sie ging mit nackten Füßen, aus denen Blut rann. Ihre Haare wurden weiß. Sie wußte nicht, irrte sie Jahre oder Jahrzehnte umher.

Manchmal in der Nacht hörte sie ein fernes Weinen. Seitdem mied sie auch die Wälder. Manchmal hörte sie auch von klagenden Kinderstimmen ihren Namen rufen. Oder sie hörte Schritte neben sich laufen, so als wenn Kinder neben ihr her wären und sich bemühten, an ihrer Seite zu bleiben. Ja, manchmal kam ihr vor, als ob eine Kinderhand sich an ihrer Schürze halte.

Sie war ganz alt geworden. Sie mußte sich an den Hauswänden stützen, wenn sie sich durch die Straßen schleppte. Sie dachte oft, nun würde sie Enkelkinder haben. Wie sehnte sie sich, in ihre rosigen Gesichter zu sehen. Sie sah in alle Kinder-

gesichter. Aber alle Kinder blickten sie ganz fremd an und gingen an ihr vorüber.

Endlich fühlte sie sich sterben. Sie verkroch sich in die Dunkelheit einer Kirche, wo niemand merken würde, daß ihr der Schatten fehlte.

Da kamen in der Nacht drei Kinder daher, die sich bei den Händen hielten und traurig zu ihr hinsahen. Hinter den drei Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, sah sie zehn, zwanzig, hundert Kinder herankommen, alle bleich, alle mit denselben unsagbar traurigen Gesichtern: die Ungeborenen, die aus ihren Kindern und Kindeskindern zu entstehen bestimmt gewesen waren.

Sie schrie im Sterben auf wie ein getroffenes Tier. Jetzt erst erkannte sie ihre ungeheure Sünde.

Aber, als sie mit den Nägeln ihre Haut aufriß, um sich selbst zu strafen, da kamen ihre drei Kinder auf sie zu. Sie streichelten die alte Frau, glätteten ihr greises Haar, deckten ihr das Kleid über die entblößten Glieder und drängten die Wangen an ihre welke Brust.

Da zog sie die Kinder ganz in ihren Schoß und starb so.



Der Tag der unschuldigen Kinder



Kala Kula hatte sein Leben lang gestohlen, Menschen angefallen, Häuser niedergebrannt und sogar, ohne daß jemand darum wußte, einen Menschen totgeschlagen. Jetzt war sein Bart weiß geworden. Von allem Schnapstrinken und Gefangensitzen war er ganz schwach geworden. Er lag im Bett und spürte deutlich, wie der Tod auf seiner Brust saß und sich immer schwerer machte.

Seine Frau nahm die Bibel, um ihm in der letzten Stunde daraus vorzulesen. „Was ist heut für ein Tag?" fragte er. „Der Tag der unschuldigen Kinder", sagte die Frau. „Dann leg die Bibel wieder auf den Schrank. Geh in die Küche und back Buchweizenkuchen. Eine große Schüssel voll." „Was willst du mit Buchweizenkuchen?

Du hast ja keine Kraft mehr, sie zu essen." „Ich will sie auch nicht essen. Du sollst sie mir in ein Papier packen und in den Sarg legen."

Die Frau ging in die Küche, machte Feuer, tat Butter in die Pfanne und buk. Als sie in das Zimmer zurückkam, lag Kala Kula tot da. Da legte sie ihm die Buchweizenkuchen, in ein Papier gepackt, in den Sarg, unter seine gefalteten Hände, mitten auf den Leib.

Kala Kula kam an die Himmelstür, mit seinem gefüllten Papier unter dem Arm. Er klopfte an. Aber Sankt Peter sah nur flüchtig in sein Gesicht, schlug gleich das Fenster wieder zu und winkte ihm ab.

Kala Kula hörte nicht auf zu klopfen. Bis Sankt Peter zornig wurde, das Fenster wieder aufriß und ihn anschrie: „Machst du dich wohl fort! Was willst du nach all deinen Übeltaten im Himmel?"

„Übeltaten genug," sagte Kala Kula, „aber ich bin am Tag der unschuldigen Kinder gestorben. Darf ich darum nicht wenigstens einmal hineinsehen zu den unschuldigen Kindern?"

Dagegen konnte Peter nichts sagen. Er machte also die Tür einen Finger breit auf. Jetzt konnte

Kala Kula mit einem Auge hineinsehen. „So seh ich nicht recht", sagte er.

Sankt Peter machte die Tür eine Hand breit auf. Schnell rief Kala Kula in die offene Tür hinein: „Kommt her, ihr unschuldigen Kinder! Hier gibt es Buchweizenkuchen!"

Ehe es Sankt Peter hindern konnte, waren die Kinder da, ganz blonde, braune und ganz schwarze. Kleine, die im Lauf hinfielen, und große, die über die gefallenen hinwegsprangen. Denn Buchweizenkuchen hatten sie im Himmel noch nicht gehabt.

Jedesmal gab Kala Kula durch die Spalte durch. Immer nur eine Kinderhand ließ Sankt Peter sich herausstrecken. Aber dabei war er schon so von Kindern umdrängt, daß er kaum noch auf seinen Beinen stehen konnte.

„Aber die Kleinen, die gefallen sind, müssen doch auch haben", sagte Kala Kula.

Da entstand ein solches Gedränge von klein und groß in der Tür, daß sie sich ganz öffnete. Mit einem Satz war Kala Kula im Himmel. Die Kinder hingen sich so fest an seine Rockschöße, an seine Arme, an seine Beine, daß Sankt Peter ihn nicht mehr hinausschieben konnte.

Nicht einmal Gottvater, der hinzukam, vermochte etwas auszurichten. Er kam vor hundert

und tausend Kindern, die sich um Kala Kula drängten, nicht einmal an ihn heran.

Und abends lag Kala Kula schon mit lockigen Haaren und einer neuen schneeweißen Haut auf einer Wolke zum Schlafen ausgestreckt und zog so über die Erde hin.

Die Königin am Fenster

Um Weihnacht zu feiern, kamen auf allen Wegen die Grafen zu des Königs Schloß geritten. Der König saß in der Mitte des Saales, jung, stark, mit lachenden Zähnen, und hob mit rascher Hand die knienden Herren von der Erde auf. Die Königin aber, fast noch ein Kind, saß am Fenster und sah den Gästen entgegen, um von weitem zu erkennen, wer alles komme, wie ein jeder gekleidet sei, was für ein Roß ein jeder habe und wieviel Dienerschaft. Was war es auch für ein lustiges Bild, alle die Männer auf ihren Pferden durch Wiese und Wald und Hügel daherkommen zu sehen!

Da kam aber einer in einem Mantel, rot wie Scharlach. So fern er war, alles überleuchtete er, was vor ihm ritt. Im Wind wehte der Mantel, vor dem Herrn ritt ein Knappe, hinter ihm ein Knecht. Sein weißes Pferd tanzte mehr, als es schritt. Die Sonne schien plötzlich zu strahlen, das fahle Gras zu grünen, es schien

Sommer und die ganze Erde voll Glück geworden zu sein.

„Wer ist das?" fragte ein Fräulein die Königin. Die Königin aber hatte die Frage nicht gehört und sah nur den Ritter an im roten Mantel, fast noch ein Knabe. Andere Fräulein kamen herzu, sahen und fragten voll Staunen: „Wer ist es denn?" Die Grafen im Saal drängten sich heran. „Wer ist es?" fragte der König von seinem Stuhl. „Es ist Junker Waters", sagte einer.

„Schöner als den Junker Waters habe ich in meinem Leben noch nichts gesehen", sagte die Königin und sah immer durchs Fenster.

Da stand der König, der nur das Gesicht der Königin sah, vom Stuhl auf. Lange konnte er nicht sprechen und war ganz weiß im Gesicht. Dann aber keuchte er, mit Schaum vor dem Munde: „Und wäre er dreimal so schön, der Junker Waters, für dich sollte ich immer noch schöner sein." Die Königin, ganz erschreckt, lief schnell vom Fenster und sagte, die Arme zu seinem Hals hochstreckend: „Ja, du bist der König. In ganz Schottland kommt doch dir keiner gleich."

Aber was sie auch sagte und ob sie auch auf den Knien hinter ihm kam, der König ging aus dem Saal.

Der Junker aber kam nicht einmal zu dem Tor, auf das er tanzend zuritt. Des Königs Knechte rissen ihn vom Pferd. Sie rissen ihn durch das Gras. Sie rissen ihn auf den Hügel. Sie schlugen ihm mit einem Schwert das Haupt vom Hals. Nicht einmal, warum er sterben mußte, sagten sie ihm.

Und nur für die paar Worte der jungen Königin mußte er sein Blut lassen.



Der junge Bettler

Auf den stolzen Hof kam ein Bettler. Die Frau hörte Stimmen draußen. Sie ging hinaus, da fuhr der Oberknecht den Bettler an: „Du junger Kerl! Du kannst doch arbeiten! Bist jünger als ich! Stärker als ich! Ihr Hunde, alle hierher! Beißt mir den Kerl vors Tor hinaus!"

Die Herrin sah dem Bettler ins Gesicht und strich ihr weißes Haar zurück. „Hätte mir der Himmel einen Sohn geschenkt, so möchte ich wohl, daß er ein solches Gesicht gehabt hätte, so schwarze Augen und so weiße Zähne und eine Locke so in die Stirn", dachte sie. Sie wies den Knecht zur Ruhe und lud den Bettler an den Ofen in die Küche. „Wärm dich wenigstens ein Stündchen!" Aber da gab es bald Streit. Die Mägde gaben ihm von ihrem Essen, aber die Knechte warfen ihm Teller und Schüsseln an den Kopf. Die Herrin steckte sich eine goldene Brosche vor und ging in die Küche. „Komm ins Zimmer zu uns,

fremder Mann", sagte sie und hielt ihm die Tür offen.

Da saß der junge Bettler zwischen Mutter und Tochter und trank und sang zur Laute und erzählte Geschichten. Oft sah er die Tochter an, und immer hing die Tochter mit den blauen Augen an seinem Gesicht. Sie spann und spann und stach sich, und das Blut lief ihr vom Finger auf die Schürze und sie merkte es nicht.

Die Herrin ging, ihm ein Nachtlager zu bereiten. „Wärst du schwarz und wüst," sagte der Bettler zu der Tochter, „so nähm ich dich auf den Rücken und fort mir dir!" „Wär ich weiß und schön wie ein Engel," sagte sie, „dann ginge ich mit dir, wohin du willst." Und schon waren sie eins, vor dem ersten Hahnschrei zu fliehen.

Noch war es Nacht. Da schlossen sie leise die Tür auf, sie lockte die Hunde, daß sie still waren, und schnell liefen sie das Feld hinan, durch Gesträuch und durch Wasser.

Als die Herrin wach wurde, tappte sie zu des Bettelmanns Lager. Aber da war das Stroh kalt und der Bettler fort. Sie schrie Knechte und Mägde zusammen. „Wenn der uns bestohlen hätte! Nie wieder nehm ich so einen Menschen ins Haus!" Aber nichts war angerührt in Kisten

und Kasten. „Wo bleibt die Tochter?“ rief sie. Sie eilte an das Bett, da war das Bett kalt und die Tochter weg.

„O weh! Sie ist fort mit dem Bettelmann! Zu Pferd! Alles zu Pferd!“ Sie setzte sich selber in den Sattel. Straßauf, straßab schollen die Hufe.

Aber in einem Tal, fernab, saßen die beiden und schnitten sich Stücke von einem Käse. Sie saß ihm im Schoß. Er steckte ihr Bissen in den Mund, sie ihm. „Wie wird meine Mutter durchs Haus schreien“, sagte sie. „Mein Kind,“ sagte er, „willst du nicht zurück? Wie jung bist du und kennst die Bettlersprache nicht.“ „Wie?“ sagte sie, „ich schleppe den Fuß und hinke und übers Auge binde ich mir ein Tuch. Dann sagen die Leute: O weh, das arme Ding! und geben. Und wir leben in Freude!“

Warum bliebst du stumm?

Da war ein junger Ritter, bleich unter allen Sonnverbrannten, ernst unter allen Lachenden, stumm unter allen Singenden. Einsam ritt er auf seinem schwarzen Roß dahin und sah nicht die Menschen rechts und links auf der Straße an. Woran er dachte, wenn er seinem Pferd auf den Hals sah? Wer wußte es? Was in seinen Augen leuchtete? Wer wußte es? Sonntags führte er an der Hand seine Mutter zur Kirche. Aber daß da noch andre Frauen und Mädchen waren, das sah er nicht. Und daß die Frauen und Mädchen alle ihn ansahen, das gewahrte er nicht.

Alle Frauen und Mädchen sprachen von ihm. Nur eine nicht, Katharina mit Namen. Aber warum wurde diese mit jedem Tag bleicher und schwächer? Sie ging nicht mehr vors Haus. Sie legte sich zu Bett, und man sperrte durch Vorhänge die Sonne von ihrem Zimmer ab. Kein

Arzt konnte da helfen. Die Mutter weinte und betete zu Gott umsonst. Der Vater ging abseits in eine entlegene Kammer, und ein Diener, der da vorbeikam, hörte ihn laut schluchzen.

Sie streuten Blumen auf das Bett der Kranken, und während sie mit schwachen Händen die Blumen streichelte, mit geschlossenen Augen, begann ihr Leben mehr und mehr zu entweichen.

Einmal zog sie der Muter Ohr an ihren Mund und verriet endlich, was ihr Geheimnis war. Sie sprach nur ein Wort, nur einen Namen: „Heinrich". Und drückte das Gesicht der Mutter an das ihre.

Schlief sie? Lag sie tot? Die Mutter warf ihr Tuch um, traf auf der Straße den Ritter. „Kommt schnell," sagte sie, „meine Tochter stirbt, weil sie Euch liebt und nicht lieben darf."

Da wachte des Ritters Gesicht wie aus dem Schlaf auf. Er erinnerte sich, wie er als Kind Katharinen gesehn und mit ihr gespielt hatte. Wie durch ein Wunder schwoll und zerriß sein Herz plötzlich von unnennbarer Liebe.

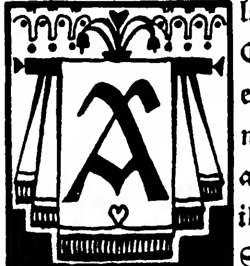
Schneller als die Muter war er im Haus, trat an das Bett. Aber da lag Katharina und hatte ihren letzten Atemzug getan. Laut klagte die Mutter und klagte den Ritter an.

Heinrich, das gar so bleiche Gesicht entzündet, als stünde es in Flammen, beugte sich über die Tote und küßte sie auf den Mund.

Und die Tote, noch voll Anmut daliegend, hob noch einmal den Kopf, öffnete die Augen, legte die Arme um den Jüngling und sank wieder hin, von keinem Ruf aufzuhalten.



Der Knabe mit dem Mantel



ls König Arthur mit großer Gesellschaft bei Tisch saß, trat ein lieblicher Knabe ein. Niemand kannte ihn, aber da er so anmutig anzusehen war, wies ihn niemand fort.
Sondern zwei Damen rückten mit ihren Stühlen auseinander, daß er zwischen ihren Stühlen Platz hatte. „Zieh doch deinen goldenen Mantel aus", sagte die eine. „Zieh ihn aus und laß mich ihn einmal anziehn", die andere. Aber der Knabe zog den Gürtel enger und sagte: „Hütet euch, ihr Damen!" „Warum?" fragten die beiden. „Warum?" fragten alle, Damen und Herren. „Weil der Mantel nur der Frau steht," sagte der Knabe, „die ihrem Herrn treu war."

König Arthur sah scharf herüber, alle Herren suchten mit den Augen halb nach ihren Frauen. Aber die Königin Genever, stolz und stattlich, kam mitten durch den Saal daher, nahm dem Knaben den Mantel von der Schulter und warf ihn sich um. O weh, was nahm der Mantel für eine Farbe

an! Erst wurde er grün, dann grau, dann ganz schwarz. König Arthur sagte: „Was ist das? Mit dir steht's nicht gut!" und hob sein Glas an den Mund. Die Königin aber warf den Mantel ab und floh, das Gesicht wie mit Blut begossen. Sie fluchte dem Weber und dem Walker, die das Stück Tuch gemacht, und schwur Strafe dem Knaben, der den Mantel hereingetragen. „Lieber möchte ich im Wald sein unter den grünen Bäumen als hier im Saal, so beschimpft!" rief sie. Da sah sie eine ihrer Damen lachen. „Was?" rief sie, „mit dir steht's auch nicht besser. Geh hin und zieh den Mantel um."

Zum Knaben ging die Dame mit kurzem Schritt, griff nach dem Mantel. Aber wie ging's ihr, kaum daß sie ihn anhatte? Mutternackt stand sie da vor allen Gästen. Die Herren wollten fast zerbersten vor Lachen, aber den Damen zitterte das Herz. Wie mit Blut begossen warf die Nackte den Mantel ab und lief in ihre Kammer. Alle mußten nun heran, so viele Damen da waren. Keine bestand. Der einen flog der Mantel davon, der andern zerfiel er in Fetzen, der dritten fing er an zu träufen, als käme er aus dem Regen.

Furchtsam und versteckt stand noch Ritter Kraddocks Weibchen da. „Heran, heran!" riefen alle

Frauen, „das wäre die rechte!" „Bei der das Mäntelchen bleibt, der gehört es!" rief der Knabe. Kraddock rief sein Weibchen heran: „Geh hin, verdien dir das Mäntelchen!" Die Damen schrien vor Lachen.

Und o weh! Kaum hatte das junge Weibchen den Mantel an, da rollte sich der Mantel zusammen und lag ihr auf den Füßen. Das Weibchen, erschreckt nach dem Mantel hinuntersehend, sagte: „Du garstiger Mantel, was fällt dir ein? Jeder kann hören, woran es fehlt. Ich habe Ritter Kraddock geküßt, im Wald, ehe er mein Gatte war."

Die Weiber schrien noch toller und höhnten. Aber kaum hatte sie ihre ganze Sünde bekannt, hob sich der Mantel, legte sich ihr um die Schulter und leuchtete von Gold mehr als vorher. Da wagten die Damen nichts mehr zu sagen. Ritter Kraddock nahm sein Weibchen in den Arm und führte sie in den Wald. Denn jetzt mußte er sie erst einmal recht abküssen.

Das tote Herz

Von dem Tag an, da der Graf von Fayel seine junge Frau heimführte, seit der Stunde, da der junge Kastellan von Coucy diese Frau zum ersten Male sah: ward er nicht mehr in ausgelassener Gesellschaft gesehn wie sonst. Einsam saß er an Büschen im Gras oder am Ufer der Flüsse und sah — wohin? Ja, wohin sah er? In irgendeine Weite hinaus. Und als der Sommer höher stieg, malte er Gedicht um Gedicht zierlich und farbig auf Pergament.

Im Herbst kleidete er seine Brust in Weiß, heftete das Kreuz über den ewig jagenden Schlag seines Herzens, stieg zu Roß mit seinem Knecht und ritt mit den Tausenden ins Heilige Land. Vorher aber warf er, was er an Versen gemalt hatte, in ein seidenblaues Tuch gelegt, durch das offene Fenster in das Zimmer der Gräfin.

Im ersten Kampf schon schoß dem, der sich nicht schützte, ein Pfeil durch das Kreuz in die Brust. Der junge Kastellan von Coucy lag und blutete und wurde schnell bleicher. „Wenn dieses Herz

ausgeschlagen hat," sagte er zu seinem Knecht, „nimm es aus seinem Leib. Begrabe den Leib hier, wo er liegt, Das Herz aber bette in die goldene Urne, die du zu unterst in der Satteltasche finden wirst. Bring es der Gräfin von Fayel."

Der Knecht stieg zu Schiff. Durch Sturm und Blitz trug er sorgsam die Urne. Wenn alle Herzen in Entsetzen schlugen, das eine war ruhig. Endlich durch den Wald von Fayel ritt der Knecht, die Urne vor sich auf dem Sattel.

Da tönten Hörner, Rufe von Jägern, und durch den Busch brach ein Hirsch. Von einem Pfeil sausend ins Herz getroffen, sank er tot vor dem Pferd des Knechtes hin. Zugleich, von allen Seiten, sprangen die Knechte des Grafen von Fayel hervor. Aber statt nach dem Hirschen griffen sie gleich nach der goldenen Urne des fremden Knechts.

Der Graf kam hinzu. Der Knecht bat: „Schütze mich, Herr! Hier trage ich das Herz meines Herrn, des Kastellans von Coucy." Der Graf sah ihm ins Gesicht. „Behalte deine Urne, da du ein so treuer Knecht bist." Der Knecht gab seinem Pferde den Sporn. „Laß auch deine Knechte nicht heimlich mir nachreiten. Die Gräfin von Fayel wird dir danken. Zu ihr bringe ich das Herz."

Der Graf von Fayel veränderte fürchterlich sein Gesicht. „Jene Dame kenne ich sehr gut. Gib her, ich bringe ihr selber dieses Herz." Damit entriß er die Urne dem Knecht, versteckte sie unter dem Mantel und ritt mit seiner Schar davon. Finster, voll Zorn. An seinem erregten Herzen hielt er das tote.

Im Schloß ward der Hirsch gleich den Köchen übergeben zu einem Festmahl. Das Herz brachte der Graf besonders und selber in die Küche. „Daß es mir herrlich bereitet und gewürzt wird!"

Als er mit seiner Gattin bei Tisch saß, ward auf goldener Schale, mit Blumen bunt verziert, das Herz aufgetragen. „Immer," sagte der Graf, „und von allem, was ich erjage, gehört dir das Herz."

Kaum hatte die Gräfin zu essen angefangen, da stürzten Tränen aus ihren Augen, sie fiel über den Tisch und weinte, daß man dachte, sie müsse sterben. Teuflisch lachte ihr Mann: „Schon Taubenherzen sollen traurig machen. In der Tat, wieviel mehr muß dich rühren das Herz, das ich dir vorsetzte: das Herz des Kastellans von Coucy, der dir die schönen Lieder gedichtet hat, die du heimlich abends in deinem Zimmer liest und liest."

Die Gräfin stand auf, sich am Tisch haltend.

„Wie hast du dir selber Übles getan! Treu war ich dir. Aber nun ist dieses Herz in mich eingegangen. Ich trage es mit. Es lebt in mir. Es wirkt in mir. Nun kann ich keinen andren mehr lieben als den, dem es gehörte. Und keine andre Speise kann ich nach dieser mehr essen."

Sie schwand hin in einigen Tagen, immer bleicher werdend, aber dennoch wie aufblühend, mit heiterem Mund und einem Leuchten auf der Stirn.



Der Schleier von oben



n der Küste der Normandie steht ein Fels im Meer. Aber nur, wenn Flut ist. Ist Ebbe, so erstreckt sich vom Land zum Fels trockener Sand. Und wer schnellen Fußes ist, kann vom Land her den Fels oder vom Fels das Land erreichen, ehe die Flut wieder herantost, was zweimal am Tage geschieht.

Der Fels trägt auf seiner Spitze eine Kapelle, dem heiligen Michael geweiht. Weiß blitzt das schräge Dach über das blaue Wasser. An hohen Festen wallfahrten die Menschen von der Küste zu dieser Kapelle hin. Einst aber hatte der Priester länger seine Messe gelesen, und es galt Eile, um noch sicher ans Land zu kommen. Noch aber waren die ersten nicht am Ufer, da spülte den letzten schon die Flut an den Fersen. Ein mächtiges Laufen, Drängen, Schreien entstand. Auch von den Seiten leckte schon das Wasser und eilte den Lau-

fenden zuvor. Nur ein schmaler Weg blieb, auf dem einer den andern niederstieß, einer über den andern wegkletterte, selten einer einen Gefallenen aufhob.

Unter den Wallfahrern war eine Frau schwanger. Die verlor ganz ihre Kraft. Schmerzen ließen sie einhalten im Lauf. Sie ward gestoßen, überrannt, blieb liegen. Nicht einmal der letzte der Vorwärtskeuchenden, ein Mann, der seine alte Mutter führte, machte auch nur eine Sekunde bei ihr halt.

Als die Geretteten am Land waren und gleich hinter ihnen die Flut wie mit weißschäumendem Maul hochspritzte, sahen sie sich nach der zurückgelassenen Frau um. Sie bemerkten sie auf einem letzten Rest Land, der noch wie eine Insel mitten und sonnig aus dem Wasser leuchtete. Die Frau verharrte auf demselben Fleck. Ob sie stand oder hockte, war nicht zu erkennen. Alle Menschen des Ufers, beschämt, daß sie die Frau verlassen hatten, knieten nieder und beteten laut zum Himmel.

Das aber war am Land nicht zu sehen, daß die Frau gleichfalls kniete und die Hände zum blauen Himmel hochstreckte, das war am Land nicht zu hören, daß die Frau schrie zum Himmel, für sich und ihr Kind, während das Wasser ihre Kleider

schon zu heben anfing und gegen sie anschäumte wie gegen ein Stück Fels.

Und auch das sah man vom Land nicht, daß sich in der unbewölkten Luft etwas wie eine kleine, weiße Wolke bildete, sich schnell herabsenkte und als ein Schleier vor der Frau niederfiel, die mit rasenden Händen darnach griff. Während das Wasser die Frau ganz emporhob, legte sich der Schleier unter sie und trug sie wie ein Schiff.

Als die Flut wieder zur Ebbe wurde und vom Lande abschäumte, da trat aus der Wolke die Frau hervor, heiter, leuchtend, und auf den Armen ein neugeborenes Kind.

Der Löwe

Auf der Fahrt nach der Türkei geriet Herzog Heinrich von Braunschweig in einen Seesturm. Sein Schiff ging unter. Schwimmend rettete er sich auf eine Insel und sah bald, daß er der einzig Gerettete und daß die Insel ganz unbewohnt war.

Viele Tage irrte er herum. Sein Rock war von Dornen zerfetzt. Nachts wagte er nicht zu schlafen aus Furcht vor den wilden Tieren. Seine Nahrung waren Beeren.

Eines Tages sah er in einem Wald eine gewaltige Schlange mit einem Löwen kämpfen. Der Löwe war schon daran, zu unterliegen.

Obwohl Heinrich von beiden Tieren nichts Gutes zu erwarten hatte, vermochte er die Not des Löwen, um dessen Leib sich die Schlange gewunden hatte, nicht mit anzusehen. Er packte mit schnellem Sprung die Schlange an der Gurgel und ließ nicht ab, bis er sie erdrosselt hatte.

Da kroch der Löwe, befreit und noch von Kräften, zu Heinrichs Füßen, sah zu ihm auf, kroch ihm nach, wohin er auch ging, und verließ ihn von dieser Stunde an nicht mehr.

Er brachte ihm jeden Tag einige Tiere, die er jagte, und deren Fleisch Heinrich an der Sonne dörrte. Kein anderes wildes Tier wagte sich mehr in die Nähe Heinrichs, aus Furcht vor dem Löwen, der der größte der Insel war.

Aber Heinrich ließ nicht ab, nachzusinnen, wie er aus dieser Einsamkeit wieder unter die Menschen gelangen könnte. Endlich baute er sich aus zusammengelegtem Holz, das er mit Reisern durchflocht, ein Floß und setzte es aufs Meer.

Er wartete ab, bis der Löwe einmal in den Wald zu jagen gegangen war. Da bestieg er schnell sein Fahrzeug und stieß vom Lande fort. Als der Löwe zurückkehrte, früher als sonst, wie von einer Ahnung getrieben, fand er seinen Herrn nicht mehr vor. Mit einem Wehschrei jagte er zum Ufer: da sah er seinen Herrn in weiter Ferne auf dem Wasser, schon ganz klein. Ohne Besinnen sprang er in die hohen Wogen und schwamm dem Floß nach. Der Herzog sah ihn, und das Tier dauerte ihn sehr, denn es war sicher, daß das Tier in den Wellen untergehen müsse. Schon sah er ihn nicht

mehr und war traurig. Aber da tauchte der Löwe auf der anderen Seite wieder auf, schlug mit letzten Kräften in die Wellen und erreichte das Floß.

Heinrich zog ihn hinauf. Der Löwe legte sich zu Heinrichs Füßen und lag erschöpft drei Tage und Nächte, ohne sich zu rühren.

Wie lange Wochen mußten sie nun hungern, frieren, wurden von Stürmen in alle Himmelsrichtungen geschlagen. Dabei brachen immer mehr Stücke von ihrem Floß ab.

Eines Tages aber kamen sie in die Nähe eines Schiffs. Heinrich schrie und winkte, bis das Schiff sich näherte und ein Boot aussetzte.

Die Leute im Boot waren nicht wenig verwundert, einen Menschen friedlich mit einem Löwen auf dem Fahrzeug zu sehen. Sie erklärten sich bereit, Heinrich auf das Schiff zu nehmen, aber nicht den Löwen.

So großen Schmerz Heinrich empfand, mußte er den Löwen allein auf dem Floß zurücklassen.

Aber er hatte kaum das Schiff bestiegen und das Schiff hatte kaum wieder alle Segel aufgesetzt, da war auch schon der Löwe im Wasser hinter dem Schiff her. Den ganzen Tag schwamm er. Heinrich war froh, als die Nacht kam, um nicht sehen zu müssen, wie er endlich untersinken würde.

Als aber die Sonne aufging, da schwamm der Löwe, wenn auch matt und weit zurückgeblieben, doch noch hinter dem Schiff. Da bat Heinrich den Schiffskapitän so stürmisch und versprach allen Leuten auf dem Schiff so hohe Belohnung, daß sie sich endlich bewegen ließen und den Löwen aufs Schiff heraufnahmen.

Nach wenigen Tagen gelangte das Schiff glücklich ans Festland. Nun mußte der Herzog mit dem Löwen durch viele Länder wandern, in allen Dörfern und Städten angestaunt. Überall versagte man ihm Herberge. In Wäldern wurde er von Räuberbanden angegriffen, aber immer von dem Löwen gerettet. Doch bluteten sie beide aus vielen Wunden, und beide waren sie ganz eingefallen und mager von all den Entbehrungen und Mühen, als sie endlich in des Herzogs Hauptstadt ankamen. Heinrichs Kleid war ganz zerfetzt, so daß überall der nackte Leib durchsah. Sein Haar und sein Bart hingen ihm lang herab und so dick verflochten, daß er den Finger nirgendwo durchstoßen konnte.

Aber sieh an: in Braunschweig war Festesfreude. Die Häuser waren mit Teppichen und Blumen behängt, die Menschen in sonntäglichen Kleidern.

Heinrich fragte eine Frau. Sie gab dem Bettelmann kaum Antwort: „Heute hält Herzog Heinrichs Weib Hochzeit. Sieben Jahre sind um. Sie hält ihn für tot und hat das Warten aufgegeben." Da ging Heinrich mit seinem Löwen, angestaunt und angeschrien, durch das Gewühl der Straßen. Er wollte ins Schloß treten. Aber die Diener wiesen ihn zurück.

Traurig saß er auf der Hausmauer neben der Tür, der Löwe zu seinen Füßen, den Kopf auf Heinrichs Knie gelegt.

Nur ein Diener hatte Mitleid mit ihm und brachte ihm einen Teller Suppe. „Dank," sagte Heinrich, „aber bring auch meinem Löwen etwas."

Der Diener brachte einigen Abfall. „Dank," sagte Heinrich, „aber nun bitte ich die Braut um einen Trunk von dem Wein, den sie selber trinkt, um auch mein Herz zu erfreun."

Der Diener lief hinauf zu der Herzogin und sagte ihr die Worte des Bettlers, berichtete ihr auch, daß das ein Mann sei, dem ein Löwe mitfolge. Die Herzogin wunderte sich, füllte einen Becher mit ihrem Wein und sandte ihn dem Pilger.

„Wer magst du wohl sein?" fragte der Diener,

„daß du von diesem edlen Wein forderst, den man sonst nur der Herzogin einschenkt?"

Der Pilger trank, nahm seinen goldenen Ring, warf ihn in den Becher und hieß den Diener, ihn der Braut zurückzutragen.

Als sie den Ring herausnahm, in dem Herzog Heinrichs und ihr eigener Name geschnitten waren, erbleichte sie, stand schnell auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremden zu schauen. Sie sah den zerrissenen Mann, der da mit dem Löwen saß.

Darauf ließ sie ihn in den Saal heraufrufen und fragen, wie er zu dem Ring gekommen wäre? „Das ist mein Ring. Ich habe ihn von meinem eigenen Finger genommen, wo ich ihn getragen habe mehr als sieben Jahre."

Als man diese Antwort der Herzogin überbrachte, sah sie den Fremdling an und fiel vor Scham und Furcht zur Erde: sie erkannte ihren Herrn.

Im ganzen Saal entstand große Furcht. Der Bräutigam griff drohend zum Schwert und rief seine Knechte herbei. Aber der Löwe hieb ihn mit einem Schlag seiner Tatze nieder.

Herzog Heinrich nahm sein Weib und sein Land zurück. Obwohl er ein gerechter Richter und Beschützer der Armen blieb, hielt er sich von

seinem Weib und allen Menschen immer mehr fern.

Ganz einsam und stumm schritt er durch die Hallen seines Schlosses. Aber keinen Schritt tat er ohne den Löwen, auf dessen Haupt er immer, im Gehen und im Sitzen, seine Hand gelegt hielt.

Als Heinrich im hohen Alter starb, folgte als erster der Löwe seinem Sarg. Als das Grab geschlossen war, legte er sich darauf, nahm keine Nahrung mehr an, bis auch er verschied.

Das Tier liegt auf der Burg zu Braunschweig begraben und seiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.



Die Kinder im Berg

In Hameln war einst eine große Mäusenot. Die Mäuse fraßen die Keller leer und waren so dreist geworden, daß sie beim Mittagessen in Scharen über den Tisch liefen.

Da ließ sich eines Tages ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem Tuch an und gab sich für einen Rattenfänger aus. Er versprach, gegen einen gewissen Lohn die Stadt von allen Ratten und Mäusen zu befreien.

Der Bürgermeister und der Rat der Stadt versprachen ihm diesen Lohn.

Sogleich ging der Rattenfänger auf die Straße hinaus, zog ein Pfeifchen heraus und pfiff hinein.

Es dauerte nur eine Minute, da kamen aus allen Häusern und Straßen die Mäuse heraus. Sie sammelten sich um den Mann und folgten ihm in dichtem Zug. Am Tor machte er halt und pfiff

noch ein und das andere Mal. Da kamen die letzten Nachzügler herbei.

Als er sah, daß nun keine Ratte und keine Maus mehr in den Häusern zurückgeblieben war, ging er durchs Tor hinaus. Der ganze Haufe folgte ihm. Immer pfeifend ging er über die Wiese an den Weserfluß. Er zog Schuhe und Strümpfe aus, hing sie sich über die Schulter und trat in das Wasser. Alle Tiere folgten ihm und ertranken.

Jetzt aber, da die Bürger von ihrer Plage befreit waren, fingen sie an, dem Mann von dem Lohn abzuhandeln. Schließlich stellten sie sich zornig über seine Weigerung und wiesen ihn ganz ohne Lohn aus der Stadt.

Der Mann sagte kein Wort. Er verließ den Saal und trat auf den Markt. Als er da unten stand, sah er kurz nach rechts und links, zog sein Pfeifchen heraus und pfiff. Genau so, wie er vorher den Mäusen gepfiffen hatte.

Diesmal aber kamen aus allen Häusern die Kinder heraus. Sie faßten sich bei den Händen und eilten und sammelten sich im Zug hinter dem Mann. Er schritt die Hauptstraße hinunter und, gerade wie beim erstenmal, machte er an allen Seitengassen halt und pfiff hinein. Von überall-

her kamen die Kinder, Knaben und Mädchen vom vierten Jahr an, herzu. Auch die schon halb erwachsene Tochter des Bürgermeisters.

Der ganze Schwarm, mit der Pfeife singend und tanzend, ging mit dem Mann zum Tor hinaus.

Er führte sie an einen Berg, vor den er geradeswegs hinschritt, als ob dort eine Tür sei. Und wirklich öffnete sich der Berg, und der Mann mit allen Kindern verschwand darin.

Den Zug hatte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgefolgt war. Sie kehrte um und erzählte von dem Zug in der ganzen Stadt.

Die Eltern liefen haufenweise vor das Tor und suchten ihre Kinder. Die Mütter fingen an zu schreien. Es wurden sofort Boten geschickt in alle Richtungen, in alle Täler, in alle Städte. Aber nirgendwoher kam von den Kindern eine Nachricht.

Es waren im ganzen hundertunddreißig verloren. Zwei sollen sich verspätet haben und zurückgekommen sein. Davon aber war das eine blind, das andere stumm. So daß das blinde den Berg nicht zeigen konnte und nur erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt waren, das stumme den Berg zeigen, aber nichts dazu erklären konnte.

Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und wurde von seiner älteren Schwester zurückgeschickt, schnell seinen Rock zu holen. Dadurch entging es dem Unglück. Denn als es zurückkam, waren die andern schon im Berg verschwunden und der Berg wieder geschlossen.

Heinrich Suso im Walde

Heinrich Suso, der Mönch, kam einst von Niederland und wollte den Rhein hinauf. Er hatte bei sich einen jungen Gesellen, der war leicht zu Fuß, und es geschah eines Tages, daß er dem schnellen Gesellen nicht mehr folgen konnte, denn er war müde und krank geworden.

Der Gesell ging ihm voraus wohl eine halbe Meile. Der Mönch blickte hinter sich, ob er niemand sähe, mit dem er durch den Wald ginge, an den er nahe herangekommen war. Denn es war spät am Tag, und der Wald war groß und furchthaft, weil viele Menschen darin ermordet wurden.

Er stand still vor dem Wald und wartete, ob jemand käme. Da kamen dorther zwei Menschen, die gingen sehr rasch. Eine junge, saubere Frau und ein greulicher, langer Mann mit einem Spieß und einem langen Messer, in einem schwarzen Wams.

Der Mönch erschrak über des fürchterlichen Mannes Ungestalt und blickte um sich, ob er noch jemand sähe nachgehn. Aber er sah niemand. Er dachte: „O Gott, was für Leute sind das? Wie soll ich durch diesen langen Wald kommen, und wie wird es mir ergehn?“

Er machte ein Kreuz über sein Herz und wagte es.

Als sie in den Wald kamen, tief hinein, da trat die Frau heran zu ihm und fragte ihn, woher er wäre und wie er hieße. Da sagte er ihr seinen Namen.

Sie sprach: „Lieber Herr, ich kenne Euch wohl von Eures Namens wegen. Ich bitte Euch, daß Ihr meine Beichte hört.“

Sie fing an und beichtete und sprach: „O weh, tugendhafter Herr, ich klage Euch, daß mir so übel geschehen ist. Seht Ihr den Mann, der uns nachgeht? Das ist ein rechter Mörder, er mordet die Leute hier in diesem Wald und auch anderswo und nimmt ihnen ihr Geld und Gewand. Er schont niemand auf Erdreich. Er hat mich betrogen und fortgeführt von meinen ehrbaren Freunden, und ich muß sein Weib sein.“

Der Mönch erschrak über diese Rede, daß er fast

ohnmächtig geworden wäre. Er sah sich um in jämmerlicher Furcht, ob er jemand sähe oder hörte, oder ob er auf keinem Wege könnte entrinnen. Aber er sah und hörte niemand in dem finstern Wald als den Mörder ihn nachgehn, und er dachte: „Fliehst du nun also müde, so hat er dich bald erlaufen und tötet dich. Schreist du, das hört niemand in dieser Wüste, und du bist doch des Todes."

Er sah auf voll Angst zum Himmel und sprach: „Ach Gott, wie soll es mir heute ergehn! O Tod, wie bist du mir nah!"

Als die Frau gebeichtet hatte, ging sie hinter sich zu dem Mörder und sprach: „Hör, lieber Gesell, geh hin und beicht auch. Die Menschen daheim sind des Glaubens: wer ihm gebeichtet hat, wie sündig er auch sei, daß dem Gott doch vergebe. Darum tu es. Vielleicht kommt dir Gott seinetwegen in deinem letzten Seufzen zu Hilfe."

Da sie also beide miteinander raunten, da erschrak der Mönch vollends und dachte: „Du bist verraten."

Der Mörder kam heran.

Als der Mönch sah, daß der Mörder mit dem Spieß auf ihn zutrat, da erzitterte er in seinem

Eingeweide und dachte: „Jetzt bist du verloren." Denn er wußte nicht, was sie geredet hatten.

Nun war es da so beschaffen, daß der Rhein dicht an dem Wald vorbeirann. Der schmale Weg ging über den Uferrand, und der Mörder richtete es so, daß der Mönch auf der Wasserseite gehen mußte, und er selbst ging auf der Waldseite.

Als der Mönch so ging mit zitterndem Herzen, fing der Mörder an zu beichten und offenbarte ihm alle Totschläge und Morde, die er je begangen hatte. Besonders sagte er ihm einen greulichen Mord, über den des Mönches Herz ganz erschrak, und sprach so: „Ich kam einst her in diesen Wald um Mordens willen, wie ich auch jetzt getan habe. Da kam zu mir ein ehrbarer Priester, dem beichtete ich. Der ging neben mir her, wie Ihr jetzt tut. Und als die Beichte aus war, zog ich dies Messer heraus und stach es durch ihn und stieß ihn von mir über das Ufer in den Rhein ab."

Diese Rede und Gebärde des Mörders erschreckte den Mönch so sehr, daß ihm der kalte Todesschweiß vom Gesicht über die Brust hinunterlief. Er erzitterte und verstummte, daß ihm alle Sinne vergingen, und er sah neben sich, auf

den Augenblick wartend, da dasselbe Messer in ihn stechen würde und ihn auch hinabstieße.

Als er voll Ängsten nieder wollte fallen und nicht mehr vorwärts konnte, da sah er in letzter Verzweiflung um sich wie ein Mensch, der gern dem Tode entronnen wäre.

Sein entsetztes Gesicht ersah des Mörders Gesellin. Sie lief hinzu und griff ihm, als er niedersank, unter die Arme, hielt ihn fest und sprach: „Guter Herr, fürchtet Euch nicht, er tötet Euch nicht."

Der Mörder sprach: „Mir ist soviel Gutes von Euch gesagt, dafür will ich Euch heute leben lassen. Bittet Gott, daß er mir armem Mörder an meiner jüngsten Hinfahrt durch Euch zu Hilfe komme."

Unterdes waren sie aus dem Wald gekommen. Des Mönchs Gesell saß dort vor dem Walde unter einem Baum und wartete auf ihn.

Der Mörder und sein Gespiel gingen weiter. Der Mönch kroch zu seinem Gesellen, fiel da nieder auf die Erde, und sein Herz zitterte und sein ganzer Leib, wie wenn einen das Fieber schüttelt.

So lag er lange. Als er wieder erquickt war, stand er auf und ging den Weg zu Ende und bat

Gott mit Ernst und einem innigen Seufzer über den Mörder, daß Gott diesen für seinen guten Glauben in seiner letzten Stunde nicht ließe verdammt werden.

Da ward ihm ein solcher Gegenruf von Gott, daß er keinen Zweifel haben durfte, daß der Mörder sollte zu Gnaden kommen.



Die verbannten Nachtigallen

Im Kloster Nimrod kletterte eines Nachts ein Mönch, der sonst immer andächtig gewesen war, über die Mauer und kehrte nicht zurück. In der nächsten Woche verschwand ein zweiter Mönch, in der Nacht darauf ein dritter.

Da kam der heilige Bernhard auf einem weißen Pferd an die Klostertür geritten, voll Zorn. Er begann sogleich Musterung zu halten, öffnete jede Tür, leuchtete in jeden Kasten. Da fand er den Rand des Messebuches mit Liebesgedichten beschrieben. Die weißen Wände der Zellen waren bemalt mit Bildern schöner Frauen. Die jungen Mönche, statt in der Kapelle auf den Knien zu liegen, gingen mit klagenden Augen durch die Stämme des Waldes. Als der heilige Bernhard sie zur Rede stellte und sie ansah, fingen sie an zu weinen und flohen von ihm fort.

Selbst einen alten Mönch fand er, der sich heimlich einen Wanderstock geschnitzt und weltliche Kleider genäht hatte, um bei nächster Gelegenheit

sich davonzumachen. Der Abt wußte zu dem allem kein Wort der Verteidigung zu sagen, und der heilige Bernhard erkannte in seinen Augen dasselbe stumme Geheimnis wie in den Augen der andern, als ob sie alle von einem Hauch der heißen Welt draußen getroffen und verzaubert wären.

Zum Abendgebet fand sich keiner der Mönche ein, nicht einmal der Abt. Das Glöcklein läutete zwar. Aber als der heilige Bernhard hinaufging, um sich an dem Glöckner als dem einzigen Getreuen zu freuen, sah er, daß es von selbst läutete, ohne daß einer da war, der an dem Strick zog.

Der heilige Bernhard ging allein in die Kapelle, warf sich mit dem Gesicht an den Steinboden und betete zu Gott um Hilfe.

Da, unvermutet, begann im Wald eine Nachtigall zu singen. Der heilige Bernhard stockte im Gebet, zwang sich aber, von dem Gesang wegzuhören.

Bald sangen hundert Nachtigallen. Der Wald selber sang, das Kloster, die Kirche. Die Mauern bewegten sich. Das Kreuz über dem Altar schwang.

Als der heilige Bernhard wach wurde aus seiner Verwunderung, da war es schwarze Nacht. Er hatte sein Gebet vergessen, hing mit beiden Hän-

den am Fenstergitter und horchte nur immer auf den Gesang. Das Blut zerschlug ihm die Schläfen, ein Sturm war in ihm und Verlangen und schreckliche Einsamkeit.

Er stürzte zum Altar, die Mutter Gottes um Rettung anzuschreien. Aber er umschlang die sanfte Holzhüfte der Figur. Er sah auf zum Gesicht der heiligen Mutter, aber er sah nur den Mund an, der der rot geschnittene Mund einer jungen Frau war.

Da, mit einem Aufschrei, erwachte er zur Erkenntnis. Er riß sich los, taumelte wie ein Betrunkener zur Tür, lief vor die Mauer und stand unter den Bäumen. In Gefahr, hinzubrechen unter dem seligen Überschwall des Herzens, gewann er doch die letzte Kraft. Er hob die Arme hoch zu den Bäumen hinauf und, während sein Mund sich runden wollte zum Singen, rief er rauh den Bannfluch aus über die Nachtigallen.

Sofort war der Wald still. Nur ein ganz ferner Vogel, der den Fluch nicht gehört haben mochte, sang noch eine kurze Weile.

Die verbannten Vögel flogen über die Berge an den Rhein. Sie wußten nicht, wo sich niederlassen. Sie fürchteten die Menschen und den Boden der Erde. Sie irrten umher, Stunde um Stunde.

Da endlich hörten sie vom Kloster Nonnenwerth den Morgengesang der Frauen. Wie ein Schiff schien sich die Insel zu lösen und klingend den Strom hinunterzutreiben. Wie von den Tönen gerufen, trat die Sonne an den Himmel.

Die Nachtigallen senkten sich nieder und stimmten ein, unvertrieben, aus schnell geöffneten Fenstern begrüßt.

Nie wurden sie hier vertrieben. Wohl, weil die Frauen stärker waren als die Männer und gewohnt Sehnsucht zu tragen. Schwestern hatten sich zu Schwestern gefunden.

Heute noch, im Nachtigallenwäldchen hinter Honnef, hörst du die Vögel. Aber höre nicht zu lange hin. Sonst kann es sein, daß nichts mehr auf Erden deine Sehnsucht zu heilen vermag, daß deine Augen groß werden, daß deine Gestalt schwindet und daß du bald nur noch zu sterben wünschst.

Der Ruderknecht und die Zwerge

Ein jeder kennt die Sage von den Zwergen, die sich in einer Nacht von dem Schiffer über den Rhein rudern ließen. Keiner weiß aber, daß, als das Klingen der vieltausend wegwandernden kleinen Schuhe auf dem Kies des andern Ufers schon nicht mehr hörbar war, der Knecht des Schiffers, indem er die Laterne anzündete, zwei von den Zwerglein entdeckte, die, wohl in einer heimlichen Umarmung begriffen, sich verspätet hatten und nun in stolpernder Hast, eins das andere bei der Hand haltend, dem Brett des Ausganges zuliefen. Der Knecht griff schnell mit der Hand nach unten, packte die beiden Kleinen und schob das Männlein in seine linke, das Weiblein in seine rechte Rocktasche. Zu Hause angekommen, ging er neugierig sogleich auf sein Zimmer, holte das erste Zwerglein heraus und betrachtete es beim Licht der Kerze. Es war nicht größer als des Knechts plump ausgestreckter Daumen, trug Jacke und Kniehose, darunter

gelbseidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Sein Gesicht war noch bartlos, fast noch ein Knabengesicht. Der Knecht stellte das Männlein auf den Tisch, wo es denn, aus aufgerissenen Augen in das bärtige Riesengesicht aufsehend, bewegungslos dastand und von dem lauten Gelächter des Knechtes und dem zugleich damit auswehenden Atem beinahe vom Tisch wäre geblasen worden.

Der Knecht griff nun in die zweite Tasche und brachte das Jüngferlein hervor, das er unweit vom Männlein auch auf den Tisch stellte. Das Jüngferlein sah nur schnell nach seinem Freunde hin und blieb dann, wie der Freund, mit erstarrten Augen an Hand, Brust und Bart des Knechtes hängen. Dieser schob beide näher zueinander hin. Aber sie blieben beide stehen, wie sie hingestellt wurden, bewegten sich nicht, und es war nur zu sehen, wie beider Brust erregt stieg und fiel. Das Weiblein war in blaues Tuch gekleidet, auch die Schuhe und der Blumenkranz in seinem Haar waren blau. Den Knecht dünkte die kleine blaue Gestalt kein weniger zierliches Bild zu sein als irgendein Mädchen in menschlicher Größe. Er hielt das seltsame Wesen dicht unter seine Augen, sah in das Gesichtlein hinein, befühlte das Haar,

hob das Kleid ein wenig, um die Farbe der Strümpfe zu erkennen. Dann, um Gang und Laufart zu sehen, stellte er das Mägdelein wieder auf den Tisch, stieß es an, und als es die Füße nicht heben wollte, näherte er ihm vom Rücken her die Flamme der Kerze, in der Absicht, durch die Hitze einen Antrieb zur Bewegung zu geben. Aber nicht das Weiblein begann zu laufen, allzu schwach in seinem Entsetzen, sondern das Männlein kam geschwind auf die Hand des Mannes zu, zog ein kurzes Messer aus dem Leibriemen und stach nach der schwarzen, behaarten Hand. Der Knecht, von der Nadel immerhin so getroffen, daß ein Blutstropfen auf der Hand sich zeigte, packte den Kühnen mit einem Griff und schloß ihn in die Schublade des Tisches.

Dann stieg eine böse Lust in ihm auf, und er fing an, obwohl das für seine schweren Finger kein bequemes Arbeiten war, dem Weiblein die Kleider auszuziehen. Kein Glied an ihr wehrte. Die kleinen Arme und Beine bogen und streckten sich, wie der Knecht es brauchte, und bald stand das Geschöpflein nackt und weiß auf dem Tische da. Der Knecht rückte einen Stuhl heran und setzte sich, um das Bild so recht nahe und in Muße zu betrachten. Und unter dem Blick seiner unge-

heuren Augen endlich kam Bewegung in den kleinen Leib, der gleichwohl von so edler und ebenmäßiger Form war, wie es bei keiner Magd des Dorfes wäre zu finden gewesen. Das Weiblein kniete und hob die Hände bittend zu dem Gesicht des Knechtes auf, ohne daran zu denken, daß sie gerade durch diese Bewegung ihren Leib ganz bloßgab.

Der Knecht, breit lachend, aber doch in ein wenig erregter Sinnlichkeit, riß die Schublade auf und stellte die Nackte schnell zu dem Freunde hin, dicht an seine Augen heran, willens, sich aus der Scham der beiden, die sich vor einer Stunde in erster wortloser Liebe mochten gefunden haben, ein rechtes Ergötzen zu schaffen. Das Männlein aber dachte nicht lange an irgendein Schämen, sondern stach mit seinem Messer wild in die Luft, da es an Hand und Gesicht des Mannes nicht heran konnte. Der Knecht, eben dabei, sein Vergnügen zu vollenden und auch ihn, den Zornbebenden, zu entkleiden, hielt mit einem Male erschreckt inne, denn siehe: das Weiblein färbte sich mit einem dunklen Rot von den Zehen bis zu dem gelben Haar über der Stirn, streckte die Arme eckig von sich, fiel steif aufs Gesicht, lag ausgestreckt da und ließ, als der Knecht den Körper an

sein Ohr hielt, nicht einmal mehr den Schlag des Herzens hören. Die rote Farbe der Scham weilte noch ein wenig, zuletzt über das Gesicht gebreitet, begann aber dann schnell vom Weiß des Todes verdrängt zu werden. Der Knecht, erkennend, daß in dem kleinen Leib eine Seele eingeschlossen war, viel empfindlicher als die seine, legte das Weiblein hin, umsonst immer aufs neue versuchend, ob nicht doch noch ein Leben sich rege.

Da ward der breite, bärtige Mann ernst und traurig, kleidete das Weiblein, das schon kalt und starr ward, wieder an, ließ das Männlein ungestört neben der Leiche knien und mit einem silbernen Stimmchen weinen. So leise er konnte, schob er die Tischlade bis zu einem geringen Spalt zu. Dann schnitzte er einen kleinen hölzernen Sarg, fütterte ihn mit Veilchen aus, die er im Zimmer in einem Glase stehen hatte, und besprengte ihn mit Weihwasser, das in einem Schüsselchen unter einer Mutter Gottes neben der Tür hing. Als er die Schublade öffnete, um die Tote herauszunehmen, lag das Männlein blutend und tot über der Freundin: es hatte sich das Messer ins kleine Herz gestoßen. Der Knecht legte beide Zwerglein in den Sarg und vergrub ihn im Garten unter einem Rosenstock.

Die Frau und die Mutter Gottes

Schloßherrin auf Veldenz war die blonde Frau Jutta, die einen Stiernacken hatte und Fäuste wie ein Mann, die beim Dreschen mithalf und ihren dreijährigen Knaben nacktfüßig mit den Dorfkindern spielen ließ. Mitten aus den Dorfkindern heraus holte einmal der Wolf den Knaben, packte ihn an der Kehle, warf ihn sich auf den Rücken und jagte in den Wald davon. Männer und Frauen mit Hunden und Mistgabeln hinterher. Aber der Wolf war nicht mehr einzuholen. Die Kinder liefen den Schloßberg hinauf, wo sie Frau Jutta auf der Altane fanden, damit beschäftigt, ihrem Manne Hemden zu nähen.

Frau Jutta hörte kaum, was die Kinder berichteten, als sie — nicht etwa, wie wohl andere Frauen getan hätten, den Berg sinnlos hinunterstürzte, um mit hinter dem Wolf herzulaufen, sondern sie lief in die Schloßkapelle, lief vor die Figur der Mutter Gottes hin und riß ihr den

toten Heiland vom Schoß. Sie schleppte das Holz, fast so groß wie sie selbst, zur Tür und rief von da zurückgewandt: „Hier ist dein Kind. Das gebe ich dir nicht eher zurück, als bis du mir meins zurückgibst."

Sie schleppte den Christus hinaus, über den Hof, in ihr Zimmer.

Die Mutter Gottes, gerührt über soviel urwüchsiges Zutrauen, gab dem Wolf den Befehl, das Kind freizulassen. Zum Erstaunen fremder Männer, die hinter dem Wald Gras abmähten, trat der Knabe hinter einem Busch hervor. „Woher, liebes Kind?" fragten die Männer. „Mummert hat mich gebissen", antwortete der Knabe. An seiner Kehle war die Spur der Wolfszähne deutlich zu sehen.

Die Männer brachten das Kind zum Schloß, und Frau Jutta trug in ihren Armen den Christus wieder in den Schoß der Mutter Gottes zurück. Die Spur der Wolfszähne aber blieb an dem Halse noch sichtbar, als der Knabe Mann und Greis wurde.

Der Knabe auf dem Baum

Ein Junge mußte jeden Tag die Schweine in den Wald treiben, darüber wurde er achtzehn Jahre, und noch hatte er nichts von der Welt gesehen als den Wald und seine Schweine.

Eines Tages kam er in einen Teil des Waldes, wo er noch nie hingekommen war. Da sah er einen Baum, der so hoch wuchs, daß sein Ende sich in den Wolken verlor. „Nanu!" dachte der Junge, „was ist denn mit dem Baum? Wenn ich da hinaufkletterte, könnte ich sicher die Welt sehen."

Schon begann er zu klettern und ließ die Schweine Eicheln suchen und den Boden aufwühlen, wo sie wollten.

Er mußte klettern und klettern. Schon wurde es Mittag, und er hörte von tief unten die Glocken, aber er war noch nicht einmal ans Geäst gekommen.

Endlich, als es schon anfing zu dunkeln, erreichte er einen Stutz, so lang wie sein Arm, der sich in die freie Luft hinausstreckte. Daran band er sich mit seinem Hosengurt fest, damit er nicht fallen konnte, und schlief so ein.

In aller Frühe des nächsten Tages fing er wieder zu klettern an. Gegen Mittag kam er dann endlich in das erste Geäst. Aber er merkte nur an der Sonne, daß es Mittag war, die Glocken von unten hörte er nicht mehr.

Obwohl er hungrig wurde und schwach, kletterte er weiter. Das Klettern war ja nun auch leichter im Gezweig. Aber die Spitze erreichte er dennoch nicht. Nicht einmal zum Himmel vermochte er durchzusehen.

Wohl aber gelangte er am Abend in eine Stadt, die, o Wunder, mitten in das Gezweig hineingebaut war. Da waren Straßen, Plätze, Wagen fuhren, Reiter ritten.

Die Menschen der Stadt wunderten sich sehr, ihn zu sehen und drehten sich nach ihm um. „Wo kommst du her?" fragte ihn einer. „Von unten", sagte der Junge. „Da hast du eine weite Reise hinter dir," sagte der Mann wieder, „wo willst du denn hin?" „Ich will zur Spitze des Baumes, wie weit ist es noch bis dahin?" „Sehr weit, bleib

wenigstens die Nacht hier." „Nein," sagte der Junge, „ich muß noch ein Stück weiter."

Er geriet in eine menschenverlassene Straße. Aus einem reichen Hause, zu dem er den Kopf hob, sah ein schönes Mädchen zu ihm herunter. Als er stand und sie anstarrte, weil sie so schön war, winkte sie ihm.

Er fragte, und der Atem stand ihm still dabei, was sie wolle. „Bleib bei mir", sagte sie mit einer klaren Stimme. Er erschrak vor Glück, aber teils hatte er Furcht, weil sie so schön war, teils trieb es ihn weiter zur Spitze des Baumes, wo er die Welt sehen konnte. Er kehrte also aus der Straße um, und obwohl schon die Lichter in der Stadt angezündet wurden, kletterte er höher.

Er erreichte noch ein großes Dorf, in dem die Leute gerade die Hoftore schlossen und die Läden vor den Fenstern. Alle sahen nach ihm hin. Ein Bauer mit freundlichem Gesicht machte ihm ein Bett in einer Kammer zurecht, gab ihm zu essen und zu trinken. Aber der Junge aß und trank nur, dann war er auch schon wieder auf dem Weg.

Im letzten Haus, das stattlich auf einem Hügel stand, winkte ihm wieder aus einem Fenster ein Mädchen, fast so schön wie jenes in der Stadt.

Oder wie? War es nicht dasselbe Mädchen, nur ein paar Jahre älter?

„Bleib bei mir", sagte sie mit einer süßen Stimme.

Aber der Junge sagte: „Auf dem Rückweg komme ich. Erst muß ich zur Spitze und die Welt sehen."

Die ganze Nacht tastete er sich hinauf. Der Schrei von wilden Katzen erschreckte ihn. Große Vögel hackten nach ihm.

Die Sonne ging auf, als er an ein einzelnes Haus kam. Behaglich stand es da, und aus seinem Schornstein stieg der Rauch. Nebenan weideten die Kühe, und eine alte Frau, außer sich vor Verwunderung, ihn zu sehen, fragte ihn, wo er herkomme.

„Von unten", sagte er. „Aus dem Dorf?" fragte die Frau. „Nein, tiefer." „Aus der Stadt?" „Nein, tiefer." „Gibt es denn da noch tiefer etwas?" fragte die Frau und war ganz bestürzt. Der Junge sagte: „Ich will zur Spitze des Baumes. Wie weit ist es denn noch bis dahin?" „Weit, sehr weit," sagte die Frau, „komm wenigstens ins Zimmer und iß etwas." „Reich mir ein Brot heraus," sagte der Junge, „damit ich keine Zeit verliere."

Er ging.

Als er sich noch einmal umdrehte und das Haus von rückwärts besah, erblickte er wieder an einem Fenster ein Mädchen. Sie winkte ihm. Sie war nicht so schön wie die früheren und hatte traurige Augen. Aber sie hatte doch goldene Haare und volle rote Lippen. Und wie? War es nicht wieder dasselbe Mädchen, nur wieder ein paar Jahre älter? Der Junge winkte nur zurück und dachte: „Hier kann ich ja auf dem Rückweg zukehren." Und begann wieder zu klettern.

Spät am Abend kam er an eine Hütte, deren Dach ein wenig zerfallen war. Weiße Schafe lagen in dem kargen Gras, obwohl hier oben ein kühler Wind ging.

„Das Dach könnte man richten," dachte der Junge, während er die Hütte ansah, „und aus der Schafwolle könnte man sich eine warme Jacke machen."

Da sah er hinter dem einzigen Fenster wieder das Mädchen, denn nun war es ganz offensichtlich, daß es immer dasselbe Mädchen war. Aber nun hatte sie ein ganz vergrämtes und verblühtes Gesicht, und während sie ihm winkte und ihm zulachte, weinten dicke Tränen aus ihren Augen.

Der Junge empfand eine so große Sehnsucht,

in die Hütte hineinzugehen, neben dem Mädchen am Feuer zu sitzen und ihre Hände in den seinen zu halten. Aber da schien gerade der Mond durch die Äste, und der Junge dachte: „Ich will die Nacht durchklettern. Dann bin ich um so schneller wieder zurück und spreche hier ein."

Er winkte darum nicht einmal hin, tat, als ob er gar nichts gesehen hätte und kletterte weiter.

Lange, lange kletterte er. Bis wieder der Tag anbrach. Da war kein Haus, nichts Menschliches mehr zu sehen. Nur die Vögel sangen noch und flogen mit ihm. Gegen Mittag aber hatte er auch die Vögel hinter sich gelassen. Nun war er ganz allein. Keinen Laut hörte er mehr, nichts bewegte sich, und er fing an, Furcht zu fühlen. Er bekam Lust, wieder hinunterzusteigen.

Aber er dachte: „Bin ich so hoch gekommen, will ich auch ganz hinauf." Und als der Abend kam, hatte er auch wirklich das Ende des Baumes erreicht.

Und was war nun? Sonne und Himmel waren ebensoweit wie unten! Die Welt sah er — aber was sah er? Wälder und Wälder und Dörfer dazwischen und so klein alles, daß er doch so gut wie nichts sah.

Alles, woran er vorbeigeklettert war und was er erlebt hatte, war wie ein Lied unter ihm verklungen. Als ob er es nur geträumt hätte. Wie? Fast konnte er sich nicht mehr darauf besinnen.

Er will hinunter. Nur noch ein wenig ausruhen und dann hinunter. Aber sieh an, ihm ist ja ein Bart gewachsen, ganz weiß. Der Bart fällt ihm von den Händen herunter, die im Schoß liegen. Seine Hände sind ja gelb und zerrissen wie uraltes Leder. Er ist ja alt geworden, uralt.

Und schon hört er einen Vogel das Totenlied singen. Wie schnell geht das alles! Er will den Kopf wenden, um den Vogel zu sehen. Aber er ist zu müde dazu. So müde.

Der Kopf sinkt ihm hinunter in den Schoß. Er wehrt sich vergebens, die Augen aufzuhalten. Sie fallen ihm zu.

Gerade kann er noch die Hand ans Herz heben, da hat das Herz aufgehört zu schlagen.



Die Kröte

Ein mutwilliger Junge legte einen brennenden Schwamm auf den Rücken einer großen Kröte, die an einer Mauer saß. Da kniete das arme Tier auf wie ein Mensch, faltete die Vorderhände und sah den Knaben so flehend an, daß er sogleich den Zunder wegnahm und lange entsetzt blieb.

Das Heimweh der Seelen

Vom Axenstein brechen Wolken über den Vierwaldstätter See herein. Gleich ist der Mond verschwunden. Von Seelisberg läuten zwölf Schläge: Mitternacht.

Als die Schläge ausgeklungen haben, hört man aus den Wolken Seufzen, Stimmen, bald auch ein Weinen.

Über den Rütli fallen die Wolken her. Von Tanne zu Tanne klettern sie herab. Der Mond schlägt hinein. Was sieht man da? Wolkengestalten, wie wehende Schleier, aber dann erkennt man Beine, Arme, Gesichter. O welche Gesichter voll Trauer, voll Verlangen. Augenhöhlen glühen im Mond, als ob brennende Augen darin wären. Es wallt um das Ufer. Tausende. Ganze Völker. Mit Fahnen. Manche Schädel sind gespalten. Hier fehlt einem Schatten ein Arm, hier einem ein Bein. Manche haben die Brust in einer roten Wunde offen. Der Schatten eines Hundes weht mit. Und als ob die Leichen noch lebten, kommen

die Krähen, aus dem Schlaf aufgeschreckt, von den Bergen zusammen und fangen zu schreien an.

Was für Schatten sind das? Der Zug derer, die die Schweizer Heimat verlassen haben, für fremden Lohn. Auf den Schlachtfeldern sind sie liegengeblieben in Frankreich, Italien, in der Wüste. Die fremde Erde hält sie nicht. Ein Wind ist gekommen und treibt sie zusammen, weht die Knochen zusammen, in Jahrhunderten gebleicht. Über die Erde treiben sie, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert, heimatlos.

Einmal sind sie Herr über den Wind geworden. Sie sind dem Wind entflohen voll Heimweh, sind an den See gekommen, hängen sich an die Tannen und weinen. Aber da kommt schon der Wind hinterher vom Axenstein und bläst sie auf und treibt sie fort, über die Erde, über die fremde Erde, fort, fort.

Als die Berge geboren wurden

In alter Zeit war die Erde ganz flach. Wohl waren Bäume da und Gras und Seen und Meere, auch Städte der Menschen schon. Aber kein Quell und kein Strom. Flach wie ein Tischbrett war alles.

Bis zu dem Tage, daß Jesus zum Himmel auffuhr. Auf einer Wiese zwischen fernen Wäldern stand er. Er hob zum Abschied winkend die Hand, sah zum Himmel empor mit steiler Stirn, und siehe: da löste er sich schon von der Erde. Sanft und langsam, ohne irgendeine Bewegung, als daß er sein Kleid an sich zog, ohne Mühe stieg er zum Himmel hinauf. Aber was geschah? Erst griff das Gras, dann griffen die Bäume nach ihm. Alle wollten mit ihm zum Himmel. Schon geriet die ganze Erde in Bewegung. Erst hob sich das Stück Wiese, auf dem Jesus gestanden hatte. Lautlos, nichts rieselte, nichts brach ab, nichts polterte. Dann hoben sich die nächsten Wald-

ränder mit, dann die ganzen Wälder, die Seen, die Städte der Menschen, die ganze Erde. Manches Stück kam zuvor, manches Stück blieb zurück, wie zu spät aufgewacht.

Alles hing sich an des Herrn weißen Kleidersaum an. Die ganze Erde mit Wiesen und Wäldern bildete seine Schleppe. Die Vögel flogen allem voraus und sangen ihm um das Haar seines Hauptes. Bis Jesus milde seine Hand hob und alles stillstehen ließ. Erde mußte Erde bleiben.

Die Erde verharrte in süßer Trauer und atmete dem Herrn nach. Was hoch war, blieb hoch, um ihm wenigstens für immer näher zu sein. Nur die Bäche und Flüsse brachen aus den Seen und stürzten über die Berge hinab zum fernen Meer. Aus allen Bergwänden wühlte sich ungestüm in Quellen das Wasser hervor. Warum? Um im Meer Wolken zu werden und so dem Herrn näher zu kommen als alles andere.

Die Vogelpredigt



Mit vielen Brüdern machte Franziskus, der heilige Mönch, eine Reise. Sie kamen an eine Wiese, wo eine große Menge Vögel jeder Art versammelt waren, Sperlinge, Hänflinge, Schwalben, Krähen, Tauben.

Als der heilige Franziskus das sah, ließ er die Brüder auf der Straße zurück und ging heiter auf die Vögel zu. Als er schon ziemlich nahe war und sah, daß sie auf ihn warteten, grüßte er sie, ebenso würdig und demütig, wie er Menschen zu grüßen pflegte.

Aber er wunderte sich nicht wenig, als er sah, daß die Vögel auch jetzt noch nicht zur Flucht sich aufhoben. Da bat er sie voll Freude, das Wort Gottes anzuhören und fing gleich so an: „Meine geflügelten Brüder, ihr seid eurem Schöpfer besondere Liebe schuldig, weil er euch Flaum zum

Kleid und Flügel zum Flug gegeben hat. Herrlich hat euch Gott geschaffen unter seinen Geschöpfen. In der reinen Luft hat er euch Raum angewiesen. Ihr säet nicht und erntet nicht und trotzdem nährt er euch, ohne daß ihr euch die kleinste Sorge zu machen braucht."

Als sie das hörten, freuten sich die Vögel und gaben ihrer Freude in wunderbarer Weise Ausdruck. Sie streckten die Hälse empor, breiteten die Flügel aus und schnatterten mit den Schnäbeln, als sprächen sie.

Er ging durch ihre Mitte und wieder zurück und streifte mit dem Saum seines Rockes ihre Köpfe und Rücken.

Endlich segnete er sie, schlug das Zeichen des Kreuzes über sie und gab ihnen die Erlaubnis, davonzufliegen.

Darauf zog er mit den andern Mönchen voll Freude seine Straße weiter. Aber er klagte sich der Nachlässigkeit an, weil er nicht schon lange den Vögeln gepredigt habe, die doch eben mit solcher Ehrerbietung das Wort Gottes angehört hatten.

So kam es, daß er seit diesem Tag alle Vögel, aber nicht nur die Vögel, sondern auch alle vierfüßigen und kriechenden Tiere, ja sogar die Gräser,

Blumen und Bäume, endlich sogar die Steine und Berge anrief, Gott zu lieben, und täglich erkannte er ihr Verständnis und ihre Folgsamkeit.

Als er eines Tages in ein Städtchen kam, stieg er auf einen Fels, damit alle ihn sehen konnten, und bat um Ruhe. Alles schwieg und stand voll Ehrfurcht da.

Nur eine Masse von Schwalben baute mit vielem Gezwitscher an ihren Nestern weiter.

Als sie nun so sehr lärmten, daß der heilige Franz unmöglich von den Leuten gehört werden konnte, sprach er die Vögel an: „Ihr Schwalben, meine Geschwister, nun ist es Zeit, daß ich spreche. Ihr habt nun genug geredet. Hört das Wort des Herrn und gebt Ruhe, bis ich fertig bin."

Da verstummten die Vögel wirklich zur Verwunderung aller Zuschauer und rührten sich nicht vom Fleck, bis die Predigt zu Ende war.



Der Pfennig auf dem Wasser

Ein armer Mann begab sich zu einem reichen Mann in Dienst. Einen Vertrag machte er nicht. Nachdem er ein ganzes Jahr gedient hatte, bat er um soviel Lohn, als der Herr selber für gerecht halte.

Der Herr zog einen Pfennig heraus und sagte: „Hier, da ist dein Lohn."

Der Knecht nahm den Pfennig, bedankte sich und ging an den Bach. Dort saß er und sprach: „Barmherziger Gott, was bedeutet das? Für ein ganzes Jahr Dienst nur einen Pfennig? Aber Gott weiß, ob ich auch nur soviel verdiene. Ich will es versuchen. Ich werfe den Pfennig in den Bach. Schwimmt er obenauf, habe ich ihn verdient. Sinkt er unter, habe ich ihn nicht verdient." Er machte das Zeichen des Kreuzes, betete und warf den Pfennig ins Wasser. Der Pfennig sank sogleich bis auf den Grund.

Er bückte sich, holte den Pfennig herauf und brachte ihn seinem Herrn zurück. „Herr," sagte er,

„hier hast du deinen Pfennig wieder. Ich habe ihn noch nicht verdient, ich will dir erst noch ein Jahr dienen."

Als das zweite Jahr um war, trat er wieder vor seinen Herrn und forderte Lohn, soviel der Herr selbst für gerecht halte. Der Herr zog wieder einen Pfennig hervor und sagte: „Hier, da hast du deinen Lohn." Der Arme bedankte sich, ging wieder an den Bach, bekreuzigte sich, betete und warf den Pfennig ins Wasser. Wieder sank der Pfennig unter. Der Knecht holte ihn heraus und brachte ihn auch diesmal seinem Herrn zurück. „Hier, Herr," sagte er, „hier hast du deinen Pfennig. Ich habe ihn noch nicht verdient, ich will dir erst noch ein Jahr dienen." Als das dritte Jahr um war, gab ihm der Herr zum drittenmal einen Pfennig, und zum drittenmal warf der Knecht den Pfennig in den Bach.

Und sieh an! Diesmal schwamm der Pfennig oben auf dem Wasser. Der Arme lief schnell neben der Strömung her und hatte Mühe, ihn wieder zu bekommen. Dann aber ging er voll Glück in den Wald, baute sich aus Holz eine Hütte und blieb da wohnen.

Nach einiger Zeit hörte er, daß sein Herr eine weite Seereise vorhabe. Er ging zu ihm hin, gab

ihm den Pfennig und sagte: „Herr, kaufe mir etwas für den Pfennig, wenn du irgendwo in einem fernen Land ans Ufer steigst.“ Der Herr versprach ihm das, nahm den Pfennig und segelte ab.

In einer Stadt unterwegs fand er ein paar Kinder, die einen weißen Kater unter sich hatten und ihn ertränken wollten. Da bot ihnen der Herr den Pfennig, den er von dem Knecht bei sich hatte, erhielt dafür den Kater und nahm ihn mit aufs Schiff.

Ein Sturm, der drei Monate anhielt, verschlug das Schiff an eine ganz fremde Küste. Der Herr gelangte in eine unbekannte Stadt, und viele Menschen liefen herbei, um den fremden Schiffsherrn zu sehn.

Der reichste Mann der Stadt lud ihn zum Abendessen ein. Aber was mußte der Schiffsherr sehen? Mäuse und Ratten liefen durch alle Zimmer, über alle Tische, sprangen an den Dienern hoch, die das Essen trugen, und die Diener mußten mit Stöcken dazwischen schlagen.

„Um Gottes willen,“ sagte der Schiffsherr, „was ist das?“

Sein Gastfreund sagte: „Ja, so ist es bei uns. Wir können nicht in Ruhe essen. Die Nächte

müssen wir sogar in einem Kasten schlafen, damit sich das Tierzeug nicht über uns selbst herstürzt."

Da fiel dem Schiffsherrn der weiße Kater ein, den er für den Pfennig seines Knechtes gekauft hatte. Er sagte zu dem Hausherrn: „Ich habe im Schiff ein Tier, das all dieses Zeug in zwei, drei Tagen vertilgt hat."

Der Hausherr sprang auf und sagte: „Bruder, wenn du so ein Tier hast, her damit! Ich fülle dir dein ganzes Schiff mit Silber dafür."

Der Schiffsherr holte sogleich den Kater und bat den Hausherrn, da es spät Abend geworden war: sie möchten sich heute nacht nur alle ohne Kasten schlafen legen. Sie hatten dazu aber nicht den Mut, und er allein schlief offen und mitten im Zimmer. Dann setzte er den Kater neben sich, und sowie der Kater die tausend Mäuse und Ratten sah, stürzte er sich hinein und erwürgte alles, was er nur anpacken konnte, und schleppte alles auf einen Haufen. Die Mäuse und Ratten, so viele ihrer nicht erwürgt wurden, liefen aus dem Hause, wohin sie nur konnten.

Als es Tag wurde und die Leute kamen nachzusehen, da fanden sie den großen Haufen toter Tiere, kaum daß noch eins durchs Zimmer lief, sie guckten nur noch aus den Löchern heraus. Nach

zwei, drei Tagen war in der ganzen Stadt keine Maus mehr aufzutreiben.

Da füllte der Hausherr dem Kaufmann das Schiff mit Silber ganz an, wie er es versprochen hatte, und der Kaufmann segelte nach Hause.

Dort kam denn auch der Knecht und fragte, was ihm für seinen Pfennig mitgebracht worden sei. Der Herr ließ einen Marmorstein heranbringen, der an allen Seiten schön geschliffen war. Den gab er ihm und sagte: „Hier, das hab ich dir gekauft für deinen Pfennig."

Der Knecht war außer sich vor Freude darüber, trug mühselig den Stein in seine Hütte und stellte ihn in der Mitte auf, so daß er ihn als Tisch benützen konnte.

Am nächsten Tag, als er aus dem Wald zurückkam, wo er Holz geschlagen hatte, sah er einen Schein aus der Tür dringen. Als er eintrat, war der Stein ganz in Silber verwandelt, und die Hütte und der Knecht selbst wurden so angeleuchtet davon, als ob auch sie aus Silber wären.

Darüber erschrak der Knecht, lief zu dem Herrn und sagte: „Herr, was hast du mir da mitgebracht? Du hast dich geirrt. Das kommt mir nicht zu."

Der Herr verwunderte sich und ging mit dem Knecht. Als er sah, was für ein Wunder von

Gott gerichtet war, sagte er: „Es ist schon so. Wem Gott gut ist, dem helfen die Heiligen. Noch viel mehr kommt dir zu. Komm mit, ich will es dir zeigen."

Er führte den Knecht ins Haus zurück, rief seine Tochter, gab sie ihm zur Frau und alles das dazu, was er in dem Schiff mitgebracht hatte.

Der arme Mann und der schöne Garten

In ein Dorf kam eines Abends ein Bettler. Er saß auf einem zweiräderigen Karren mit einem uralten Gaul davor.

Bei allen Häusern fuhr der Bettler an und bat um Nachtlager. Aber das waren alles reiche Häuser. Überall standen die Ställe so voll von dickem Vieh, daß für sein Pferd kein Platz mehr da war.

Als der Bettler so dastand und sich umsah, mitten im kalten Wind und unter den ersten Schneeflocken, da kam ein armer Mann vom Feld nach Hause und fragte ihn, warum er da stehe und friere.

„Hier kann niemand mir und meinem Pferd ein Obdach geben," sagte der Bettler, „alle Ställe sind schon voll."

„Na, dann komm mit mir," sagte der arme Mann, „ich habe nur wenig Vieh. Zwar ist auch

mein Stall nicht groß. Aber komm. Wir werden uns behelfen, wie Gott es gegeben hat."

Er führte das Pferd zu seinem Esel in den Stall und schüttete beiden in der gleichen Krippe das Futter auf. In der Stube aber setzte er dem Bettler vor, was er hatte. Er schenkte ihm sogar noch einen Rest Wein, den er sorgsam im Schrank aufbewahrt hielt, ins Glas. Dann richtete er ihm ein Strohlager neben dem Ofen her und gab ihm dazu noch die warme Decke, die er sonst bei Schnee draußen über seinen Esel zu breiten pflegte.

Am andern Morgen nahm der Bettler, das Stroh noch in den Haaren, frühzeitig Abschied. Indem er die Hand des armen Mannes fest in der seinen hielt, so, als ob er sie gar nicht mehr loslassen wollte, sagte er: „Bruder, nun mußt du aber auch einmal mich besuchen und in meinem Hause Gast sein."

„Ja, wie soll ich dein Haus finden?" fragte der arme Mann. „Das ist leicht zu finden. Geh nur immer der Spur meines Karrens nach." „Gut," sagte der arme Mann, „ich habe viel Arbeit. Und keine Hilfe. Aber ich werde einmal kommen, sowie Zeit dafür übrig ist."

Der Bettler fuhr fort, und der arme Mann ging mit dem Besen in den Stall, um zu kehren. Da

sah er etwas glänzen im Mist, bückte sich und hob vier silberne Hufeisen auf. Er versank in Gedanken. „Mein Gott, was ist das für ein Bettler, beschlägt sein altes Pferd mit Silber! Ich muß sie ihm hinbringen."

Als er in den Hof kam, wo der Karren des Bettlers unter einem Dach gestanden hatte, fand er auf der Erde zwei silberne Schrauben. „Lieber Gott, was ist das nur für ein Bettler! Das muß ein verkleideter Fürst sein. Vielleicht der König selbst."

Er legte die Schrauben zu den Hufeisen und verwahrte beides gut in der hintersten Ecke des Schrankes.

Als er zur Arbeit ging, sah er die Spur des Bettlerkarrens durchs Gras ziehn. Sie glänzte sonderbar, und als er sich bückte und sie anfühlte, war sie von Silber. Er ging ein Stück nach, und so weit er ging und so weit er sehen konnte, war sie von Silber. „Großer Gott, ein wunderbarer Bettler", dachte er und geriet in Gedanken fast vom Weg zu seinem Acker ab.

Aber nie kam die Zeit, daß er vom Hause hätte fortkönnen und den Bettler besuchen. Er hatte kleine Kinder, für die er sorgen mußte. Seine Frau wurde krank. Steuern und Pacht waren zu

zahlen. Schlechtes Wetter stellte sich ein. Eine Feuersbrunst fraß ihm den Stall fort. Vieh starb ihm. Sein Esel wurde schwach, und er mußte für Geld sorgen, einen neuen zu kaufen.

Von Zeit zu Zeit sah er nach, ob Hufeisen und Schrauben noch an ihrem Platze lagen. Endlich vergaß er sie ganz.

Nach vielen Jahren, als er weißhaarig geworden war, seine Kinder selbständig, seine Frau gestorben, er aber immer noch arm geblieben, da saß er einmal vor seiner Tür und dachte über alles nach, was er an Mühe und Merkwürdigem im Leben hinter sich hatte. Da fiel ihm auch der Bettler ein. Er stand auf, ging aufs Feld und sah nach der Wagenspur. Noch fand er sie unter dem Gras. Sie glänzte wie am ersten Tag.

Er beschloß, dem Gleise nachzugehn und den Bettler zu besuchen. Er nahm Hufeisen und Schrauben aus dem Schrank, spannte seinen Esel vor den Wagen und fuhr fort.

Immer weiter fuhr er. Die Spur hörte nicht auf. Sie glänzte durch die Nacht fast noch heller als am Tage, und so fuhr er auch in der Nacht weiter. Über Berge und durch Täler, an vielen Menschenhäusern vorbei, an Kirchen, an bösen

Menschen, die ihm nachriefen, an guten, die seinem Esel zu trinken gaben.

Einmal sah er von fern einen Fluß und darüber eine Brücke aus Holz, aber so leicht und zierlich, als ob er in ein fremdes Land gekommen wäre. Bald darauf eine zweite Brücke, aus Eisen, hoch in den Himmel gebogen. Eine solche hatte der Mann noch nie gesehn, und voll Staunen fuhr er hinüber.

Nach neuem Wald und neuen Tälern und vielen Bergen, mit Obst bebaut, das schon farbig war, während bei ihm zu Hause erst der Frühling angefangen hatte, kam er vor eine dritte Brücke. Die glänzte so stark, daß er nicht hinsehen konnte. Als er herankam, sah er, daß sie von Silber war, schön wie im Traum. Damit nicht genug, zeigte sich sofort darauf eine neue Brücke, aus lauterem Gold. Das strahlte wie die Sonne selbst. Er mußte den Hut über die Augen herunterziehn, und die Augen fingen ihm zu tränen an. „Wie ist das doch alles so seltsam", dachte er. Ihm wurde so leicht zumut, daß er manchmal zu fliegen glaubte, obwohl er nur ganz langsam und knarrig mit seinem Karren und Esel dahinzog.

Endlich kam er vor eine Mauer, so unabsehbar, wie er es nicht für möglich gehalten hätte. Dazu

war sie aus Marmor, weiß, rot, blau und grün aufgebaut. Das große Tor war über und über mit Edelsteinen beschlagen. Es blitzte, als ob es in Feuer stünde. So etwas hätte der arme Mann nicht einmal zu träumen gewagt. Selbst der Esel drehte den Kopf ab von dem Glanz.

Die silberne Wagenspur lief geradewegs in das Tor hinein. So konnte der arme Mann trotz seines immer größeren Wunderns nicht zweifeln, daß er am Ziele war. Er stieg also von seinem Karren, ließ seinen Esel frei weiden, nahm Hufeisen und Schrauben aus seinem Ranzen und ging zu dem Tor hin. Es war geschlossen. Aber er nahm sich Mut, drückte die goldene Klinke nieder und öffnete.

Mit hundert Augen hätte er nicht das alles sehen können, was da nun zu sehen war: ein Garten, das Ende konnte man nicht schauen. Obstbäume, blühend oder schon voller Früchte, beides zugleich. Haine, Wiesen, Hügel, Quellen, weiß durchs Gras schäumend. Auf den Bäumen sangen Vögel, von Farben, wie der arme Mann noch nie gesehen hatte. Hunger und Durst vergaß er, während er ihrem Gesang zuhörte.

Er stand und mußte stehn und wußte nicht, ob er träume oder wach sei, ob er tot sei oder lebendig. Er sah sich nach allen Seiten um, ging tief-

atmend weiter und hielt sich immer an das silberne Geleise. Die Blumen und Obstbäume hörten nicht auf, die Wiesen und Haine und der Vogelsang nahmen kein Ende. Er fühlte nicht Hunger, nicht Durst, nicht Müdigkeit. Die Tränen flossen ihm aus den Augen vor Freude. Bald hier, bald da machte er halt, betrachtete dies und das, horchte, ging weiter, sein Atem wurde immer leichter, die Luft strömte in ihn wie goldener Wein — da trat unter blühenden Bäumen der Bettler hervor.

„Grüß Gott, Freund", rief der arme Mann voll Freude. „Grüß Gott", antwortete der Bettler und gab ihm die Hand, „Gottlob, daß ich dich gefunden habe. Nun sage mir, was das alles ist. Aber zuerst nimm hier deine Hufeisen und Schrauben zurück, die du verloren hast bei mir, damals."

Der Bettler warf beides ins Gras und ging mit dem Mann weiter durch den Garten. „Wie soll ich zu Hause das alles erzählen, was ich da sehe," sagte der arme Mann, „ich werde es nicht können, und wenn man mich totschlägt. Aber jetzt laß mich zuerst nach meinem Esel sehn, der vor dem Tor weidet, und ihn tränken. Dann, wenn du es erlaubst, will ich zurückkehren und, ohne dich aufzuhalten, noch ein wenig in deinem Garten bleiben und an seiner Schönheit mich satt sehn."

Der Bettler lächelte ihm freundlich und mit einem seltsamen Blick zu und begleitete ihn bis ans Tor.

Der arme Mann sagte ihm Lebewohl. Aber der Bettler hielt seine Hand wieder lange fest und sagte: „Ich erwarte dich zum Abend."

Der arme Mann sah sich überall um, fand aber seinen Esel nirgends. Er ging über die goldene Brücke und suchte. Er ging über die silberne, eiserne, hölzerne: der Esel war nirgends. Nun, da er schon so weit abgekommen war, begab er sich gleich auf den Heimweg, immer der silbernen Wagenspur nach, bis zu seinem Dorf.

Als er da hinkam, erkannte er weder Häuser noch Bäume noch Hunde noch Menschen. Er fragte nach seinem Häuschen, seinen Kindern. Die Leute, die er fragte, sahen ihn fremd an. Niemand konnte ihm Auskunft geben.

Da setzte er sich an den Brunnen, der allein noch der alte war, trank aus der Hand und machte ein wenig die Augen zu.

Morgen will er wieder zu dem Bettler zurück und fragen, was das mit ihm ist.

Träumt er oder ist er noch wach? Er fühlt, daß Menschen ihm wie einem Toten die Augen zu-

drücken. Aber da ist er auch schon wieder mitten in dem schönen Garten. Siehe! Da kommt auch der Bettler wieder daher und nimmt ihn bei der Hand.

Da blieb er für immer bei dem Bettler im Paradies.

Die schönste Frau der Erde

Es starb einmal ein reicher Vater. Auf dem Sterbebett nahm er seinem Sohn das Versprechen ab, daß er niemals die Stadt betreten werde, wo die schönste Frau der Erde wohne.

Kaum war der Vater begraben, da wurde der Sohn, der bisher vollkommen glücklich und wunschlos gelebt hatte, von einer Sehnsucht, stark wie ein Sturm, nach jener Stadt getrieben. Er bat die Mutter um einen Teil des Vermögens und ritt auf einem schönen Schimmel dorthin. Ein Diener ritt nebenher.

Er stieg in einem Gasthaus ab, und ohne jemand von seinem Vorhaben etwas zu sagen, begann er alle Häuser der Stadt daraufhin anzusehn, ob hinter ihren Fenstern die schönste Frau der Erde wohne.

In einer abgelegenen, ganz stillen Straße fiel ihm ein Haus auf, dessen Läden immer geschlossen

waren. Nur jeden Morgen in aller Frühe trat eine alte Frau heraus, die mit einem Korb am Arm zum Einkauf ging.

Der Jüngling schritt mehrere Tage hinter dieser Frau her. Endlich aber redete er sie an und fragte, wo in dieser Stadt die schönste Frau der Erde wohne. Da erfuhr er, daß es gerade das Haus sei, dessen Läden immer geschlossen blieben, und daß diese selbe Alte die Magd jener Frau war.

Das Herz blieb ihm stehn. Kaum brachte er die Frage heraus, ob er nicht die schönste Frau der Erde einmal sehen könne. Kein Wort wolle er mit ihr sprechen. Nur sie sehen. Eine Sekunde lang. Die Alte wies ihn barsch zurück. Da gab er ihr Geld und ließ sich, um die Geldtasche zu schließen, recht Zeit, damit sie Gelegenheit hätte zu sehen, wieviel Gold in der Tasche war.

Da wurde die Alte ein wenig freundlicher und ging ins Haus, um ihre Herrin zu fragen. Nach langer Zeit kam sie zurück. Zu des Jünglings Freude mit einem guten Bescheid. Aber erst mußte er sein ganzes Geld abliefern. Nun wurde er eine Marmortreppe hinaufgeführt, die prächtig war wie in einem Schloß. Die Alte ging vor ihm her. Durch mehrere Zimmer ging der Weg. Endlich im letzten Zimmer war aus roter Seide ein Vor-

hang. Die Alte bedeutete dem Jüngling, hier zu stehen und zu warten.

Der Jüngling stand und wartete. Nach langer Zeit bewegte sich das Tuch ein wenig. Und als der Jüngling dachte, nun werde sich der Vorhang öffnen und die schönste Frau der Erde sich zeigen, kam durch einen Spalt nur ein einziger Finger heraus. Ein sehr weißer Finger mit einem rosafarbenen und spitz zugeschnittenen Nagel. Ein kleiner weißer Fleck war auf dem Nagel.

Nicht länger, als bis der Jüngling hätte drei zählen können, blieb der Finger zu sehen. Und sogleich wurde der Jüngling von der Alten wieder auf die Straße zurückgeführt.

Wie im Traum stand er unten. Die Schritte der vorübergehenden Menschen schallten wie aus großer Ferne an sein Ohr. Endlich kam er zu sich und ging in sein Gasthaus. Er hatte kein Geld mehr und mußte dem Wirt den Schimmel da lassen.

Zu Fuß, mit Staub bedeckt und die Schuhe zerrissen, kam er zu seiner Mutter zurück, erzählte alles und legte sich gleich schlafen. Wie ein Toter regungslos lag er da bis in den hellen nächsten Tag.

Das erste, was er sagte, als er die Augen aufschlug, war, daß er die Mutter um neues Geld

bat, und zwar um zehnmal soviel als das letztemal.

Nicht ohne Schwierigkeit machte die Mutter das Geld flüssig, während ihr die Tränen aus den Augen auf das Geld fielen. Zwei starke Pferde waren nötig, um die Summe fortzuschaffen. Außerdem ritten noch zwei Diener mit.

Drei Tage wartete der Jüngling vor dem Haus der schönsten Frau. Nicht wie sonst erschien in der Frühe die Alte, um zum Einkauf zu gehn. Erst am Abend des vierten kam sie aus der Tür, und der Jüngling trat gleich auf sie zu, bat wieder, die schönste Frau der Erde sehen zu dürfen, nur zwei Sekunden lang. Er sagte, daß er zwei Pferde mit Gold beladen in die Stadt mitgebracht habe.

Die Alte kaufte erst ein. Als der Jüngling immer weiter bat, erklärte sie sich schließlich bereit zu fragen.

Lange saß der Jüngling auf der Steintreppe vor der Tür und wartete. Endlich kam dann die Alte mürrisch, aber mit gutem Bescheid zurück.

Da ging der Jüngling seine Diener und Pferde holen. Die Diener luden die schweren Säcke ab und trugen sie ins Haus hinein. Dann führte die Alte den Jüngling wieder die Treppe hinauf durch

die Zimmer vor den Vorhang. Der Jüngling vermochte kaum sich auf den Beinen zu halten, so taumelte er. Und wie lange mußte er stehn! Aber endlich öffnete sich der Vorhang ein klein wenig, und eine Hand streckte sich heraus von einer unbeschreiblichen Schönheit. Ganz ohne den Schmuck eines Ringes. Aber eine so schöne Hand war sicher nicht ein zweites Mal auf der Erde zu finden.

Kaum hatte der Jüngling recht hinzusehn vermocht, da war die Hand wieder verschwunden. Er hörte nur noch etwas wie einen Atemzug und ein seidenes Rauschen. Und schon berührte ihn die Alte am Ärmel und führte ihn wieder auf die Straße.

Mit fieberigen und fremden Augen kehrte er zu seiner Mutter zurück. Er schien sie gar nicht mehr zu kennen. Er saß nur, ohne zu sprechen, im ledernen Stuhl, in dem sein Vater immer gesessen hatte, und trank ein Glas Wein über das andere.

Die Mutter wusch ihm die Füße und zog ihm ein anderes Kleid an statt des ganz zerrissenen, in dem er heimgekommen war. Sie bereitete ihm das Bett so zart wie einem Kranken. Aber der Sohn, ehe er sich schlafen legte, gab ihr noch den Auftrag, alles, was sie besaßen, zu Gelde zu machen, Haus, Möbel, Kleider, die Weinberge, Wiesen und Vieh.

Er schlief die Nacht und den ganzen folgenden Tag und wieder die Nacht. In der Frühe des zweiten Tages brach er auf, mit drei Pferden, die kaum die Last des Goldes tragen konnten, und drei Dienern wie ein Fürst.

Er schickte den ersten, den zweiten, den dritten Diener hin, an das Haus der schönsten Frau anzuklopfen und um die Erlaubnis seines Besuches zu bitten. Aber die Diener kamen zurück, ohne daß ihnen aufgetan worden war.

Da ging der Jüngling selbst hin und saß eine Woche lang vom Morgen bis in die Nacht auf der Steintreppe und wartete. Umsonst sah er immer zu den Fenstern auf. Umsonst horchte er immer nach einem Laut im Haus. Nur sein Herz hörte er ohne Unterlaß klopfen.

Endlich jedoch öffnete sich die Tür, und die Alte fegte gerade den Schmutz auf die Straße, so daß der Jüngling ganz davon bedeckt ward und ihn der Besen an den Kopf traf. Er brachte seine Bitte vor, ob er diesmal die schönste Frau der Erde sehen könne, nur drei Sekunden lang. Er sagte, wie viele Pferde mit Gold er diesmal bei sich hatte.

Die Alte kam zurück, sehr böse, sah ihn gar nicht an, brachte aber guten Bescheid. Der Jüng-

ling ließ die Diener das Gold abladen, gab jedem Diener ein Pferd als Lohn, schickte sie fort und ließ sich wieder vor den Vorhang führen.

Er stand lange und wurde so schwach, daß er sich an einem Stuhl halten mußte. Endlich, endlich kam wieder die Hand zum Vorschein. War sie nicht noch schöner als das letztemal? Und es kam noch mehr als die Hand heraus. Der Knöchel, von wunderbarer Schmalheit, der Unterarm, der Ellenbogen, der Oberarm, unbekleidet, in weißer Fülle und doch von unsagbar gebogener Schlankheit.

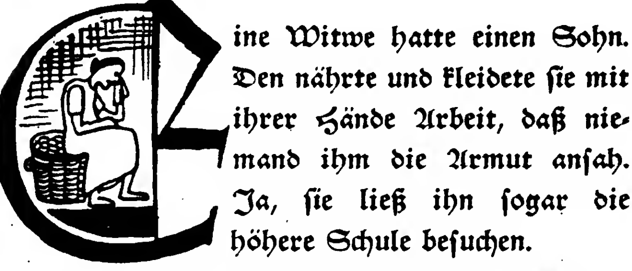
Der Jüngling dachte, daß nun diesmal der Vorhang ganz aufgehen und ihn alles sehen lassen würde. Das Blut trat ihm in die Augen. Er stöhnte wie in einem tiefen Schmerz. Und obwohl das gegen die Abmachung mit der Alten war, hob er die Hand, um den Arm anzurühren oder um sogar den Vorhang beiseitezureißen. Aber da war der Arm schon verschwunden. Irgendein Wort von einer unirdischen Stimme war hinter dem Vorhang zu hören und das Rauschen eines Bettes. Der Jüngling kam erst wieder zum Bewußtsein, als er draußen vor der Tür auf der Straße stand. Er mußte Ringe, Uhr, sein Oberkleid verkaufen, um nach Haus zu kommen. Da

saß seine Mutter an der Erde und bettelte. Er setzte sich neben sie. Sie wusch ihm das Blut von den Füßen mit einer Hand und hielt die andere Hand bettelnd den Leuten hin.

Die Leute wunderten sich über die großen Augen des Sohnes. Der Sohn, vom Hunger ganz gekrümmt, hielt auch die Hand hin. Aber er hielt sie nach ganz anderer Richtung als da, wo die Leute standen. Da erkannte seine Mutter, daß er blind war.

Aber sein Gesicht strahlte, als ob er etwas sehe, was weit fort, hinter Wiesen und Bergen war. Und als ob das ein Etwas sei, das schöner war als irgend etwas anderes auf der Erde.

Die drei jungen Schwiegertöchter



Eine Witwe hatte einen Sohn. Den nährte und kleidete sie mit ihrer Hände Arbeit, daß niemand ihm die Armut ansah. Ja, sie ließ ihn sogar die höhere Schule besuchen.

Darum hing der Sohn an seiner Mutter mit der größten Liebe und war nur glücklich, wenn er von seinen Geschäftsreisen nach Hause zurückkehren und eine Weile bei der Alten ausruhen konnte. Und was schickte er ihr nicht alles unterwegs: Mehl, Hühner, Geld! Und was brachte er ihr nicht alles mit: Kleider, Stoffe, sogar Schmuck wie für eine Junge!

Oft lagen ihm die alten Weiber der Straße in den Ohren. „Warum heiratest du nicht! Sieh die da oder jene da. Alle hübsch, alle jung, bringen dir sogar noch Geld mit."

„Ach was," sagte er, „ich habe meine Mutter, wozu brauche ich eine Frau? Wenn ich auf Reisen

bin, was weiß ich, ob nicht eine dieser jungen Dinger meine Mutter hungern läßt oder gar schlägt?"

Aber die alten Weiber brachten ihn doch dazu, daß er sich eine hübsche, junge Frau ins Haus nahm. Als er auf Reisen fort mußte, sagte er zu seiner Frau: „Gib mir gut auf meine Mutter acht. Ich will bei meiner Rückkehr nicht hören, daß du ihr auch nur ein böses Wort gesagt hast."

Als er fort war, ärgerte sich die junge Frau, daß da immer eine Alte hockte und aß und trank, ohne zu arbeiten. Was tat sie? Sie fragte bei allen Nachbarn um Eier, füllte einen Korb mit Stroh, legte die Eier hinein und hieß die Alte, sich daraufsetzen und die Eier ausbrüten. Von Zeit zu Zeit kam sie und brachte ihr Brot und schalt, wenn wieder ein Ei zerbrochen war.

Der Sohn kam zurück. Schon vor der Tür fragte er nach seiner Mutter. „Weiß ich," sagte die Frau, „wie es geschehen ist? Sie ist eben tot."

Der Sohn war sehr traurig. Eines Tages ging er in den Hof, um Stroh für das Maultier zu holen. Da sah er einen Korb, und wie er genauer in das Dunkel hineinsah — was sah er? Seine Mutter auf dem Korb sitzen und Eier ausbrüten. Er hob sie hoch, pflückte ihr das Stroh und die

Schalen der zerbrochenen Eier vom Kleid und führte sie ins Zimmer.

Seine Frau aber trieb er zum Bischof. „So und so hat sie's gemacht," sagte er zum Bischof, „ich will mich scheiden von ihr." Der Bischof schied sie voneinander.

Schon kamen wieder die Weiber der Straße und sagten: „Mit der ersten hast du Mißgeschick gehabt. Aber da ist diese, sieh sie dir an. Noch hübscher, noch jünger, noch mehr Geld." Er ließ sich ein zweites Mal bereden und heiratete wieder.

Als er auf Reisen mußte, empfahl er noch dringlicher als das erstemal seine Mutter der Frau. „Schon gut," sagte die Frau, „was soll ihr geschehen?"

Aber kaum war der Sohn vor dem Haus, da trieb sie die Alte vom Stuhl auf und schrie: „Was? Hier nur sitzen und essen? Hier habe ich einen Lederranzen für dich gemacht. Auf, in die Schule, damit du etwas lernst!"

Nach zwei Wochen kam der Sohn zurück. „Wo ist meine Mutter?" fragte er noch in der Tür. „Was? Du Unglücksmann weißt noch nicht, daß sie die Treppe heruntergefallen und tot ist?"

Der Sohn ging ins Zimmer und weinte lange. Als er kurze Zeit später traurig vor einem

Kaffeehause saß, kamen die Kinder aus der Schule vorbei. Da sah er mitten unter den Kindern eine lächerliche Alte, mit einem Ranzen auf dem Rücken wie alle. Er ging hin. Was sah er? Seine Mutter.

Er nahm ihr gleich den Ranzen ab, führte sie nach Hause, setzte sie an den Ofen. Seine Frau aber trieb er zum Bischof. Der Bischof schied beide voneinander.

Nicht lange dauerte es, da hatten ihm die Weiber eine dritte aufgeredet. Noch schöner war sie, noch jünger und hatte noch mehr Geld.

Lange konnte er sich nicht entschließen, wieder zu verreisen. Aber als es doch sein mußte und er, nach lauten Versicherungen seiner Frau, kaum die Stadt hinter sich hatte, trieb die Frau die Mutter mit einem Stock hoch und schrie: „Was tust du immer im Haus? Aber auch in der Stadt sollst du nicht bleiben. Hier hast du eine Gitarre. Marsch, hinaus aufs Feld! Zu den Zigeunern mach dich, lern spielen, lern singen, verdien dir dein Geld."

Die Alte ging mit einem kleinen Bündel und der Gitarre, und die Zigeuner nahmen sie freundlich auf. Sie lernte spielen, sie lernte singen, sie lernte tanzen. Sie zog mit den Zigeunern, mit

Männern, Weibern, Kindern, mit Wagen und Maultieren durchs Land.

In einer fremden Stadt ging der Sohn über einen Platz. Da sieht er unter einem Haufen von Menschen eine Alte stehen, die spielt und singt. Lustig singt sie. Und wenn sie einen Vers beendet hat, hebt sie die alten Beine zum Tanz. Und die Leute lachen. Sie kreischen vor Lachen, halten sich die Seiten vor Lachen und geben der Alten Geld. Nie ist etwas so Lustiges zu sehen gewesen. Der Sohn lacht mit, lacht Tränen, gibt der Alten Geld. Steht noch einmal von fern und sieht zurück, wie die Alte die Röcke hebt und sich dreht. Er erkennt nicht, daß es seine Mutter ist.



Das vergessene Kind

Eine Mutter ging mit zum Mähen in die Wiesen. Alle anderen Frauen hatten ihre Kinder zu Hause gelassen. Sie aber war erst ein Jahr verheiratet und außerstande, sich in ihrem Glück von dem Kind zu trennen. Darum band sie es in einem Tuch auf den Rücken und nahm es mit.

Draußen machte sie ihm ein weiches Bett von Gras, im Schatten einer Birke. Alle drei Stunden kam sie und tränkte es. Jedesmal richtete sie das Bett so, daß es mit dem Schatten des Baumes weiterrückte.

Es war ein heißer Tag. Als ein Gewitter schwarz heranzog, eilten alle, möglichst viel Arbeit hinter sich zu bringen. Am Abend waren sie schon ein gutes Stück von der Birke abgekommen. Ganz klein und fern stand die Birke am Horizont. Aber die Mutter sah immer dahin und lachte und sang dazwischen mit den andern Frauen, trotz des Schweißes, der ihr vom Gesicht rann.

Als Feierabend gemacht wurde und man den Rückweg antrat, war die Lustigkeit aufs höchste gestiegen. Man sang ein Liebeslied. Jede wußte einen neuen Vers. Dann fingen sie an, selber Verse hinzuzudichten, die, nachdem eine vorgesungen hatte, alle nachsangen.

Als sie vor den Häusern des Dorfes angekommen waren und im ersten Blitzschein die Männer vor den Türen standen und nach den Frauen ausschauten, fiel es der jungen Mutter ein, daß sie ihr Kind unter der Birke vergessen hatte.

Ohne ihren Mann zu begrüßen, schrie sie auf: „Herr Jesus!" und, wie von dem niederschüttenden Regen verfolgt, jagte sie den weiten Weg zurück. Es war schwarze Nacht geworden. Immer nur, wenn ein Blitz vom Himmel traf, zeigten sich die einzelnen Bäume und der ferne Waldrand.

Die junge Mutter lief immerzu, durch Dornen und Sumpfwasser. Ihre Haare hatten sich gelöst, der Sturm trieb sie vor ihrem Gesicht her. Sie lief so schnell, daß sie, ohne die Füße zu bewegen, über den Erdboden hinzuwehen schien. Weil ihr oft Zweige ins Gesicht schlugen, lief sie mit geschlossenen Augen und verlor doch die Richtung der Birke nie.

Wölfe kamen hinter ihr her. Wölfe kamen von beiden Seiten. Sie hörte ihren Atem. Einer war so nahe, daß er nach ihrem Kleid schnappte. Ohne an Furcht zu denken, die Kleider zerrissen, die Haare voll Dornen und Blätter, Knie und Hände blutig gefallen, erreichte sie endlich die Birke.

Im Blitzschein sah sie ihr Kind im Schoß einer Frau liegen, rotbäckig, den Kopf auf die Seite gelegt und im Traum lachend. Die Mutter wollte aufschreien und streckte die Hände aus, aber ohne einen Laut hervorbringen zu können, brach sie in die Knie.

Da wich die fremde Frau, die für einen Augenblick nach der Mutter hinsah, von dem Kind fort und entwehte wie ein Schatten. Die Wölfe kamen herangestürzt. Aber statt sich auf die Mutter zu werfen, zogen sie, wie auf einen Befehl und aufbellend wie Hunde, die ihren Herrn begrüßen, dem Schatten der Frau nach. Bis aller Schall in der Ferne verhallte.

Als die junge Mutter ihr Kind in die Arme riß, fand sie um seinen Hals ein goldenes Kettchen, zierlicher gearbeitet, als irgendwelche Menschenhände vermöchten. Nur ein uraltes Weib in einem Nachbardorfe wußte, wer die fremde Frau war: Laima, die Göttin der Vorzeit.

Der Riese kämpft mit dem See

Vor der Stadt Riga erheben sich noch heut zwei gräserne Hügel, so weit voneinander entfernt, daß ein ganzes Dorf mit Häusern und Scheunen Platz dazwischen hätte.

Diese Hügel hatte sich einst ein Riese als Schlafstätte aufgerichtet. Auf dem einen Hügel bettete er seinen Kopf, gegen den andern stützte er seine Füße.

Damals gab es noch keine Berge in dieser Gegend. Nur einen großen See, der die Landstraße um sich herumzwang. Auf diesem See war niemals ein Boot zu sehen. Nur dicht an den Ufern entlang wagten die Fischer zu fahren.

Alle paar Jahre wagten es ein paar Tollkühne, über die ganze Wasserfläche zu rudern, um den Weg nach Riga abzukürzen. Aber jedesmal hob

sich ein Sturm auf, sobald das Boot die Mitte des Wassers erreicht hatte. Eine Welle griff in das Boot hinein und zog einen Menschen heraus, der von der Welle sofort verschluckt wurde und dessen Leichnam man niemals fand.

Damals, in den frühen Zeiten der Erde, war ein See noch wie ein Tier, mit Neid, mit Tücke und Mordlust. Und es war offenbar, daß er dieses Menschenopfer forderte als Zoll für die Überfahrt.

Jahrzehnte hindurch traute sich kein Boot mehr auf den See hinaus. Eines Tages aber kamen zwei Brüder von weit her und wollten zu ihrer sterbenden Mutter nach Riga. Sie hatten ein solches Verlangen nach der Mutter und fürchteten, sie vielleicht nicht mehr bei Leben anzutreffen, daß sie voll Unlust an den weiten Umweg um den See dachten.

Da ein ruhiger und sonniger Tag war, hörten sie nicht auf die Warnungen der Fischer und sprangen in ein Boot. Unbekümmert und mit allen Kräften ruderten sie auf den See hinaus. Die Leute am Ufer schrien ihnen nach.

Durch das Geschrei herbeigelockt, kam der Riese heran, setzte sich fern ans Ufer und sah zu. Schon hatte es den Anschein, als ob der See die

beiden Jünglinge unbehelligt hinüberließe. Aber es war nur, um sie desto sicherer zu machen.

Als das Boot in der Mitte des Wassers war, stand weit entfernt eine kleine Welle im Wasser auf, nicht anders, als ob ein Fisch in einer schnellen Drehung sie aufgerührt hätte. Aber die Welle wuchs und rollte. Gerade auf das Boot zu. Sie nahm das Boot auf ihre Spitze, und als sie es wieder im ruhigen Wasser absetzte, war nur noch ein Jüngling im Fahrzeug, der aufrecht stand und umsonst in das Wasser ringsum starrte.

Da wurde der Riese zornig über die Grausamkeit des Sees. Weil denn die Menschen sich nicht wehren konnten, nahm er den Kampf auf, Ungeheuer gegen Ungeheuer. Er griff in die Erde zwischen seinen Füßen, bis er zwei Arme voll trug. Dann schritt er weit in den See hinein und ließ die Erde hinunterbröckeln. Bis, quer durch den See, ein Weg entstanden war. Kein ebener Weg, sondern, je nachdem der Riese die Erde hatte fallen lassen, gebirgig oder abgründig. So entstanden die Kangarberge, über die nun alle, die nach Riga wollen, ohne Gefahr hinüber können.

Drei Tage und drei Nächte rannte der See in Wellen, so hoch wie ein Kirchturm, gegen die

Berge an. Es war, als sollte die ganze Welt neu geschaffen werden. Aber er vermochte nicht, die Berge wegzuschäumen. Unerschüttert standen sie da, und am dritten Tag wagten die Menschen, Spottlieder singend, schon hinüberzuschreiten.

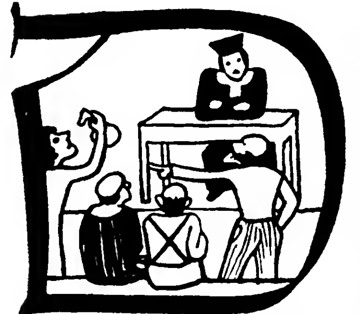
Da beschloß der See, die Welt wirklich umzuändern und sich ein neues Bett zu suchen. Er erhob sich in die Luft und zog als schwarze Wolke über das Land hin.

Mägde, welche an einem Fluß Wäsche trockneten, sahen die Wolke. Dabei hörten sie ein starkes Knistern. Da riefen einige: „Das knistert ja, als würden Kastanienschalen verbrannt." Eine aber sagte: „Die Wolke ist nichts weiter als ein großer See."

Im selben Augenblick rauschte die Wolke herab und begrub Wiesen, Höfe, Fluß, Mägde und was an Menschen sonst da wohnte.

An Samstagabenden, bei stillem Wetter, hört man aus dem Wasser die Kirchenglocken heraufläuten. Ein kleines Mädchen soll auch einmal einen Pflüger mit zwei Kühen gesehen haben, der das Gesicht lange zu ihr hinaufgehoben hielt.

Der Richter Schemjaka



Der arme Mann ging zu seinem reichen Bruder. „Ich muß Holz aus dem Wald holen. Hilf, Bruder, und leih mir dein Pferd.“ Der Reiche sah von seiner Suppenschüssel auf. „Immer habe ich gewartet, daß du kommst. Nun fängt es an, nun wird es so bald nicht aufhören mit der Bettelei. Nimm das Roß und mach, daß du fortkommst. Dies ist das erste und das letzte Mal.“

Der Arme stand mit dem Roß an der Hand. „Bruder, ich habe kein Kummet. Bruder, hilf! Leih mir noch das Kummet dazu!“ Aufschrie der Reiche: „Wirst du mir noch meinen Stuhl, meinen Tisch, mein Haus abbetteln? Hinaus mit dir!“

Im Wald stand der Arme, den schweren Schlitten mit Holz vor sich. Was sollte er anders tun? Er mußte den Schlitten an den Schwanz des Pferdes binden. Und siehe, wie sollte es anders

kommen? Vor seiner Hoftür stolperte der Gaul und riß sich den Schwanz aus.

Voll Furcht ging der Arme zum Reichen. „Hier, sieh, Bruder, ist der Gaul. Gut und gesund, aber der Schwanz fehlt ihm."

Aufschrie wieder der Reiche: „Was? So bringst du mir mein schönes Pferd zurück? Sofort bezahlst du mir das ganze Tier oder gehst mit mir zum Richter Schemjaka! Da wirst du es hören."

Der Arme mußte mit. Stumm gingen die Brüder nebeneinander durch den Wald. Über Mittag mußten sie einkehren ins Wirtshaus. Sogleich trug man dem Reichen grünen Branntwein auf, und der Wirt trank mit. Den Armen aber schmerzte der Magen, den er kein Geld hatte zu füllen. Um Hunger und schlechte Gedanken loszuwerden, kletterte er auf die Ofenbank und schlief. Aber in seinem Hunger und seinen Sorgen wälzte er sich hin und her. Und was geschah? Mit einem Mal fiel er hinunter und gerade auf die Wiege, in der des Wirts jüngstgeborenes Kind lag. Und tot drückte er das Kind.

„Zum Richter Schemjaka! Vorwärts! Mit! Mein Kind hast du mir getötet! Ich will dich am Galgen sehen!" schrie der Wirt und zog sich Pelz und Stiefel an.

Stumm schritten die drei nebeneinander her durch den Wald, zwei im Zorn, daß ihre Gesichter im Schnee erglühten, einer vor Furcht weißer als der Schnee, trotzdem ihm dabei der Schweiß der Angst über den Rücken herunterlief. „Was kann mir anderes blühen als der Galgen?" dachte der Arme, „also lieber schnell ein Ende gemacht." Dabei nahm er einen Anlauf und sprang von der Brücke ins Wasser hinab.

Aber unten fuhr gerade ein Greis mit seinem Sohne im Schiff. Dem Greis auf den Rücken stürzte der Arme, und nicht kräftiger als das Kind war der Greis: tot, mit gebrochenen Wirbeln lag er auf dem Boden des Schiffes. „Mörder! Mörder!" schrie der Sohn des Alten, „meinen Vater hast du mir umgebracht! Du mußt mit vor den Richter! Vorwärts, zu Schemjaka! Ich will dich gerädert und gehangen sehen!"

Nun schritten sie zu vier durch den Wald. Aus der Traurigkeit des Armen wurde Haß. Er hob heimlich einen Stein von der Erde auf, während er an einem Baum stand, um ein Bedürfnis zu verrichten. Den Stein wickelte er in ein Tuch. „So!" sagte er für sich, „lautet der Spruch des Richters gegen mich, dann Blut um Blut! Dann will ich ihn mit diesem Stein erschlagen."

Hinter einem Tisch, auf hohem Stuhl, saß Schemjaka. Die drei Kläger traten vor ihn. Kaum ließ einer den andern zu Wort kommen. Augen hatten sie gelb und brennend wie Wölfe. Hinter ihnen stand der Arme, das Tuch mit dem Stein in der Hand.

Der Reiche kam zuerst an die Reihe und brachte seinen Fall vor. Hinter ihm stand der Arme, sah den Richter fest an und hielt das Tuch mit dem Stein schon erhoben, um gleich loszuschlagen, wenn der Spruch gegen ihn wäre.

Schemjaka sah ihn und sah das Tuch in der Hand und dachte: „Da sind ja wenigstens hundert Rubel drin." Dann sprach er seinen Spruch: „Der Kläger hat recht," sagte er, „dieser hier muß natürlich den Gaul behalten, bis ihm wieder der Schwanz gewachsen ist."

Jetzt trat der Schenkwirt vor, und hinter ihn stellte sich wieder der Arme, sah wieder den Richter an, hob wieder die Hand. „Wieder hundert Rubel," dachte Schemjaka, „die nehm ich ebenso gern wie die ersten." Und nicht lange brauchte er zu seinem Spruch: „Auch dieser Kläger hat recht," sagte er, „also soll der Angeklagte des Wirtes Weib zu sich nehmen und mit ihr ein neues Kind zeugen, das dem Wirt gehört."

Nun stellte sich der dritte Kläger auf und hinter ihn wieder der Arme, wieder die Hand schlagbereit. Schemjaka sah die Hand und dachte: „Dreihundert Rubel sind's jetzt, gut, sehr gut, Gott sei bedankt", und fällte sofort seinen Spruch. „Der Kläger hat recht. Darum geht beide zu der Brücke, du, Beklagter, stellst dich unten ins Schiff, du, Kläger, springst ihm von oben auf den Rücken und tötest ihn. Die Sitzung des Gerichts ist aufgehoben."

Am nächsten Tag in aller Frühe erschien der arme Bruder bei dem reichen und sagte: „Wo ist der Gaul? Gib her! Sowie ihm der Schwanz wieder genau so lang gewachsen ist, wie er gewesen ist, bring ich das Tier zurück." Der Reiche schenkte ihm ein Glas Branntwein ein und sagte: „Ach, wie einfältig waren wir, um den Schwanz eines Rosses zu streiten. Das Roß ist mir gut genug so. Da! Nimm diese Ziege mit dem Zicklein und diese zehn Rubel Silber und laß uns wieder Freund sein."

Der Arme war es zufrieden. Darauf ging er zum Schenkwirt. „Da bin ich, nun gib mir dein Weib. Ich werde meine Schuldigkeit tun." Der Wirt lud ihn an den Tisch und setzte ihm ein Mittagmahl vor. „Ach, ich war ja dumm. Viel

Kinder, viel Sorgen. Es geht auch ohne das eine. Da, nimm als Zeichen des Friedens zwischen uns diese Kuh mit dem Kalb und diese hundert Rubel Silber."

Der Arme nahm alles und ging dann zu dem jungen Schiffer. „Hier bin ich. Ich bin bereit. Komm, spring und töte mich, wie ich verdient habe. Du wirst schon recht springen." Der Schiffer faßte ihn unter dem Arm und sagte: „Wir wollen Christen sein. Wir sind doch keine wilden Tiere! Nimm zum Trost und zum Dank für deinen ergebenen Willen dieses Pferd und Füllen und diese dreihundert Rubel Silber."

Der Arme, zu Hause angekommen, übersah sein Vieh, ließ das Geld auf dem Tisch klingen und tanzte umher. Da trat Schemjakas Diener ein.

„Nun, Freund, gib die dreihundert Rubel, die du gezeigt hast. Ich soll sie Schemjaka bringen." Der Arme nahm das Tuch, wickelte es auf und band den Stein heraus. „Da! Das war in dem Tuch! Bring das Schemjaka und sag ihm: Wenn sein Spruch anders gelautet hätte, hätte ich ihn mit diesem Stein erschlagen."

Schemjaka nahm dem Diener den Stein aus der Hand, besah ihn, wog ihn, bekreuzigte sich und sagte: „Gottlob, das ist noch gut abgelaufen."

Du lügst!

Ein Zar hörte nichts so gern als Lügen. Er legte einen Haufen Gold auf den Tisch und sein Schwert daneben. Nun mußte einer darauflos erzählen. Rief der Zar plötzlich: „Du lügst!“ — dann durfte der Erzähler sich das Gold nehmen. Kam aber der Zar nicht dazu, seinen Ausruf zu tun — dann hieß es: „Kopf herunter!“

Ein Bauer, dem es schlecht ging und der darum Geld nötig hatte, wollte sich das Gold verdienen und ließ sich beim Zaren melden. Gerade war eine große Abendgesellschaft versammelt. Als der Bauer die glänzenden Uniformen sah, wollte er am liebsten umkehren. Aber er hatte sich Mut angetrunken, und außerdem ließ der Zar schon das Gold auf den Tisch schütten: so blieb er und mußte sich dem Zaren gegenübersetzen. Gleich fing er an.

„Heute früh fuhr ich mit dem Pflug auf den

Acker. Mein Pferd wurde schwach, und ich spannte es aus. Da brach es in zwei Hälften auseinander. Das Vorderteil lief davon, das Hinterteil blieb stehen und wieherte." Alle riefen: „Gelogen!" Der Zar aber sah den Bauer an und sagte: „Ein Bauer ist schlau, ein Bauer bringt manches fertig."

Dem Bauern begann das Herz zu klopfen. Aber er behielt ein ganz ruhiges Gesicht und erzählte weiter. „Ich trieb das Hinterteil zum Vorderteil hin, nähte sie aneinander und keilte die Naht mit einem Weidenknüppel fest. Dann legte ich mich zu einem Mittagschlaf nieder. Als ich die Augen wieder aufmachte, war der Knüppel auf meinem Pferde zu einem Baum hochgewachsen. Aber nicht nur so hoch wie dieser Saal, auch nicht so hoch wie die höchste Kirche hier, sondern bis in den Himmel hinein." Da riefen alle: „Gelogen!" Aber der Zar legte den Kopf schief, sah den Bauer an und sagte: „Warum? So ein Bauer bringt manches fertig."

Dem Bauern brach der Schweiß auf der Stirn aus. Er strich mit der Hand seine Haare darüber, daß man es nicht sehen solle und erzählte weiter. „Na, da faßte ich den Stamm an und kletterte daran in die Höhe. Immer höher, der Wind trug mir die Mütze fort, und die Vögel stießen nach

meinen Augen. Aber ich konnte mich doch mit einem Satz in den Himmel hineinschwingen." Alle fragten: „Hast du auch Gottvater gesehen?" „Wieso denn nicht?" sagte der Bauer. „Was machte er denn da oben?" „Er spielte mit den Aposteln Karten und trank grünen Schnaps dazu." Alle riefen: „Gelogen! Das tut Gottvater nicht." Der Zar aber sagte: „Warum nicht? Ich spiele ja auch mit euch Karten. Das ist alles möglich."

Dem Bauern lief der Schweiß hinter den Ohren hinunter. Aber er faßte wieder Mut und erzählte weiter. „Na, es wurde Abend, was sollte ich lange da herumlaufen? Ich mußte hinunter, das Pferd wieder anspannen. Aber verflucht! Meine Weide war verdorrt und abgebrochen. Da sah ich einen Mann unten auf der Erde Hafer auf dem Sieb schütten. Die Spreu flog bis zu mir in den Himmel hinauf. Ich, nicht faul, fing sie auf und drehte mir gleich ein Seil daraus." Alle schrien: „Aus Spreu ein Seil? Gelogen!" „Warum nicht?" sagte der Zar, „ein Bauer kann viel."

Dem Bauern begannen die Ohren zu sausen. Er hörte seine eigenen Worte wie von fern. Aber er schien ganz ruhig dazusitzen und erzählte weiter. „Dieses Seil nahm ich und band es an den

Himmel fest. Dann ließ ich mich hinunter. Aber, Teufel auch! Es war zu kurz. Ich blieb in Kirchturmshöhe über der Erde hängen. Da schnitt ich das Seil oben ab und knotete es unten wieder an." Alle sprangen auf und schrien: „Gelogen! Gelogen!" Der Zar trank. „Wieso denn? Ein Bauer kann viel."

Dem Bauern strömte der Schweiß wie ein Sturzbach über den Rücken. „Immer noch zu kurz war das Seil. Ich wollte nicht mehr lange Umstände machen und schwupp! sprang ich einfach ab. Ich fiel in ein frisch gepflügtes Feld und bis zum Hals in die Erde, auf keine Weise konnte ich herauskommen. Da ging ich in mein Haus, holte meinen Spaten und grub mich frei." Alle stampften und warfen fast den Tisch um. „Was? Freigraben, wenn er bis zum Hals drin steckt? Warum einen Spaten holen, wenn er gehn kann? Gelogen!" Der Zar aber sah den Bauer ganz ruhig an. „So ein Bauer kann viel."

Da dachte der Bauer, die Beine brächen ihm ab vor Schwäche, obwohl er saß. Jetzt faßte er den letzten Mut. „Na, ich war voll Dreck über und über. Ich ging also zum Bach, um mich zu waschen. Da saß ein Mann und hütete Schweine. ‚Guten Tag, Schäfer', sagte ich. Da sagte er:

'Ich bin doch kein Schäfer. Ich bin doch des Zaren Vater.'" „Gelogen! Gelogen!" rief der Zar, „was ist das für ein verlogenes Zeug! Mein Vater hütet doch keine Schweine!"

Der Bauer trank sein Glas aus, lachte und ging davon, die Taschen schwer voll Gold.



Peter der Erste stiehlt

Peter der Erste wollte alles lernen, auch stehlen. Darum ging er zu einem geschickten Dieb in die Lehre.

Sie gingen zusammen auf die Landstraße hinaus. Ein Wagen fuhr da vor ihnen her. Darauf saß ein Kaufmann, hintendran war ein Ochse gebunden. „Ich möchte diesen Ochsen stehlen", sagte Peter. „Dann mußt du den Kaufmann totschlagen, anders geht es nicht", sagte der Dieb. „Wieso?" sagte Peter, „das muß auch ohne Totschlagen gehn."

Er zog einen Stiefel aus, zog ihn ganz durch den Dreck und warf ihn, nachdem er sich durch den Wald vor den Wagen hingeschlichen hatte, mitten auf die Straße. Der Kaufmann kam heran, fuhr aber an dem alten Stiefel einfach vorbei. Peter lief wieder voraus und warf nun seinen zweiten, ganz saubern Stiefel auf die Straße. Als der Kaufmann diesen sah, hob er ihn auf, fand, daß er ganz neu war, und lief auch schon zurück, um den ersten dazu zu holen. Schnell stach Peter den

Ochsen nieder und zog ihm das Fell ab. „Hier, das Fleisch", sagte er zum Dieb, „trägst du in den Wald und kochst eine Suppe daraus. Allerdings prophezeie ich dir, daß du von dieser Suppe nicht einen Löffel wirst zu essen bekommen." „Im Gegenteil," sagte der Dieb, „ich habe einen mächtigen Appetit darauf." Er schleppte das Fleisch in den Wald, Peter aber setzte sich den Ochsenkopf auf und legte sich in den Morast neben den Weg. Der Kaufmann kam mit dem Stiefel und sah zu seinem Schrecken, daß der Ochse versunken war. Aber er wackelte ja noch mit dem Kopf! Also konnte man ihn noch herausziehn. Der Kaufmann machte sich gleich an die Arbeit. Aber schnell warf ihm Peter das Fell über den Kopf, stieß ihn in den Morast und fing an zu schreien: „Schonung! Schonung! Ich war nicht allein!" Das hörte der Dieb im Wald, dachte, daß es Peter schlecht gehe, und lief davon wie der Sturm.

Peter aber trank erst die ganze Suppe aus, dann sprang er auf den Wagen und jagte nach Hause. Er versteckte Wagen und Pferde hinter dem Hof, legte sich auf die Bank und schlief. Nicht lange, da kam auch der Dieb nach Hause. „O weh," sagte er, „Peters erstes Stück ist schief gegangen." „Wieso?" sagte die Frau, „der liegt ja längst da

und schläft!“ Da wunderte sich der Dieb und mußte lachen, als er alles erzählen hörte.

Bald darauf brachen sie bei einem Pelzhändler ein. Peter kletterte durchs Fenster, der Dieb hielt draußen Wache. Dreizehn Pelze brachte Peter heraus. Zwölf waren leicht zu teilen, was aber sollte mit dem dreizehnten geschehn? Peter sagte: „Er gehört mir, denn ich bin hineingekrochen.“ Der Dieb aber sagte: „Ich bin der Lehrherr, ich habe Anspruch darauf.“

„Bleib hier bei den Pelzen stehn,“ sagte Peter, „dann geh ich zum Kaufmann hinein und frage, wem der Pelz gehören soll.“ „Bist du des Teufels?“ rief der Dieb. Aber Peter tat, als ob er betrunken wäre, ging zum Kaufmann hinein und erzählte ihm die ganze Geschichte. Der Kaufmann lachte sehr, gab ihm noch ein Gläschen und sagte: „Natürlich, Brüderchen, dem, der hineingekrochen ist, dem gehört der Pelz.“ Der Dieb draußen hörte das ganze Gespräch und mußte den Pelz abgeben.

Nun sollte das dritte Stück kommen. Das sollte keine kleine Sache mehr sein, etwas Großes mußte es werden. Was gab es Größeres, als in die Schatzkammer des Nachbarreiches einzubrechen? Wieder stellte Peter sich betrunken, nahm ein

paar Krüge Schnaps und ging an dem Wächter vorbei. Siehe, da fielen dem Betrunkenen die Krüge aus der Hand, und er taumelte weiter, ohne es zu merken. Der Wächter aber merkte es um so besser, und nach einer Stunde schon schlief er über den geleerten Krügen ein. Rückwärts aber stieß Peter mit seinem Lehrer ein Loch in die Wand und nahm Gold und Edelsteine aus der Schatzkammer, soviel sie nur tragen konnten.

Bei der nächsten Musterung der Kammer entdeckte man sowohl, daß vieles fehlte, als auch, daß ein Loch durch die Wand gestoßen und wieder zugemauert war. Der Zar dieses Reiches ließ bei allen bekannten Dieben um Rat fragen. Barma, der Meisterdieb, meinte, daß dieses Stück nur von einem sehr tüchtigen Spitzbuben ausgeführt sein könne. „Er wird natürlich wiederkommen," sagte er, „darum muß man unter dem Loch ein Faß mit Teer aufstellen."

Wirklich drängte auch Peters Lehrer, noch einmal in die Kammer zu gehn. Peter riet ab, jedoch der andere ließ sich nicht belehren von seinem Schüler und stieg allein hinein. Natürlich fiel er in das Faß. Peter, in Sorge, kam hinzu, sah das Faß, tastete mit der Hand hinein und fand den Dieb ertrunken. Er kroch behutsam über das Faß

hinweg, steckte sich alle Taschen voll Gold, schnitt dem Dieb den Kopf ab und ging mit dem Kopf nach Hause.

Man hängte den Leichnam des Diebes an einen Baum, damit jeder kommen und vielleicht einer erkennen könne, wer der Dieb gewesen sei. Hundert Soldaten wurden als Wache aufgestellt. Peter mußte zusehn, die Leiche so bald als möglich zu stehlen. Was tat er? Er verkleidete sich in einen alten Mann, kaufte lange Tatarenröcke, eine ungeheure Menge Schnaps und ein Rasiermesser. Er packte alles auf einen Wagen, und an dem Wagen sägte er die Achsen durch. Wie er an den Baum kam, brachen die Achsen entzwei. Laut fing er zu jammern an und bat die Soldaten, auf den Wagen zu achten, bis er neue Achsen geholt hätte. Kaum war er fort, so tranken die Soldaten den Schnaps aus und lagen in einer Stunde in festem Schlaf wie Tote da. Peter rasierte ihnen die Köpfe, legte ihnen die Tatarenröcke um und fuhr mit dem Leichnam zurück. Am nächsten Morgen hieß es, daß die Tataren gekommen seien, um die Stadt zu belagern. Ein Heer wurde ausgeschickt. Da erkannte man die List.

Jetzt sagte der Dieb Barma zum Zaren dieses Reiches: „Das ist ein ganz gerissener Kerl. Nun

mußt du alle Müßiggänger der Stadt zu einem Fest einladen und zwischen die Schnapsfässer Goldstücke verstreuen. Wenn alle betrunken sind, wird der Dieb die Goldstücke aufheben. Dann hat man ihn."

Peter erschien wirklich auf dem Fest. Aber er hatte seine Sohlen mit Pech beschmiert, so blieben alle Goldstücke daran hängen. Die Diener des Zaren sahen, daß die Goldstücke fort waren, aber sie hatten niemand sich bücken sehen. Da durchsuchten sie die Taschen aller, die da lagen und schliefen, und fanden das Geld in Peters Tasche. Um ihn am hellen Morgen leicht herausfinden zu können, schnitten sie ihm die Sohlen von den Stiefeln ab. Peter aber, kaum daß sie fort waren, schnitt allen Schlafenden schnell die Sohlen ab. Als man am Morgen alle aus der Tür ließ und untersuchte, hatte keiner mehr eine Sohle an den Stiefeln.

„Jetzt ist nichts mehr zu machen," sagte Barma, „als ein neues Fest zu veranstalten und hinten in ein Zimmer des Zaren Tochter zu setzen, damit alle Gäste an ihrer Schönheit sich freuen können. Wenn wieder alle trunken sind, wird der Dieb bestimmt zu ihr hinschleichen. Dann muß sie ihm schnell eine Locke mitten aus dem Haar schneiden."

Alles kam so. Die Gäste lagen wieder betrunken, Peter war auch da und schlich zu der Tochter. Er blieb die Nacht bei ihr, sie schnitt ihm heimlich die Locke herunter. Aber am Morgen nahm er ihr heimlich die Schere ab und schnitt von allen Schlafenden eine Locke los. Wieder, am hellen Tage, war nichts zu machen. Dreihundert Halbkahle standen da.

Barma fing an zu verzweifeln. Der Zar drohte, ihm den Kopf abzuschlagen. „Gib noch einmal deine Tochter dazu her," sagte Barma endlich, „setze sie wieder in das Zimmer. Vor dem Sofa der Tochter aber machen wir ein großes Loch im Boden. Dann fällt der Dieb in den Keller, und wir haben ihn endlich."

Aber wie kam's? Natürlich schlich Peter wieder zu der Tochter, natürlich fiel er in den Keller. Aber dann rief er von da unten: „Hei, wieviel Schnaps ist hier! Kinder, kommt schnell!" Alle liefen herbei und stürzten zu ihm hinunter.

Jetzt kam der Zar selbst auf den Gedanken, die Tochter in ein Kloster zu stecken, um den Dieb anzulocken. Schon die erste Nacht war Peter da. Er hatte unterwegs einen Mönch gepackt, ihn über die Schulter geworfen und stand so am Tor. Der Türhüter fragte: „Wer ist da?" Peter sagte:

„Der Teufel, er bringt einen Mönch." Da entsetzte sich der Mönch an der Tür und lief davon. Peter aber blieb die Nacht bei der Tochter.

Die nächste Nacht aber stellte sich Barma selbst als Wächter an die Tür. Wieder kam Peter mit einem Mönch auf der Schulter. „Wer da?" fragte Barma. „Der Teufel, er bringt einen Mönch." „Geh nur hinein", sagte Barma.

Peter ging hinein, und sofort wurden alle Tore zugeschlossen, Peter aus der Kammer der Tochter herausgeholt und in eine finstere Zelle geschmissen. Aber er reichte durch das Fenstergitter einem Knaben ein Goldstück heraus und sagte: „Hol mir das Bündel, das du in meiner Wohnung in der linken Ecke finden wirst." Der Knabe brachte das Bündel, darin war Peters goldenes Zarenkleid.

Als man am Morgen seine Tür öffnete, fand man ihn leuchtend im Gold dastehen und erkannte den großen russischen Zaren in ihm. Der kleine Zar dieses Reiches erschrak sehr und sah, daß er ihm nichts anhaben konnte. „Wenigstens aber nimm meine Tochter zur Frau," sagte er, „du hast doch bei ihr gelegen." „Da waren dreihundert, denen eine Locke abgeschnitten war. Ich war nicht der erste", sagte Peter und fuhr mit schwarzen, klingelnden Rossen in sein Reich.

Der ungewaschene Bräutigam

Ein Soldat kam nach drei tapferen Kriegen in eine solche Armut, daß er einmal an einem Brunnen saß und sagte: „Da möchte man sich doch lieber dem Teufel verschreiben!" Sofort stand ein Teufelchen, handgroß, vor ihm und sagte: „Guten Tag, wollen wir das Geschäft gleich abmachen?" Der Soldat sah das schwarze Kerlchen an, aus dessen Gesicht zwei Augen wie brennende Kohlen glühten. „Was gibst du mir?" fragte er. „Geld, so viel du willst." „Und was muß ich dafür tun?" „Fünfzehn Jahre dich nicht waschen, nicht scheren und kämmen, dir die Nase nicht schneuzen, deine Kleider und dein Hemd nicht vom Leib nehmen. Das ist alles." Der Soldat sah das Kerlchen an. „Schon abgemacht!" rief er. Und schon fühlte er, wie seine Taschen schwer wurden. Wie er hineingriff, brachte er lauter Goldstücke heraus.

Er kaufte einen Wagen und fuhr in die Stadt. Er kaufte ein Schloß und lebte bald herrlicher als der Zar. Er wußte gar nicht mehr, wohin mit dem Geld. Was sollte es denn da noch zu kaufen geben? „Ich will alle Armen beschenken," sagte er, „vielleicht beten sie für meine arme Seele."

Davon hörte der Zar, dem es immer an Geld fehlte. Er ließ den Soldaten kommen und war nicht wenig verwundert, was da für ein Kerl vor ihn trat. Die Haare hingen ihm bis über den Rücken, der Bart bis zum Knie. Alles war zu einem dichten Wald verwachsen, in dem man das Ungeziefer wie auf Straßen und Plätzen einer großen Stadt durcheinanderrennen sah. Das Gesicht war ganz beklebt mit Dreck und Rotz. Nur die Augen sahen noch heraus und waren hell und blau wie der Himmel am Ostermorgen. Die Kleider waren Fetzen, überall sah das Hemd aus Löchern heraus und war eher ein schwarzer Lappen als ein Hemd.

Der Zar trat ein wenig zurück und bat den Soldaten, ob er ihm nicht mit etwas Geld aushelfen könne. „Soviel du willst," sagte der Soldat, „ich werde sogleich lange Wagenreihen mit Gold vorfahren lassen." Der Zar war sehr gerührt und sagte: „Wünsch dir erst, was du willst." Der

Soldat sagte: „Gut, gib mir eine deiner drei Töchter." Der Zar erschrak. Aber was sollte er machen? „Laß ein Bild von dir malen," sagte er, „wenn du einer von ihnen gefällst, sollst du sie haben." Aber das Herz drehte sich ihm dabei um, so leid taten ihm seine Töchter.

Der Soldat fuhr nach Hause und ließ den besten Maler des Landes kommen. Der mußte ihm ein Bild malen, da durfte nichts fehlen von dem, was da war: Dreck, Rotz, Ungeziefer — alles mußte vollkommen zu sehen sein. Aber auch die Augen kamen mit auf das Bild, so hell und blau wie der Himmel am Ostermorgen.

Der Zar rief seine Töchter und zeigte ihnen das Bild. „Lieber den Teufel als so einen Kerl!" sagte die erste. „Nein," sagte auch die zweite, „lieber den Teufel heiraten." Das Teufelchen aber stand plötzlich, und ohne daß es jemand sah, in einer Ecke des Zimmers und schrieb sich diese zwei Seelen auf.

Der Zar fragte nun die dritte Tochter. Die dritte sah die Augen in dem Bild und sagte: „Der Himmel hat es wohl so bestimmt. Ich nehme ihn." Da freute sich der Zar und schickte dem Soldaten Nachricht. Der Soldat ließ hundert

Wagen anschirren und Gold in das Schloß fahren. Da freute sich der Zar erst recht und ließ alles zur Hochzeit herrüsten.

Inzwischen gingen gerade die fünfzehn Jahre zu Ende. Treu hatte der Soldat seine Frist gehalten. Nun rief er den Teufel. Der kam sogleich, fing an, auf den Schultern und dem Kopf des Soldaten herumzuklettern, schor, wusch, kämmte ihn, legte ihm ein neues Hemd und neue Kleider an. Als der Hochzeitswagen mit dem Bräutigam vor dem Schloß des Zaren anfuhr, sprang ein heller, schöner Mann heraus, frisch und unverbraucht wie ein Ostermorgen.

Als aber das Teufelchen in die Hölle kam, forderte der Großvater der Teufel Abrechnung. „Wo hast du deinen Soldaten?" Das Teufelchen sagte: „Der Soldat hat treu seinen Dienst abgeleistet, hat sich fünfzehn Jahre nicht gewaschen und nicht geschoren. Ich kann ihn nicht herbringen." Der Großvater brannte vor Wut wie eine Flamme auf. „Was? In fünfzehn Jahren hast du nicht einmal einen einzigen Soldaten verführt?" Er ließ Feuer unter einem Kessel mit Pech machen und befahl, das Teufelchen da hineinzuwerfen. „Nicht so schnell, Großvater!" rief das Teufelchen, „dafür habe ich zwei andere Seelen

aufgeschrieben. Und sogar die beiden ältesten Töchter des Zaren selbst." Der Großvater ließ es sich erklären — na, und da war er ja mehr als zufrieden. Das Teufelchen bekam drei Wochen Ferien und durfte sich auf der Welt vergnügen, wie es selbst wollte.



Antipka und das Teufelchen

Antipka hatte das böseste Weib in ganz Rußland. Zuckte er nur mit der Lippe, so hob sie gleich den ganzen Tisch auf mit allem, was darauf stand, und warf ihn damit. Sagte er gar ein Wort, dann riß sie das Kind aus der Wiege, packte es an einem Bein und schlug damit auf Antipka los. Und je älter die Frau wurde, je schlimmer wurde es. Das Geschrei im Hause hörte nicht auf, und der Schaum von ihrem Munde bedeckte in weißen Flocken die Wände des Zimmers.

Da fing Antipka an zu überlegen, auf welche Weise er das Weib loswerden könne. Einmal kam er ganz strahlend aus dem Wald zurück. „Höre, Frauchen," sagte er, „nun werden wir reich sein, wie einen Pfau werde ich dich aufputzen. Ich habe im Wald einen Schatz gefunden." Gleich ging das Weib mit heraus, obwohl sie vorläufig noch schimpfte. „Hier," sagte Antipka, „sieh einmal in

diesen leeren Brunnen hinein, da leuchtet es von lauter Goldfüchsen." Das Weib bückte sich und schrie: „Ich seh nichts." „Bück dich tiefer", sagte Antipka. Das Weib bückte sich tiefer. Hielt Antipka sie fest, gab er ihr einen Stoß, fiel sie von selbst hinunter? Genug, sie lag unten im Brunnen.

Antipka ging nach Hause, sah nach den Vögeln und sang. Aber da liefen ihm schon die zehn Kinder entgegen und schrien: „Vater! Hunger! Gib mir Milch! Gib mir Grütze! Gib mir Brot!" Dazu mußte er noch die Kuh melken, die Windeln waschen, den Pferden Hafer schütten, nachts den Säugling wiegen! „Oje, oje!" rief Antipka, „früher war es ein Elend, jetzt sind es zehn!" Schnell verkam das ganze Haus, und Antipka fing an zu trinken. Da wurde er noch weniger fertig mit all der Wirtschaft.

Endlich sagte er: „Ich muß das Weib wieder herausziehen", und ging in den Wald. Er machte einen langen Strick und hing unten ein Wolfseisen dran. Dann ließ er beides in den Brunnen hinab und schüttelte damit. Sofort hing sich auch etwas daran, aber nicht so schwer wie das Weib. „Vielleicht ist sie von allem Hungern leicht geworden", dachte Antipka und zog, zog hinauf. Was? Da saß, an das Eisen geklammert, ein

Teufelchen, lang wie eine Hand, in einem schwarzen Wollpelz.

Antipka wollte ihn schnell vom Eisen lösen und in den Brunnen zurückwerfen. „Fort," schrie er, „ich kenne dich, du bist klein, aber gefährlich. Du sollst nicht ans Tageslicht!" Aber das Teufelchen krallte sich fest an Antipkas Hand und flehte: „Lieber Antipka, seit du uns dein Weib in den Brunnen geworfen hast, ist es kein Leben mehr unten. Nicht einmal ein Teufel hält das aus. Laß mich oben! Ich bin ein guter Teufel. Ich mache dich reich, Antipka." Da setzte ihn Antipka auf den Brunnenrand und fragte: „Wieso machst du mich reich? Du hast ja weniger als ich." Das Teufelchen sagte: „Ich werde in fremde Häuser hineingehn, und zwar in die allerreichsten. Niemand wird mich da hinaustreiben können als du. Sowie du kommst, gehe ich. Dafür werden dir die Leute viel Geld geben." „Das ist schön", sagte Antipka und lachte schon. „Aber nur zweimal!" rief das Teufelchen, und verschwunden war es im Wald.

Nach wenigen Tagen schon erzählten die Leute überall, daß es im Hause eines reichen Kaufmanns nicht geheuer sei. Aus allen Ecken war da ein Geklopfe zu hören, ohne daß etwas zu sehen war. Nachts hörte man es über die Treppen laufen

und aus allen Zimmern lachen. Es war, als ob tausend Kobolde da einander nachjagten. Die Menschen im Hause waren voll Furcht und saßen die Nacht in einem Zimmer unter lauten Gebeten zusammen.

Kaum hatte Antipka das erzählen hören, so ging er zu dem reichen Kaufmann hin und sagte: „Das alles, Herr, kommt von einem einzigen bösen Teufelchen. Wenn du willst, treibe ich ihn aus." „Nur fort mit ihm, nur fort mit ihm!" sagte der Kaufmann und verbeugte sich vor Antipka wie vor dem Zaren selbst. „Gut," sagte Antipka, „aber aus deinen Verbeugungen mache ich mir noch keinen Pelz. Ich habe sieben Kinder und keine Frau, muß aber in Haus und Stall wirtschaften. Gib mir für jedes Kind tausend Rubel, dann stelle ich mich oben auf die Treppe hin und pfeife nur ein einziges Mal — und du bist deinen Teufel los." Der Kaufmann nahm gleich siebentausend Rubel aus der Schublade, Antipka verteilte sie in seine Taschen, stellte sich oben auf die Treppe hin und pfiff. Während er noch die Treppen heraufging, lärmte und tollte es rasender als je zuvor. Sowie er aber pfiff, verstummte das Haus so, als ob nie etwas los gewesen wäre. Der Kaufmann und alle Einwohner des Hauses trauten

sich zum erstenmal wieder auf die Treppe, dann in das erste Zimmer, dann in das zweite. Endlich wurde dem Antipka ein herrliches Mahl mit ausländischen Weinen vorgesetzt. Die Leute auf der Straße versammelten sich, und wie ein Fürst schritt Antipka, ein wenig umnebelt von den schweren Getränken, zwischen den staunenden Blicken hindurch nach Hause.

Pferde kaufte er sich. Ganz neu ließ er sich sein Haus bauen. Sein Ruhm stand in allen Zeitungen. Als ein paar Wochen darauf in einem anderen Hause der Lärm und das Gelächter losging — was war natürlicher, als daß man Antipka sofort herbeiholte? In einem Wagen sprengte er an. Der steinreiche Mann führte ihn ins Haus, ließ ihn unter Verbeugungen durch jede Tür vorangehen, nötigte ihn auf das Sofa. „Hilf! Schaff den bösen Geist fort", bettelte er. Antipka strich sich lange den Bart, mit zehntausend Rubeln war er endlich zufrieden. Wieder stellte er sich auf die Treppe und pfiff, und sofort war alles ruhig auf Treppen und in Zimmern.

Wie Antipka nach Hause kam und kaum aus dem Wagen gesprungen war, dick vom Geld und mit dem stolzen Gesicht eines Herrn, da stand auch schon ein Bote da und rief: „Schnell, An-

tipka! Komm aufs Schloß! Der Teufel ist bei uns. Die Herrin weint, die Kinder heulen und brüllen." Antipka stutzte. „Nein," sagte er, „zweimal ging es. Aber dreimal kann ich den Teufel nicht austreiben. Entschuldigt mich!" Der Bote schrie: „Weißt du, was der Graf gesagt hat? Wenn Antipka den Teufel nicht austreibt, laß ich ihn auspeitschen vom Kopf bis zu den Sohlen, jage ihn aus seinem Haus, nehm ihn und alle seine Kinder in Zwangsarbeit." Antipka fühlte, wie ihm der Schweiß unter dem Bart ausbrach. „Gut," sagte er, „ich will versuchen." Was tat er? Er war so oft in seinem Leben betrogen worden, daß er nun auch einmal betrügen konnte. Er lief ins Haus, warf seine neuen Kleider ab, zog die alten an, zerriß sie noch obendrein in hundert Fetzen, wühlte sein Haar ganz durcheinander, kratzte sich das Gesicht blutig und lief so durch die Straßen zum Schloß. Er sprang gleich die Treppe hinauf, selber ganz ängstlich gemacht durch den entsetzlichen Lärm. Er stellte sich auf und spitzte die Lippen. Er brachte auch einen Pfiff heraus. Er brachte auch einen zweiten und dritten heraus. Aber das Getöse und Gelächter in allen Zimmern wurde nur um so toller.

Da wagte sich Antipka in die Zimmer hinein.

Hinter einem Ofen her hörte er eine Stimme: „Was willst du hier? Hast du unsere Abrede vergessen?" Antipka stand still. „Nein," sagte er, „ich komme nicht, um dich auszutreiben. Ich bin nur zum Herrn ins Haus gekommen, um Rettung zu suchen. Denn mein Weib ist aus dem Brunnen entkommen. Sieh, wie sie mir das Gesicht zerkratzt hat und die Kleider zerrissen. O weh! Da kommt sie. Ich höre sie schon!" Aufschrie das Teufelchen, als wenn man ihm den Schwanz eingeklemmt hätte. Aber dann rief es noch aus einer anderen Ecke: „Sie ist fort aus der Hölle? Dann wird jetzt dort ein herrliches Leben sein!" Und ruhig war das Haus.

Da machte der Gutsherr Antipka frei für alle Zeiten und schenkte ihm noch ein Faß Wein dazu.

Das Kind im Wald

Ein Bauer bekam zu seinen zwölf Kindern noch eines dazu: ein Mädchen. Aber jetzt hatte er nichts mehr, worin er es wickeln, und keinen Platz mehr, wohin er es legen konnte. Darum trug er es in den Wald, legte es an einem Baum nieder und bedeckte es mit einem Stück Rinde.

Am Abend kam eine unbekannte, schöne Frau. Die nahm das Kind in ihre Arme, tränkte es an ihrer Brust und ließ es in ihrem Schoß schlafen. Und so jeden Abend. Prächtig wuchs das Mädchen heran, nicht nach Jahren, sondern nach Stunden. In einem Sommer war es so groß, daß es mit den Rehen durch den Wald sprang und auf den Bären einherritt. Denn alle Tiere im Wald sammelten sich um das Mädchen und hatten es lieb. Die unbekannte Frau aber hatte ihm den Namen Marjuschka gegeben. „Nie, Marjuschka,"

sagte sie, „wenn ich morgens fortgehe, gehe mir nach."

Eines Morgens, als die Frau wie immer fortging, schlich das Mädchen hinterher. Sie sah, daß die Frau in die Kirche ging. Sie öffnete leise die Tür und ging auch hinein. Da sah sie, wie die Frau zum Altar ging und den Christus auf den Arm nahm. Sie wickelte ihn ein, legte ihn auf ihren Schoß und setzte sich mit ihm auf den Thron. Das Mädchen vermochte nicht zu atmen, das Herz stand ihm still. Seine Hände zitterten so sehr, daß es kaum die Tür wieder aufbrachte, und seine Füße waren so schwach, daß es nur mit Mühe wieder in den Wald zurückkam.

Abends kam die Frau. Sie sah Marjuschka an und fragte: „Bist du mir nach in die Kirche gegangen?" „Nein", sagte das Mädchen. „Sage die Wahrheit, sonst wird es dir schlecht gehen." „Nein, gewiß nicht", sagte das Mädchen. Da ging die Frau fort und kam nicht wieder.

Marjuschka ging aus dem Wald heraus, endlos war der Wald. Die Tiere gingen mit ihr. Als aber der Wald zu Ende und die Sonne viel goldener war, blieben sie alle zurück. Das Mädchen ging durch unzählige Felder und Gärten. Endlich

kam sie zu den Häusern einer Stadt. Da sah sie der Zar, als er auf einem schwarzen Pferd vorbeiritt. Und da sie schön war, wie man nie ein Mädchen gesehen hatte, nahm er sie zur Frau.

Sie gebar ihm einen Sohn, der war schön wie ein Engel. Der Zar schickte sie, das Kind, die Ammen, Wärterinnen, Dienerinnen, einen ganzen Zug, in ein Schloß aufs Land. Als nachts alle schliefen, öffnete sich im Zimmer der Zarin plötzlich die Decke, und die fremde Frau erschien. „Marjuschka, bist du mir nachgegangen in die Kirche?" fragte sie. „Nein, Mütterchen." „Oh, sage doch die Wahrheit! Denn sonst wird es dir schlecht gehen." „Nein, gewiß nicht, Mütterchen." „Gesteh doch, gesteh doch! Sonst reiße ich deinem Kindlein die Hand ab." „Und wenn du ihm die Hand abreißt — ganz gewiß nicht, Mütterchen." Da riß die Frau dem Kinde die Hand ab und stopfte sie der Mutter in den Mund. Zugleich verschwand sie und das Söhnchen mit ihr.

Die Wärterinnen wachten auf, sahen die Mutter mit der Hand im Mund, schickten schnell zum Zaren und berichteten, daß die Mutter das Kind aufgegessen habe. Der Zar entsetzte sich und weinte. „Die erste Sünde sei ihr vergeben", sagte er dann.

Marjuschka gebar ein zweites Söhnchen. Wieder öffnete sich die Zimmerdecke, wieder erschien die fremde Frau und fragte: „Marjuschka, bist du in der Kirche gewesen?" „Gewiß nicht, Mütterchen." „O Marjuschka, ich reiße deinem Kinde den Fuß ab." „Gewiß nicht, Mütterchen, ganz gewiß nicht." Die Frau riß dem Kind den Fuß ab, stopfte ihn der Mutter in den Mund und verschwand mit dem Kind. Wieder erwachten die Wärterinnen und berichteten sofort dem Zaren. „Die zweite Sünde sei ihr vergeben", sagte der Zar.

Nach einem Jahr gebar Marjuschka das dritte Söhnchen. Und zum drittenmal öffnete sich die Zimmerdecke. Die fremde Frau zeigte sich und fragte: „Bist du in der Kirche gewesen, Marjuschka?" „Nein, Mütterchen, nein, nein." „O Marjuschka, gestehe — sonst muß ich deinem Kind den Kopf abreißen." „Nein, nein, nein." Die Frau riß dem Kind den Kopf ab, stopfte ihn der Mutter in den Mund und war fort mitsamt dem Kinde. „Auch das dritte Kind hat dein Weib aufgegessen. Der Kopf stak noch im Munde", riefen die Wärterinnen dem Zaren zu.

„Hängt ihr einen Stein um den Hals und werft sie in den Fluß", sagte der Zar. Das geschah, sie

sank gleich unter. Aber niemand weiß, wie es kam, daß sie gleich darauf am anderen Ufer entlang ging und ihre Kleider nicht einmal naß waren. „Zündet ein großes Feuer an und werft sie hinein", sagte der Zar, von der Schönheit seines Weibes sich abwendend. Man tat so. Aber wie geschah es? Mit unversehrten Kleidern ging sie durch das Gras daher. Der Zar kehrte sich ganz um und sagte: „Stecht ihr beide Augen aus und stoßt sie in den Wald."

Das taten sie. Marjuschka saß an einen Baum gelehnt, die Dornen hatten ihr Kleid zerfetzt, aus den Augenhöhlen lief noch Blut. Die Tiere standen alle um sie her und brachten ihr zu essen, eine Hirschkuh ließ sie an ihrem Euter trinken. Da hörte Marjuschka die Stimme ihrer Mutter fragen: „Bist du in der Kirche gewesen?" „Mütterchen, ja. Ich bin dir nachgeschlichen, ich bin in die Kirche gegangen, ich habe dich dort gesehen und den heiligen Christus." „Hör, hör, nun hast du endlich die Wahrheit gesagt." Marjuschka erhielt ihr Gesicht wieder und sah ihre Mutter mit einer Krone dastehen — aber zu kurz, um genau zu sehn. Denn schon war die Gestalt verschwunden.

Marjuschka sah ihre Tiere an und die Bäume

und die Stücke blauen Himmels, die zwischen den Bäumen zu sehen waren. Aber sie weinte, weil sie an ihre Kinder dachte.

Siehe, da kamen ihre drei Söhne daher. Sie waren nicht nach Jahren, sondern nach Tagen gewachsen und schön wie Engel Gottes. Nun wohnte sie mit ihren Söhnen im Walde. Einmal nach dem Nachtgebet sagte der älteste: „Wie wäre es schön, Mütterchen, wenn jetzt hier ein Haus stände mit Fenstern und weißer Treppe!" Der zweite sagte: „Wie schön, wenn hier Felder wären und die Scheunen voll Korn und der Stall voller Tiere!" Der dritte: „Und wenn hier ein Fluß vorbeischwämme und Schiffe darauf!" Sie schliefen bis zum Morgen: da schwamm der Fluß da, da stand das Haus, da waren die Scheunen voll Korn und die Ställe voller Tiere.

Es kam ein Schiff vorbeigefahren. „Aus welchem Land kommt ihr her?" rief die Mutter zu den Leuten hinüber. Da riefen die Leute zurück und nannten das Land, wo die Mutter Zarin gewesen war. Die Mutter bat die Schiffer anzulegen. Sie drehten bei und blieben für eine Stunde zu Gast. Dann sagten sie: „Laß doch deinen Ältesten mit uns reisen, damit er unser Land sieht." Die Mutter sagte ja und gab ihm ein Tuch mit

auf den Weg, in das hatte sie ein Geschenk für den Zaren gewickelt.

Die Schiffer brachten den Knaben zum Zaren. Nicht satt sehen konnte sich der Zar an der Schönheit des Knaben. „Wo habt ihr ihn her?" fragte er. „Da lebt eine Frau am Fluß mit drei Söhnen", sagten sie.

Bald darauf, als wieder ein Schiff vorbeischwamm, bat der zweite Sohn die Mutter: „Laß mich doch auch zum Zaren reisen." Sie wickelte ihm ein Geschenk in ein Tuch und ließ ihn mitfahren. Wieder staunte der Zar und konnte sich nicht satt sehen an den beiden Knaben.

Jetzt wollte auch der dritte Sohn fort. Auch ihm wickelte die Mutter ein Geschenk ein und trug ihm auf, den Zaren zu bitten, daß er nun auch einmal zu Gast kommen solle. Der Zar sah immer die drei Knaben an und verglich sie. Das Herz stand ihm still, so glücklich machten ihn ihre schönen Gesichter unter blondem Engelshaar und die Anmut ihres Ganges.

Eines Tages sagte er: „Gut, nun will ich zu eurer Mutter zu Gaste fahren." Die Mutter sah das Schiff von weitem leuchten, denn es war ganz mit Gold beschlagen. Schnell befahl sie, den Weg von der Landestelle bis zum Hause mit rotem

Samt zu bedecken. Das Schiff legte an. Ans Land trat der Zar. Die Frau beugte mit ihrem Gesinde das Knie. Aber der Zar, obwohl er nur ihr Haar und ihre Stirn sah, erkannte sie sofort. „Knie nicht auf der Erde vor mir," sagte er, „wie große Schuld habe ich an dir." „Nein," sagte die Frau, „mein ist die Schuld." Sie erzählte ihm alles. Weniger als je konnte sich der Zar satt sehen an seinen Söhnen, und wenn er einmal von ihnen fortsah, so sah er sein Weib an und konnte nicht mehr atmen vor Glück.

Am nächsten Morgen fuhren sie vom Lande ab. Kaum schwammen sie auf dem Wasser, da waren Haus und Scheunen und Ställe verschwunden. Am Ufer aber stand die fremde Frau, groß wie kein Mensch, mit einer Krone auf dem Haar und winkte ihnen zu. Auf Hand und Arm setzten sich weiße Tauben. Da erkannte man, daß es Maria, die Gottesmutter war.



Erde muß in die Erde

Ein Junge hatte keinen Vater mehr. Einmal fragte er seine Mutter: „Warum haben alle anderen Jungen einen Vater, nur ich nicht?"

Die Mutter antwortete: „Weil dein Vater gestorben ist."

„Also kommt er nicht mehr zurück?"

„Nein. Aber wir gehen zu ihm. Wir sind alle aus Erde. Wir müssen alle in die Erde hinein."

„Aber ich nicht," sagte der Sohn, „ich werde mir einen Ort suchen, wo man ewig lebt." Er ging und wanderte durch viele Länder. Aber überall sah er Begräbnisse und Grabsteine, wo er auch hinkam.

Schon war er zwanzig Jahre geworden. Da erblickte er eines Tages auf einem Berge einen großen Hirsch. Der hatte ein so ungeheures Geweih auf, daß die Spitzen in die Wolken hineinstachen.

Der muß noch lange leben, dachte der Junge, vielleicht gar ewig, und sagte: „Um Gottes willen,

sage mir, ob irgendwo ein Ort ist, wo es keinen Tod gibt?" „Ich werde am längsten leben von allem, was ist," antwortete der Hirsch, „so lange, bis mein Geweih an den Himmel langt. Dann muß auch ich sterben. Aber bleib bei mir. Dann wirst du wenigstens so lange leben." „Das nützt mir nichts," sagte der Sohn, „ewig will ich leben. Sonst hätte ich ja auch zu Hause bleiben können."

Nach langen Wanderungen kam er an einen riesigen Abgrund. Die Bäume in der Tiefe sahen wie kleines Kraut aus. Ihn schwindelte, als er hinabsah. Auf einem Felsen saß ein mächtiger, uralter Rabe unbeweglich.

Der Sohn fragte: „Du scheinst schon lange zu leben. Ist hier vielleicht der Ort, wo es keinen Tod gibt?" „Ich werde am längsten leben von allem, was ist," antwortete der Rabe, „so lange, bis ich mit meinem Abfall den Abgrund ausgefüllt habe. Bleib hier, dann lebst du ebensolange."

„Was nützt mir das?" sagte der Jüngling, „bin ich darum von Hause fortgegangen? Ewiges Leben suche ich."

Er ging und wanderte, wanderte. Bis er endlich einen fernen Glanz sah, auf den er zuging. Als er nahe war, sah er, daß da ein gläsernes Haus stand. Darin lag auf einem goldenen Bett

ein Mädchen von nie gesehener Schönheit. Das Mädchen erhob sich verwundert und trat vor das Haus. Da verlor sogar die Sonne ein wenig von ihrem Schein.

Der Jüngling, ganz geblendet, fragte, ob hier endlich der Ort des ewigen Lebens sei. „Für wie alt hältst du mich?" fragte die Schöne.

„Höchstens für zwanzig", sagte der Jüngling. „Irrtum," sagte die Schöne, „ich bin am ersten Tag der Welt geboren und bin heute noch so, wie ich an jenem Tage war. Man nennt mich die Schönheit."

„Dann habe ich also hier den Ort gefunden, wo man ewig lebt?" sagte der Jüngling, und die Tränen des Glücks traten ihm in die Augen. „Ja," sagte die Schöne, „wenn du bei mir bleibst, wirst du ewig leben. Aber du hältst es ja gar nicht aus, ewig zu leben."

Der Jüngling gelobte aber, ewig bei ihr zu bleiben und ging mit ihr in das Haus. Er blieb, und draußen verflogen die Jahre. Die Bäume wurden kahl, die Bäume wurden grün. Das ging so schnell, wie Regentropfen fallen. Schon längst hatte der Jüngling vergessen zu zählen.

Da verspürte er eines Tages Heimweh nach seiner Mutter. Er sagte: „Morgen will ich mich

aufmachen und meine Mutter und meine Freunde besuchen." „Wozu?" sagte die Schöne, „du wirst nicht einmal ihre Knochen mehr finden." Der Jüngling wurde zornig. „Was?" sagte er, „ich bin doch erst vor kurzem hergekommen. Warum sollten sie denn nicht mehr leben?"

Er ging und wanderte den ganzen Weg zurück, den er hergemacht hatte. Und war so jung, daß er sang und nicht müde wurde.

Da kam er am Raben vorbei. Der saß unbeweglich wie früher. Aber als er an ihn herankam, war der Vogel tot und der ganze Abgrund ausgefüllt. Der Jüngling erschrak, als er das sah, und er wollte am liebsten zu seiner Schönen zurück. Dennoch trieb ihn die Sehnsucht nach Hause.

Als er zu dem Berg des Hirschen kam, fand er den Hirschen noch aufrecht stehen. Aber er war tot, und auf seinem Geweih lag der blaue Himmel aufgestützt.

Jetzt mußte der Jüngling glauben, daß viele, viele Jahre vergangen waren. Aber in seinem Entsetzen trieb es ihn um so mehr, seine Heimat zu besuchen. Dann könnte er beruhigt wieder zu seiner Schönen zurück.

Wie er in sein Dorf kam, fand er fremde Häuser da. Von seinen Freunden kam keiner über die Straße. Fremde Gesichter überall. Und eine Sprache, die er nicht einmal verstand.

Von dem Haus seiner Mutter fand er noch einen alten Mauerrest, aus dem die Kinder Steine brachen zum Spielen. Da wollte er zurückgehen, zurück zu seiner Schönen. Aber die Kinder bewarfen ihn mit den Steinen, die sie von dem Haus seiner Mutter brachen. Und während er unter dem Steinfall daherging, wuchs ihm ein langer, weißer Bart, seine Glieder wurden mager und zitterig. Als er seine Hände besah, zerfielen sie zu Staub. Auch seine Kleider zerfielen und lösten sich in Luft auf.

Und als die Kinder erstaunt hinzutraten, fanden sie nur noch ein Häuflein gelber Erde da, wo gerade noch der Mann gestanden hatte.

Das geöffnete Hemd

Drei Königssöhne hörten, daß ein ferner König eine Tochter von nie gesehener Schönheit hätte. Die Tochter wollte aber nur den Mann heiraten, der vorher im Zweikampf über sie Sieger würde.

Der Älteste beschloß, sich gleich auf den Weg zu machen und die Werbung aufzunehmen. Er zog sein schönstes Gewand an, ließ sein edelstes Roß vorführen, nahm Abschied von Vater, Mutter, Brüdern und ritt davon.

Lange, lange mußte er reiten. Durch weite Täler mußte er, über beschneite Gebirge, durch Steppen und Stürme. Bis er auf einer Wiese einen uralten Mann traf, der mit Korb und Stab daherkam. Der Alte blieb stehen, hob die Hand an die Augen, sah zu dem Königssohn auf und fragte: „Wohin der Weg?" Der Königssohn er-

zählte ihm freundlich alles. „Was ist dir lieber?" fragte der Alte, „das Mädchen oder der Rat eines alten Mannes?" „Das Mädchen", lachte der Jüngling und ritt davon. „Gott mir dir", rief der Alte ihm nach.

Der Königssohn kam zur Stadt, in der das Mädchen wohnte. Schon vor dem Tor ritten ihm die Ritter und Diener des Königs entgegen. Er wurde in ein Gastzimmer geleitet, der Tisch wurde ihm mit Braten und Wein gedeckt. Am Abend kam der Großwesir selbst, unterhielt sich mit ihm in angenehmem Gespräch und fragte endlich: „Was, mein Gast, suchst du bei uns?" Der Jüngling gab bekannt, warum er hergekommen war.

Da wurde der Großwesir traurig. „Sieh zum Fenster hinaus," sagte er, „hinten siehst du eine lange Reihe von Stangen und auf den Stangen aufgesteckt lauter abgeschnittene Köpfe. So geht es jedem, der im Kampf mit unserer Prinzessin verliert. Darum laß ab, darum kehr um."

Aber der Königssohn war nicht zu schrecken, obwohl ihm das Herz still stand. „Wann soll ich zur Stelle sein?" fragte er. „Wenn du also durchaus willst," sagte der Großwesir, „so sei morgen mit der aufgehenden Sonne auf diesem Platz unten. Da wirst du die Prinzessin finden."

Die ganze Nacht schlief der Jüngling nicht. Aber am Morgen war er schon vor der bestimmten Zeit mit seinen Waffen zur Stelle. Sein Pferd wieherte. Er sprengte damit im Übermut noch ein paarmal über den großen Platz.

Als die Sonne über den Berg kam, trat auch zugleich die Prinzessin aus dem Palast. Ihre Rüstung erstrahlte. Sie ritt zu dem Jüngling hin, sie standen mit den Pferden einander gegenüber.

Da ritt die Prinzessin noch näher heran, öffnete ihren Panzer, tat das Hemd auseinander und zeigte ihre Brust. Als der Jüngling die Schönheit der Brust sah, wurde er von einer Ohnmacht überkommen und sank an die Erde. Sofort liefen die Diener herbei und hieben ihm den Kopf ab.

Zu Hause wartete man vergebens auf die Rückkehr des Sohnes. Als er nach einem Jahr immer noch nicht wiederkam, machte sich der zweite Königssohn auf den Weg. Kein Abraten der Eltern half.

Auch er traf den alten Mann. Auch er verlachte den Rat dieses Alten. Kurz: auch er fiel vor der Brust der Prinzessin in Ohnmacht, auch er verlor seinen Kopf.

Lange wartete der Jüngste auf die Heimkehr der Brüder. Endlich war er nicht mehr zu halten, obwohl die Eltern weinten und mit ihren Tränen seine Hände ganz benetzten.

Er ritt denselben Weg, und auch er traf am Rand der Wiese den Alten, dem er ebenso freundlich wie die Brüder Antwort gab. „Was ist dir lieber," fragte der Alte, „mein Rat oder das Mädchen?" Der Königssohn antwortete: „Das Mädchen begehre ich sehr, aber auch dein Rat ist mir wertvoll." „Dann höre," sagte der Alte, „daß dieses Mädchen nicht durch ihre Kraft ihre Gegner besiegt. Sondern sie öffnet ihr Hemd und zeigt ihre Brust. Das nimmt dem stärksten Mann die Kraft. Darum, sowie du siehst, daß sie nach ihrem Kleid greift, um es zu öffnen, schlag die Augen nieder und geh auf sie an." Der Jüngling war voll Freude über den Rat, bedankte sich sehr und ritt noch schneller davon.

Er kam in die Stadt und wurde ebenso gastlich aufgenommen wie seine Brüder. Am nächsten Tag war er vor Sonnenaufgang auf dem Platz. Zugleich mit der Sonne kam auch die Königstochter aus dem Haus. Sie trat vor den Jüngling, öffnete ihr Hemd und zeigte ihre Brust.

Aber der Jüngling schloß rechtzeitig die Augen

und stürzte sofort vor. Er warf sein Schwert fort und griff gleich mit den Armen zu. Ohne Mühe brachte er die Jungfrau zur Erde. Er nahm ihr das Schwert aus der Hand und fragte: „Soll ich dir jetzt tun, was du meinen Brüdern getan hast?" „Schenk mir das Leben", flehte sie.

Da nahm er sie aufs Pferd und führte sie zu seinen Eltern nach Haus.



Der Mann, der mit Gott kämpft

Ein Mädchen hatte das Gelübde getan, Jungfrau zu bleiben. Obwohl sie das Gelübde treu erfüllte, wurde sie schwanger und gebar einen Knaben.

Dieser Knabe Abrskil schien wirklich nicht von irdischen Eltern. Er wuchs so schnell heran, daß er mit zehn Jahren so groß und stark wie ein Zwanzigjähriger war, so schön, wie nie ein Jüngling, und so tapfer, wie nie ein Mann gewesen war. Allen voran in der Schlacht, rettete er sein Vaterland. So wurde er die Furcht der Feinde, der Geliebte seines Volkes.

Dadurch aber wurde Abrskil so stolz, daß er sich vermaß, ebensoviel wie Gott zu sein. Und nun hatte er es mit dem Zorn Gottes zu tun.

Abrskil glaubte, daß alle Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen den bösen Blick hätten und andere Menschen und Tiere verhexten. Obwohl ihm von Gott geboten war, alle Menschen zu lieben, tötete er alles, was er an blonden Men-

schen auftrieb, unter den Kriegsgefangenen und unter seinem eigenen Volk.

Aber bald wurde er noch toller und hieb alle Weinstöcke ab, die zu tief über die Straße herabwuchsen, so daß ein Reiter sich bücken mußte. Denn er sagte: das sehe so aus, als ob der Reiter sich vor Gott beuge.

Da sandte Gott einen Engel zu ihm und forderte, daß Abrskil öffentlich auf dem Marktplatz vor Gott niederknie. Aber Abrskil antwortete, daß alle Menschen vor ihm selber niederknieten und daß er darum Gott gleich sei. Warum also solle er sich vor Gott beugen?

Lange hatte Gott Geduld mit ihm. Als aber Abrskil in seinem Hochmut nicht nachließ, sandte Gott Engel aus, ihn zu fangen.

Aber Abrskil war auch von Gott nicht so leicht zu fangen. Er hatte sich zwei Orte ausgewählt: den Gipfel eines Berges und eine einsame Uferstelle am Meer. Wenn ihn die Engel auf dem Berge suchten, setzte er sich auf sein Wunderpferd Arasch, und das trug ihn mit einem Satz ans Meer. Dort streckte er sich in den Sand und ruhte aus, während sein Pferd unweit Gras fraß und Meerwasser trank. Wenn die Engel ihn hier suchten und in die Nähe kamen, witterte das

Pferd sie von weitem, sprang zu Abrskil hin, er setzte sich auf und ließ sich in einem Satz wieder auf den Berg tragen.

Da die Engel keine List verstanden, fragten sie eine alte Frau um Rat. Die Frau sagte, sie sollten eine Ochsenhaut mit Fett einreiben und auf der Spitze des Berges ausbreiten.

Das taten die Engel.

Und als nun Abrskil wieder einmal mit seinem Pferde zum Satz aushob und an das Meer springen wollte, glitt das Pferd aus und stürzte den Abhang des Berges hinunter. Schnell flogen die Engel hinzu und banden Abrskil mit einem Strick.

Das war eine Trauer im Land bei allen, die ihn liebten! Und eine Freude bei allen Blonden! Was geschah alles, um ihn aufzusuchen und zu befreien! Die Engel aber fragten wieder die Frau um Rat. Die Frau zeigte ihnen eine tiefe Höhle im Gebirge. In diese Höhle hinein führten die Engel ihren Gefangenen und schmiedeten ihn mit einer Kette an den Fels. Der Alten trugen sie auf, ihn gut zu bewachen. Voller Freude eilten sie dann zu Gott, um ihm zu melden, daß Abrskil gefangen und sicher aufgehoben sei.

Gott befahl, daß er so lange hungern müsse, bis er Reue zeige und sich demütige.

Vom ersten Augenblick an, kaum daß die Kette geschmiedet war, begann Arasch das Eisen zu belecken. Und schon war das Eisen so dünn wie ein Faden geworden.

Auch die Alte wurde nach einiger Zeit von Mitleid überkommen und gab Abrskil zu essen. Da strafte sie Gott so: daß jedesmal, wenn sie selber den Mund auftat, um zu essen, die Kette wieder zu ihrer früheren Stärke anschwoll.

Seither quält Abrskil sich in seiner Höhle. Keinen Laut hört er vom Leben als das Geräusch, wenn Arasch am Eisen leckt. Aber am tiefsten quält ihn die Sorge um sein Vaterland.

Einmal nur erhielt er Besuch. Und zwar von dem treuesten aller seiner Freunde: Djomlat. Djomlat wählte einige tapfere Begleiter aus, nahm zwanzig Esel mit sich, die ganz mit Wachslichtern beladen waren, und drang in die Höhle vor. So niedrig war die Höhle, daß sie manchmal auf Händen und Füßen kriechen und die Esel hinlegen und schleifen mußten. Dazwischen aber kamen sie an breiten Feldern und Obstgärten vorbei.

Schließlich waren ihre Lichter zu Ende. Sie ließen die Esel zurück und tasteten sich allein vor. Bald wagte nur noch Djomlat allein sich weiter. Immer wieder stieß er an Wände, die keinen Durchgang zeigten, und schon wandte er sich zur Rückkehr, da hörte er das Klirren der Kette.

Er rief.

Da erscholl die Stimme Abrskils. Die Stimme rief ihm zu, daß er vergebens sich abmühe: denn je weiter er vordringe, je weiter würde Abrskil zurückgeschoben. Er fragte, wie es in der Heimat aussehe und ob es immer noch Blonde mit blauen Augen gäbe.

„Ja, immer noch", rief Djomlat in das Dunkel zurück. Da erscholl nur noch der furchtbare Seufzer Abrskils. Djomlat rief noch einige Male. Aber es kam keine Antwort mehr. Bis er endlich, von Hunger und Furcht übermannt, zum Ausgang zurückkroch, immer den Abfällen der Esel nach.

Er dachte, einen ganzen Tag in der Höhle gewesen zu sein. Aber als er in das Tageslicht hinaustrat, erfuhr er, daß eine ganze Woche vergangen war.

Der gastfreundlichste aller Menschen



In Damaskus lebten sechs wohlhabende Brüder, die sich abwechselnd alle Monate bei einem von ihnen zum Abendmahl zusammenfanden. Als einmal die Reihe wieder an den jüngsten traf, deckte er den Tisch mit den köstlichsten Sachen, besorgte Musikinstrumente und schöne Geschichtenbücher zum Vorlesen und ging, seine Brüder einzuladen.

In derselben Stadt aber hielt sich auch ein Kaufmann aus Aleppo auf, ein schöner, junger Mensch, der sich überall Freundschaft erwarb und gute Geschäfte machte. Aber all seinen Verdienst verschwendete er in Gastmählern mit anmutigen Frauen.

Bis er nichts mehr besaß, keine Wohnung, kein Geschirr, keinen Diener. Nur noch das Kleid, das er am Leibe trug. Von einer Nacht zur andern mußte er sich darum ein Unterkommen suchen, wo immer es war.

Als er darum wieder einmal niedergeschlagen die Straßen durchstreifte, sah er ein Mädchen von seltener Lieblichkeit. Der Anblick brachte ihn so von Sinnen, daß er seine verzweifelte Lage vollkommen vergaß und zu ihr hinsah.

Sie kam auf ihn zu, scherzte mit ihm und willigte ein, ihm für diese Nacht Gesellschaft zu leisten. Er schämte sich und fand nicht die Kraft, nein zu sagen, ging also zustimmend mit ihr davon.

Von Gasse zu Gasse schritten sie, während sie ihren Arm um ihn geschlungen hielt. Aber sie begann müde zu werden.

„Wie weit wohnst du denn?“ fragte sie. „Noch ein paar Schritte“, sagte er, und der Angstschweiß brach ihm von der Stirne.

Endlich kamen sie in eine Gasse, die keinen Ausgang hatte. Er konnte nicht zurück. Am Ende der Gasse fand er eine zierliche Tür mit einem vorgehängten Schloß.

Da sagte er: „Entschuldige mich! Mein Diener hat die Tür verschlossen. Was sollen wir nun tun?“ Sie antwortete: „Mein Freund, das Schloß ist nicht mehr als ein paar Pfennige wert.“

Darauf entblößte sie zwei weiße Unterarme, hob einen Stein von der Erde auf und zerschlug

das Schloß. Sie öffnete die Tür und sagte: „Tritt ein, Herr!"

Auf Gott vertrauend, trat der Jüngling ein. Das Mädchen folgte und schloß die Tür von innen zu. Und sieh, da befanden sie sich in einem reizenden Häuschen, das mit allen Behaglichkeiten geschmückt war.

Sie stiegen zum Wohnzimmer hinauf, und der Jüngling lehnte sich gegen ein Kissen, während das Mädchen den Schleier aufband und ihr Oberkleid abnahm, so daß die Schönheit ihrer Gestalt sichtbar wurde. Der Jüngling umarmte und küßte sie. Dann wuschen sie sich und kehrten in das Wohnzimmer zurück.

Er sagte: „Hör, ich kümmere mich nie um meine Wohnung. Steh doch auf und sieh in der Küche nach, was der Diener angerichtet hat."

Sie ging, und er hörte ihren entzückten Schrei, als sie die hundert schmackhaften Sachen dort fand. Sie legte Braten und Kuchen auf die Teller, schenkte Wein ein und trug alles auf. Sie lagen in den Kissen, scherzten und aßen, und das Feuer der Liebe färbte ihre Gesichter immer schöner.

Nun aber kam draußen der Hausherr mit seinen Brüdern vor die Tür. Als er sie offen sah

und Licht hinter den Fenstern, klopfte er leise an und sagte zu seinen Freunden: „Wartet, es scheint, daß einige meiner Geschäftsfreunde mich besucht haben." Die Brüder aber, um ihn nicht zu stören, verabschiedeten sich von ihm und gingen auseinander.

Er klopfte noch einmal leise an die Tür. Als das der junge Mann drinnen hörte, erbleichte er. Das Mädchen sagte: „Horch, ich glaube, dein Diener ist gekommen." Er erwiderte: „Ja, das ist er", und das Mädchen ging die Treppe hinunter, die Tür zu öffnen.

Als sie den Mann draußen sah, sagte sie: „Wo bleibst du so lange? Dein Herr ist schon böse auf dich." Der Hausherr, einen Augenblick verwirrt, sagte: „Meine Herrin, ich hatte viele Aufträge zu erledigen." Darauf band er sich ein Tuch um den Leib, trat in das Wohnzimmer und begrüßte den Jüngling.

„Wo bleibst du so lange?" fragte dieser. „Ich habe deine Aufträge besorgt", erwiderte jener. „Geh in die Küche und iß," sagte der Jüngling, „dann komm wieder her und trink ein Glas mit uns."

Der wirkliche Hausherr ging und aß, wusch sich und kehrte zurück, setzte sich zu ihnen auf den

Teppich, plauderte mit ihnen, las ihnen Verse vor, sang zur Laute, so daß sie sich alle auf das angenehmste unterhielten und das Herz des fremden Jünglings ruhig und frei wurde und sich schwellte. Als ein Drittel der Nacht um war, erhob sich der Hausherr, machte dem Liebespaar ein Bett zurecht, besprengte es mit Wohlgerüchen und zog sich zurück.

Die beiden legten sich nieder. Während der junge Mann die ganze Nacht wach lag und sich Sorgen machte über den Verlauf dieses Abenteuers, schlief das Mädchen in seinem Arm ein und erwachte erst bei der Morgenröte.

Sie sprang schnell auf und sagte: „Jetzt muß ich gehn." Er nahm von ihr Abschied, und sie ging die Treppe hinunter. An der Haustür öffnete der vermeintliche Diener und überreichte ihr eine Börse mit Geld.

Dann ging er zu dem Jüngling hinauf und sagte: „Das Bad ist bereitet. Komm, Herr." Er wusch ihn ganz ab und rieb und knetete ihn, so daß der Jüngling ihn segnete und fragte: „Herr, wer bist du? Ich glaube, daß es wohl nirgends in der Welt einen Menschen gibt, der gastfreundlicher sein könnte als du."

Jetzt erzählten sie sich ihre Geschichte.

Der Hausherr bat ihn zu bleiben, lud seine Brüder ein, und sie aßen und tranken und lobten den Hausherrn, als sie von dem Jüngling die Geschichte hörten.

Der Jüngling aber, mit Unterstützung seines neuen Freundes, kam wieder zu Wohlhabenheit. Als er die Stadt verließ, bat er den Hausherrn um Gegenbesuch, umarmte ihn innig und weinte über die Trennung.



Das Mädchen aus Holz

Vier Männer machten einmal zusammen eine weite Wanderung. Ein Zimmermann, ein Goldschmied, ein Schneider, ein Mönch.

Eines Abends mußten sie in einem großen Wald zum Schlaf sich hinlegen, wo sie von Räubern und wilden Tieren zugleich bedroht waren. Deshalb beschlossen sie, daß immer einer von ihnen wach sitzen solle, während die drei andern schliefen.

Zuerst kam der Zimmermann an die Reihe. Als er die anderen im tiefen Schlaf schnarchen hörte, begannen auch ihm die Augen zuzufallen. Darum, um sich den Schlaf zu vertreiben, nahm er sein Handwerkszeug aus seinem Bündel, schlug einen jungen Baum ab, säuberte ihn von den Ästen und schnitt aus dem übriggebliebenen dünnen Stamm die Gestalt eines Mädchens mit Gesicht, Händen, Füßen.

Nach dem Zimmermann kam die Reihe zu wachen an den Goldschmied. Als auch er nach einer Weile schläfrig wurde und sich nach einer Beschäftigung umsah, fielen seine Augen auf das hölzerne Mädchen, das der Zimmermann gemacht hatte. Er staunte über die Geschicklichkeit des Kameraden und, um sich den Schlaf zu vertreiben, verfertigte er überaus zierliche Ohrringe, Armbänder, Ketten, die er der Figur umhängte.

Der Schneider, der als der dritte an die Reihe zu wachen kam, geriet sofort außer sich vor Bewunderung und begann, die Figur vom Kopf bis zu den Füßen zu bekleiden, mit einem Gewand, einem Schleier, seidenen Schuhen. Kein Mensch hätte ohne näheres Zusehn mehr gedacht, nur eine Gestalt aus Holz vor sich zu haben. Endlich war die Zeit des Schneiders um, und er weckte den Mönch.

Der Mönch schlug aus tiefem Schlaf die Augen auf und sah sogleich das Bildnis. Da kam es ihm vor, als ob der mächtige Wald von einem Glanze erhellt sei. Der Atem stand ihm still, und er fand kaum die Kraft, näher hinzutreten.

Als er die Wohlgestalt der Frau sah und das edle Gesicht, sank er vor der Figur in die Knie

und drückte sein Gesicht an die hölzerne Hüfte. Er streichelte die Hüfte mit so leisen Händen, als ob er das zarteste Fleisch unter sich habe, und unvermutet tat er den Mund auf und begann zu beten: „O du ewiger Gott, beschäme mich nicht vor meinen kunstreichen Genossen. Sei gnädig. Laß einmal ein Wunder geschehn. Laß Holz Leben gewinnen. Gib diesem Gesicht Farbe, diesen Händen Wärme, bewege diese Füße, senk eine Seele in diesen Holzleib, daß sie sich des Lebens freue, löse diese Zunge zu Danksagungen, ewig neuen."

Da er ein Jüngling reinen Herzens war, gewährte ihm Gott unerhörte Gnade. Sofort belebte sich die Figur, die Gewänder rauschten, Gesicht und Hände färbten sich, Haar wuchs. Die Gestalt fing an umherzuwandeln, wenn auch im Anfang noch ein wenig taumelnd. Aus dem Mund kamen Worte, erst wie zum Versuch, dann die lieblichsten Gedanken und Reden.

Als die Sonne durch die Stämme brach, wachten die drei Schläfer auf. Sofort sahen sie die herrliche Gestalt. Und kaum hatten sie sie gesehn, da waren sie auch schon sinnlos verzückt, krank von Leidenschaft und miteinander in Streit, wessen Eigentum die Frau sein sollte.

„Ich bin der Urheber," sagte der Zimmermann, „eure Ansprüche kommen gar nicht in Frage."

„Ich habe, was Holz war, erst geschmückt, mein Geld und Gut für sie hingegeben," sagte der Goldschmied, „deshalb gehört sie mir."

„Was bedeutet dein Schmuck gegen den meinen?" sagte der Schneider, „erst die Kleider machen ein Weib schön, und auch mein Geld und Gut steckt darin. Darum muß sie mein sein."

Der Mönch aber rief: „Seid vernünftig! Was wäre das alles, hätte ich nicht Leben hineingebracht? Ein Stück Holz. Ich bin der Schöpfer. Mein Recht ist unbestreitbar."

Ein Derwisch kam vorbei, ein frommer, ganz abgemagerter Mann im Büßergewand. Sie machten ihn zum Richter über sich. Der Derwisch aber hatte kaum das schöne Mädchen erblickt, als er wahnsinnig vor Verlangen ausrief: „Ihr Narren, was redet ihr da für dummes Zeug von Holz und Belebung? Das ist meine Frau, und alles, was sie an sich trägt, ist von mir. Wir hatten uns ein wenig gestritten, darum lief sie mir davon. Ich war gerade hinter ihr her, um sie einzuholen. Hier ist sie, hier habe ich sie. Ihr aber macht euch nicht lächerlich vor den Leuten."

Unter lautem Zank gelangten die fünf mit dem

Mädchen in eine Stadt. Sofort begaben sie sich zu dem Polizeihauptmann.

Der aber, sogleich noch tausendmal leidenschaftlicher verliebt als die fünf, schrie: „Ihr Betrüger! Das ist ja die Frau meines Bruders! Räuber haben ihn umgebracht und die Frau entführt. Gott sei gelobt! Da ist sie! Und da seid ihr, ihr Straßenräuber!"

Er führte sie sogleich vor den Richter. Kaum hatte der Richter dem Mädchen ins Gesicht gesehen, da verging ihm der Atem, so daß er kaum sprechen konnte. „Ihr Leute irrt euch alle", sagte er. „Dieses Mädchen ist in meinem Hause groß gezogen. Dieses Mädchen ist meine Sklavin. Schlechte Menschen haben sie verlockt zu fliehen. Gott sei Preis und Ruhm! Da ist sie wieder, die ich innig zurückgewünscht hatte."

Die sechs aber, trotz ihrer Furcht vor der Macht des Richters, standen nicht ab, sondern drangen ungestüm auf den Richter ein. „Wenn wir auch machtlos sind, dir deinen Raub zu entreißen," schrie der Mönch, „wie willst du dich eines Tages vor Gott, dem höhern Richter, verantworten?" Aus dem Streit der Worte wurde ein Kampf. Alle griffen zu den Waffen, die sie bei sich trugen oder den Umstehenden entrissen.

Einige Verständige unter den Zuschauern aber sagten: „So werdet ihr ja nie euer Recht beweisen. Wenn hier Gott im Spiel ist, so wird Gott entscheiden. Laßt uns unter den freien Himmel gehn und Gott anrufen. Alle zugleich werden wir in das Amen einstimmen. Dann können wir hoffen, daß dieses Geheimnis seine wahre Lösung findet."

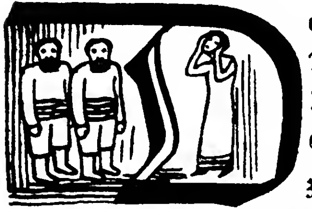
Die ganze Gesellschaft begab sich auf einen freien Platz. Der Mönch hob weinend seine Hände hoch und betete laut zum Himmel empor: „Gott des Himmels, du siehst auf uns herab. Entscheide, da wir Menschen nicht entscheiden können, du. Künde, bei wem das Recht ist. Amen."

Das ganze Volk stimmte tausendstimmig in das Amen ein.

Das Mädchen hatte sich, noch müde von ihrer Neuschaffung, an einen Baum gelehnt. Da tat der Baum sich unversehens auseinander, ergriff mit den Zweigen das Mädchen, nahm sie ganz in sich hinein und schloß sich wieder.

So, während alle sprachlos standen, wurde Holz wieder zu Holz. Wie alles auf Erden wieder zu seinem Ursprung zurückkehrt.

Der falsche Ehemann



Der Kaufmann Mansur in Abessinien unternahm eine Reise und ließ sein Weib Saliha im Schutze Gottes zurück. Der Ruf von Salihas Schönheit lockte bald den verworfensten Menschen der Stadt heran, Fari. Wie nähert man sich einer jungen Frau, die verborgen in ihrem Hause lebt? Durch eine erfahrene Alte, seit die Welt besteht.

Fari ging zu dem größten Schandweib der Stadt, und er hatte noch nicht ausgesprochen, da war sie schon auf dem Weg. Saliha nahm den Besuch mit Ehrfurcht auf. Über dies und das sprachen sie, über das Wetter und den Preis der Stoffe, unversehens wurde ein Wort aus einer ganz andern Region hineingeworfen, der Liebe, das schwarze Haar Salihas bewundert und endlich, als Saliha geschmeichelt schon ihr Herz ein wenig öffnete und im Lachen die wunderbaren Zähne sehen ließ, begann die Alte geradezu: „Da

ist mein Pflegesohn Fari, er ist krank nach der Pracht deiner schwarzen Haare."

Saliha aber war nicht der Einfältigen eine. Erst verwirrt, fuhr sie dann um so heftiger auf: „Elendes Geschöpf! So gehst du in die Häuser, um die Ruhe der Familien zu zerstören? Heilig ist das Gastrecht, sonst würde ich dich so schlagen, daß dich deine Kinder nicht wiederkennen sollten! Wie? Du willst mich zu einem Weib ohne Ehre machen, wie du selbst bist? Du kommst in mein Haus und willst mich zur Ehebrecherin machen? Hinaus und zeige dich nicht noch einmal!"

Die Alte hinkte mißmutig zu Fari: „Hier gib jede Hoffnung auf! Ein so widerborstiges Geschöpf habe ich noch nicht erlebt."

Fari vermochte es nicht zu ertragen, daß eine Frau in der Stadt war, die ihm nicht gehörte, wenn er sie wollte, auch zog er es vor, dem Gelächter seiner Freunde zu entgehen, denen er zu früh sein Glück gerühmt hatte. Er tat also, was in solchen Fällen das Heilsamste ist: er ging aus der Stadt fort, in eine andere Stadt, in fremde Täler — die Welt ist groß. Einmal kam er zu einem Einsiedler, der vor seiner Hütte auf den Knien lag und betete. Fari hatte sein letztes Geld ausgegeben, die Luft war herrlich, die Aussicht über

die Berge köstlich: er blieb, pflegte mit dem Mann die Blumen, zog das Glöckchen, nahm die Gaben der Vorübergehenden entgegen, kurz, tat alles, was der Einsiedler bisher selbst getan hatte, aber der Einsiedler war gutmütig, Fari hatte seinen Unterhalt.

Nach einem Jahre sagte der Einsidler: „Treuer Knecht! Du schämst dich nicht, einem armen Manne wie mir zu dienen. Ich kann dich nicht mit Geld entlohnen, aber ich kann dir doch ein Geschenk machen. Ich werde dich ein heiliges Wort lehren, einen wunderkräftigen Namen Gottes. Wenn du einen Wunsch hast und dabei auf dieses Wort vertraust, so wird kommen, was du willst. Hüte dich aber, das Wort zu einem unreinen Wunsch zu mißbrauchen. Dann würde die Strafe des Himmels nicht ausbleiben!"

Fari dankte und ging noch ein wenig weiter die Richtung in die Welt, aber bald kehrte er um und in seine Vaterstadt zurück. Kaum war er wieder in der Nähe Salihas, als ihn die alte Leidenschaft packte. Schnell entschlossen sprach er das Zauberwort aus und wünschte sich, so zu sein wie Mansur. Und schon stand er da vor einem Stück Spiegel und sah nicht mehr sich, sondern dem Kaufmann Mansur ins Gesicht: das war

Mansurs Bart, seine runden Augen, seine langen Vorderzähne. Die Leute auf der Straße riefen: „Mansur! Bist du zurück?"

So faßte Fari Mut, ging an das Haus Mansurs und klopfte. Saliha kam und öffnete. „Du!" rief sie, küßte ihm die Hände, „wie geht es dir? Wie stehen die Geschäfte?"

„Die Gesundheit ist gut, wie du siehst," sagte Fari, „aber mit den Geschäften ist es traurig gegangen. Wir sind Räubern in den Weg geraten. Nichts habe ich gerettet als das Leben. Die Knechte und die Reisegefährten sind auch darum noch gekommen."

„Allah Dank! Das Leben ist das Wichtigste," sagte Saliha, „hier haben wir ja noch Eigentum. Du wirst neu beginnen und das zweitemal mehr Glück haben." Sie strich ihm dabei, um ihn zu beruhigen, mit der Hand über das Haar, aber, in seine Augen sehend, dachte sie: „Was ist das? Dieser Mensch sieht ganz aus wie Mansur, auch was er spricht, ist mit Mansur einigermaßen zusammenzubringen. Aber er bewegt sich ja vollkommen anders! Der Ausdruck seines Gesichts ist ein ganz fremder!"

Als er am Abend mit der Frau in das Schlafzimmer wollte, entschuldigte sie sich mit einer

weiblichen Abhaltung. Fünf, sechs Tage lang: dann wußte sie kein anderes Mittel mehr als sich krank zu stellen. Und in der Tat hatte das unablässige Weigern und die Unruhe des Herzens sie krank gemacht. Sie mußte sich legen, Fari saß an ihrem Bett, brachte kein Auge von ihrem Gesicht, verzehrte sich in Verlangen, weinte vor Erregung.

Da kommt eines Morgens der richtige Mansur an mit Knechten, Pferden, Wagen. Er eilt ins Haus, findet sein Weib zu Bett und am Kopfende einen Mann, der wie er selbst aussieht und die Frau anstarrt. Nach einem Augenblick der Bestürzung warf er sich auf Fari, packte ihn an den Hals, schrie: „Was tust du hier?"

Fari aber, ebenso schnell bereit, schlug auf ihn ein, schrie: „Was tust du hier im Haus?"

Es war ein Lärm wie am Jüngsten Gericht, die Nachbarn und die Leute von der Straße kamen ins Haus, sahen verwundert die beiden gleichen Männer, Saliha selbst vermochte sie nicht mehr zu unterscheiden jetzt, wo sie beide vom gleichen Zorn verzerrt waren.

„Zum Richter!" riefen alle. Es bildete sich ein großer Zug. Aber auch der Richter, ein besonders kluger Mann, der Mansur gut kannte, kam vor

Staunen kaum zu Wort, geschweige zu einer Entscheidung. Bis endlich einer der Beisitzer, ein weitgereister Kaufmann, sagte: „Übertrage mir diesen Prozeß. Ich werde schon damit fertig werden." Das schien jedem vernünftig, und die beiden Mansur erklärten sich willig, den Urteilsspruch dieses Mannes anzuerkennen.

„Stellt euch einmal beide hierher", rief der Mann, und alle stellten sich den beiden gegenüber, voll Erwartung. „In der Tat, es ist kein Unterschied zwischen euch zu sehen, und selbst, wenn die Frau einen von euch als ihren Mann ansprechen würde, wär sie eine Viertelstunde später wieder im ungewissen. Es nutzt also uns allen nichts, euch noch länger anzustarren. Aber es kann ja doch nur einer der richtige sein und einer ein Betrüger. Das werden wir bald heraushaben! Kein Mann und keine Frau vergißt ihre Hochzeitsnacht. Das ist auch das einzige, was niemand außer den beiden wissen kann. Nun soll einmal jeder der Männer, ohne daß der andere es hört, uns davon erzählen. Dann wollen wir die Frau hören und die drei Aussagen vergleichen."

Erst wurde also der eine Mann vernommen, während der zweite abseits geführt wurde. Dann wurde es umgekehrt gemacht und endlich die Frau,

die auch abseits gestellt worden war, leise verhört und alle drei Aussagen aufgeschrieben.

Nun brauchte man die Schriftstücke nur zu vergleichen, und es ergab sich, welche Aussage mit der Aussage der Frau übereinstimmte.

Unter dem Gelächter des Volks brach Fari zusammen. Er wurde gebrandmarkt und für immer aus der Stadt gejagt.



Der Kaiser von China

Der Kaiser von China traf bei der Jagd auf ein selten anmutiges und fremdartiges Reh. „Wenn es doch irgendwo auf der Welt ein Mädchen gäbe von der gleichen Lieblichkeit!" sagte er, „aber das ist unmöglich, das hat selbst Gott nicht schaffen können!"

Seine Begleiter priesen ihm nun die schönen Mädchen, die sie irgendwo kannten, oder von denen sie nur gehört hatten. Ein Wesir aber, dessen Verstand immer den besten Ausweg fand, sagte: „Kaiser, die Frage, ob ein solches Mädchen, wie du es wünschst, auf der Erde lebe, gleicht ganz der Suche nach dem Vogel Anka oder dem Stein der Weisen, das heißt, das sind Dinge, die nur Narren ernst nehmen, und die, ernst genommen, nur Unglück bringen. Dennoch will ich dir nicht verschweigen, daß es ein Land Medinet el Ukr gibt, da ist ein Springquell von schönen Mädchen. Die Schönste aber ist die Tochter des Sultans."

Seit diesem Tage war der Kaiser krank vor Sehnsucht. „Diesen Schmerz verdanke ich dir,"

sagte er, „darum verlange ich auch von dir die Arznei."

„Warum nicht?" sagte der Wesir, „laß uns gleich die Reise in jenes Land antreten! Doch bin ich zu alt, um dich ganz hin zu begleiten, ich kann nur übers Meer mitkommen, dann mußt du allein weiter. Aber ich werde dir die genaue Richtung zeigen." Der Kaiser übergab die Geschäfte des Reiches einem jungen tüchtigen Wesir, und nach einer Woche schon waren sie beide, wie Pilger gekleidet, auf Wanderung, stiegen an der Küste in ein Schiff. Das Verlangen des Kaisers schien wie ein himmlischer Wind die Segel zu füllen, nach wundervoller Fahrt warfen sie vor der fremden Küste Anker.

„Hier ist das Land Medinet el Ukr," sagte der Wesir, „nun steige wieder zu Pferd, am vierten Morgen wirst du an einen Garten kommen, schön wie der Garten des Paradieses. Darin wirst du einen Platz mit vielen Quellen finden und da wunderbare Dinge erleben. Möge Gott dir helfen, daß dein Wunsch sich erfüllt! Dann komme hierher zurück, du wirst mich hier finden."

Der Kaiser stieg mit seinen Begleitern zu Pferd. Am vierten Morgen kamen sie an den Garten und an den Platz mit den Quellen. Sie

tranken dort, streckten sich ins Gras, ruhten aus. Bald darauf erschienen zwei Männer, die sich auch hier niedersetzten, aber sogleich anfingen zu streiten.

Der Kaiser ging zu ihnen und fragte nach der Ursache.

Sie gaben bereitwilligst Auskunft: „Wir streiten um vier Dinge. Zuerst um einen Beutel, aus dem man so viel Geld hervorholen kann, wie man will, ohne daß er je leer wird. Zweitens um eine hölzerne Schüssel, die jede gewünschte Speise hergibt und ebenfalls unversieglich ist. Drittens um ein Paar Sandalen, das den, der sie anlegt, sofort an den gewünschten Ort bringt. Viertens endlich um einen Säbel, der, wenn man ihn nach Osten zieht, sogleich eine große Stadt mit Läden und Basaren erstehen läßt — und das in der einsamsten Wüste —, und wenn man ihn wieder einsteckt, alles in derselben Sekunde wieder in Nichts zergehen läßt. Wir hatten vor, diese vier Dinge zwischen uns zu verteilen. Aber wir kommen nicht damit zustande. Darum Gott Dank, daß du gekommen bist! Sei du Schiedsrichter!"

Sie legten die vier Gegenstände, Beutel, Schüssel, Sandalen, Säbel vor den Kaiser hin, und er nahm nach kurzer Überlegung das Amt an.

„Holt mir zwei Bälle und einen Schläger," sagte er, „dann schlage ich die Bälle, so weit ich kann, wer sie zuerst wiederbringt, dem gehören diese vier Dinge."

Die Männer liefen fort, um Schläger und Bälle zu holen. Kaum waren sie hinter den Bäumen verschwunden, da dachte der Kaiser: „Eine bessere Gelegenheit kommt nicht wieder!" Er gürtete den Säbel um, band die Sandalen an, steckte den Beutel in die Tasche, nahm die Schüssel unter den Arm und wünschte sich vor den Palast des Sultans von Medinet el Ukr.

Schon stand er vor dem Eingangstor. Als er sich umschaute, um ein Mittel zu finden, hineinzukommen, traf er auf ein bekanntes Gesicht. „Wer ist das? Wo tu ich dieses Gesicht hin?" sprach er bei sich. Näher herangehend, erkannte er den Sohn jenes zweiten Wesirs, dem er die Geschäfte des Reiches übergeben hatte. Dieser junge Mann hatte unbeachtet im Saale geweilt, als der Kaiser sein Liebesweh klagte, und beschloß, in das Land Medinet el Ukr zu reisen. Der junge Mensch wurde selbst von wahnsinniger Leidenschaft erfaßt und machte sich einige Tage vor dem Kaiser auf denselben Weg, gelangte auch vor ihm dorthin.

Der Kaiser rief ihn heran und fragte: „Wie kommst du her? Warum bist du hier?" Der Jüngling gestand alles, brach dabei in Tränen aus. „Ich habe mich umsonst bemüht, dir zuvorzukommen. All meine Liebe ist vergebens, dieses Mädchen, so schön wie sie beschrieben wurde, liebt mich nicht, bleibt ganz ungerührt bei meinem Anblick."

Dem Kaiser gelang es nun, durch seine vier Zauberdinge eine Stadt aus Zelten vor den Toren erstehen zu lassen, in der er lagerte mit zahlloser Begleitung, er gab den Einwohnern der Hauptstadt prunkvolle Feste, speiste und beschenkte sie in unerhörtem Maße, näherte sich der Sultanstochter, als sie im Garten am Ufer der silbernen Teiche saß und einsam träumte. Sie sah ihn und wurde vom Bilde seiner Gestalt aufs leidenschaftlichste ergriffen.

Darauf gab sich der Kaiser durch Gesandte dem Sultan zu erkennen, nannte den Grund seiner Ankunft, bat um die Hand der Tochter. Der Sultan übergab sie ihm ohne Zögern und hochgeehrt, die Tochter wurde mit reichen Schätzen ausgestattet und die Reise nach China angetreten, unter den Segenswünschen des ganzen Volks. Vor der Stadt aber band sich der Kaiser die Sandalen an die

Füße, drückte seine Gattin fest an sich, wünschte sich an den Platz der vielen Quellen und wurde im Nu dorthin getragen.

Der junge Mensch, dessen Leidenschaft noch gewachsen, als er die Braut nun in den Händen eines anderen sah, war in seiner Qual zu einem Zauberer gegangen, von dem er die Kunst gelernt hatte, jederzeit die Gestalt einer Mücke anzunehmen. Als er den Kaiser die Sandalen anbinden sah, verwandelte er sich schnell, setzte sich als Mücke auf den Kaiser und wurde so mitgetragen.

Kaiser und Braut ließen sich am Rande der Quellen nieder, und bald erschienen jene zwei Männer, die damals gestritten hatten. „Hier", sagte der Kaiser, „sind eure Sachen! Glaubt, daß ich sie nicht aus Habgier genommen, sondern um ein wichtiges Unternehmen zu beenden."

„Kaiser," sagten die beiden, „nur darum sind wir fortgelaufen, um dich des lästigen Dankes für die vier Gegenstände zu entheben. Wir bitten, behalte sie. Und nun höre noch ein Zauberwort! Sprichst du es aus, kannst du in jeden gewünschten Körper übergehen."

Der Kaiser dankte, erreichte mit seiner Gattin die Meeresküste, wo der Wesir wartete. Sie bestiegen das Schiff, erreichten glücklich die Heimat,

und ein Leben voll Herrlichkeit begann. Der Jüngling aber, in Gestalt der Mücke, hatte sie auf der ganzen Reise begleitet, verließ auch nach der Rückkehr niemals die Nähe der beiden: so war er immer gegenwärtig, um vielleicht doch noch einen Vorteil zu erringen, und überdies konnte er sich ununterbrochen am Bilde der Geliebten weiden.

Eines Vormittags, auf der Jagd, verfolgte der Kaiser eine Antilope und traf sie endlich. Eben stieg er vom Pferd, um ihr die Kehle abzuschneiden, da kam ihm, fern von allen Begleitern, der Gedanke, sein Zauberwort zu versuchen. Er sprach es aus, verließ seinen Körper und ging in den der Antilope über.

Nun hatte aber der junge Mensch als Mücke damals auch das Zauberwort gehört. Auch jetzt saß er auf der Schulter des Kaisers. Als er den Kaiser das Wort ausrufen hörte und in die Antilope eingehn sah, tat er ihm nach, nannte das Wort, wünschte sich in den Körper des Kaisers, sprang schon aufs Pferd und ritt in Eile zum Gefolge zurück.

Zu Hause begab er sich sogleich zur Kaiserin. Ehrfurchtsvoll ließ ihn die Wache vor. Aber die Neuvermählte, seinen Handkuß und Kniefall ent-

gegennehmend, dachte beim ersten Blick: „Das ist doch nicht mein Gatte! Das sind doch ganz fremde Gebärden und Manieren! Er geht ja ganz anders! Der Blick aus den Augen ist ganz anders! Niemals hielt der Kaiser so den Mund offen und zeigte die Zähne! Hier ist ein Betrüger, kein Zweifel! Das hängt offenbar mit jenem Zauberwort zusammen, das wir an jenem Quellplatz erfuhren." Sie stellte sich also schwach und krank, und der Jüngling kam nicht an sein Ziel, heute nicht und morgen nicht, er war der Verzweiflung nahe.

Der Kaiser lief inzwischen in der Gestalt der Antilope herum, noch viel verzweifelter. Endlich fand er einen toten Papageien im Wald liegen: „Lieber ein beschwingter Vogel sein," dachte er, „als immer so über die Berge rennen — vielleicht aber finde ich so auch meine Rettung!"

Er ging in den Körper des Papageien ein, hob die Schwingen, flog auf dem nächsten Wege zu seinem Schloß. Er ließ sich vor dem Fenster seiner Gemahlin nieder und sah sie krank im Bett liegen. Neben ihr sah er den Jüngling, der sie um Gewährung ihrer Liebe anflehte. Als der Jüngling, hoffnungslos und bekümmert, abends das Zimmer verließ, schlug der Kaiser im Papa-

geienleib mit den Flügeln ans Fenster, rief seine Gattin an, sie öffnete, ließ ihn herein, und er erzählte alles, was sich ereignet hatte.

„Was machen wir nun?" sagte die Kaiserin unter tausend Tränen.

„Zuerst einmal", sagte der Kaiser, „suche meinen Körper von der ekelhaften Seele dieses Menschen zu befreien!" Darauf versteckte er sich in den Wipfeln des Gartens, um immer zur Stelle zu sein.

Am nächsten Morgen trat der junge Mensch wieder mit neuen Beschworungen an das Bett der Kaiserin. „Ich will es offen sagen," begann die Kaiserin, „darum halte ich mich zurück, weil ich einen Verdacht habe. Es ist dieser Verdacht, der mich krank macht. Es kann doch auf Erden zwei sehr ähnliche Menschen geben. Vielleicht ist nun dem Kaiser ein Unglück zugestoßen, aber man will es dem Volk und den Feinden nicht bekanntgeben und hat nun dich, deiner großen Ähnlichkeit wegen, an seine Stelle getan."

„Was für wahnsinnige Reden!" sagte der Jüngling, „wie kannst du so etwas von den Wesiren glauben? Wo käme da die Würde des Staates hin?"

„Mein Verdacht ist durch Krankheit so einge-

wurzelt in meinem Hirn," sagte die Kaiserin, „daß du ihn mit allen Worten der Welt nicht losreißt. Du müßtest schon eine Probe bestehen, damit ich überzeugt bin, daß du der Kaiser selbst bist."

„Welche Probe? Sag nur!"

„Dem Kaiser wurde auf der Reise nach Medinet el Ukr an einem Quellplatz ein Zauberwort gelehrt, durch das er in jeden beliebigen Körper hinübergehen kann. Kannst du das? Dann zeig es, dann ist es gut!"

„Selbstverständlich kann ich das!" rief der Jüngling, ließ einen Esel heranbringen, erstach ihn und ging in seinen Körper ein, so daß der Körper des Kaisers leer an der Erde lag.

Im selben Augenblick verließ der Kaiser seinen Papageienkörper und kehrte in seinen eigenen zurück.

Der Betrüger mußte nun in alle Zukunft wie ein richtiger Esel Steine und andere schwere Lasten tragen, ganz wund war sein Rücken.

Der Jüngling von Bagdad

In der Stadt Bagdad verliebte sich ein junger Kaufmann so über alle Maßen in eine chinesische Sklavin, daß er sein ganzes Vermögen hingab und sie kaufte. Nun hatte er das schöne Mädchen, aber er konnte ohne Kapital sein Geschäft nicht mehr führen, so daß bald kaum noch Brot im Hause war.

Endlich, nach Monaten der Sorge, sagte die Sklavin: „Herr, du hast dein Vermögen für mich gegeben, und in der Tat wäre es gut, mit dir zuzusammenzuleben. Aber so, ohne das Nötigste zum Dasein, bringt die höchste Liebe auf die Dauer keinen Genuß. Darum ist es das beste: du verkaufst mich wieder und gründest ein neues Geschäft. Ich selbst werde versuchen, den Schmerz der Trennung zu ertragen. Wenn nicht, töte ich mich. Aber dir wenigstens ist doch geholfen."

In seiner Not nahm der Jüngling diesen Vorschlag an, brachte am nächsten Tag das Mädchen

auf den Markt. Ein Kaufmann aus Basra fand Gefallen an ihr und kaufte sie für 2000 Goldstücke. Mit dem Gold, aber ohne Mädchen, kehrte der Jüngling nach Hause zurück, ein Körper ohne Seele.

In der Nacht aber wurde ihm sein Haus so leer, daß er das Gold nahm und wie im Wahnsinn fortlief, um den Kaufmann zu suchen und das Mädchen zurückzukaufen. An Herberge um Herberge klopfte er an, überall schliefen die Leute, überall wurde er wegen der Störung fortgescholten, nirgendwo trieb er den Kaufmann auf. Endlich setzte er sich am Tor, das nach Basra führte, ins Gras nieder und schlief ermüdet ein.

Als er erwachte, war sein Geld gestohlen. Unmöglich war es ihm geworden, das Mädchen zurückzukaufen. Wie ein wildes Tier schrie er, stieß den Kopf gegen die Mauer.

Der Kaufmann von Basra war inzwischen zu einem andern Tor hinausgezogen, um noch andere Städte zu besuchen. Wenig Glück hatte ihm der Himmel mit seiner Sklavin beschert. Er näherte sich ihr in aller Freundlichkeit, aber sie wies ihn zornig ab. Tag um Tag blieb das so, wurde im Gegenteil immer noch schlimmer. Es war gar

keine Aussicht, daß er je die geringste Gunst von ihr erhalten würde. Er durfte nicht einmal ihr Gesicht ansehn. Doch war seine Liebe so groß, daß er Geduld hatte und dachte: „Endlich wird sie ja doch ihren früheren Herrn vergessen."

Zu Land und zu Wasser reisten sie so durch die Welt, aber die Sehnsucht des Mädchens nach dem Jüngling nahm immer zu, bis der Kaufmann sagte: „Was habe ich von dir? Ich dachte, mich an deinen Liedern, Tänzen, Zärtlichkeiten zu erfreuen, aber so demütigst du mich am Tage nur, nachts störst du mir mit deinem unaufhörlichen Geseufz den Schlaf. Wenn uns dein früherer Herr wieder in den Weg kommt und mir die 2000 Goldstücke zurückzahlt, kann er dich wiederhaben."

Der Jüngling aber, den unablässigen Biß des Schmerzes in den Eingeweiden, irrte inzwischen von Stadt zu Stadt, ja sogar von Land zu Land, um das Mädchen zu finden. Endlich geriet er auf dasselbe Schiff, auf dem der Kaufmann von Basra seine Reise machte. Da dieser für sich und das Mädchen teure Plätze innehatte, der Jüngling aber unter den Armen im Innern des Schiffes sich aufhalten mußte, wußte niemand vom andern.

Nach mehrtägiger Fahrt durch Sturm und Regen wurden zum erstenmal die weiten Sterne am Himmel sichtbar. Der Kaufmann aus Basra rief seine Sklavin und hieß sie, ihm ein Lied zur Laute zu singen. Weinend vor Zorn, sang sie ein Lied, das sie oft mit ihrem Freund gesungen, mit solcher Leidenschaft sang sie, daß alle, die zuhörten, die Tränen in ihren Augen fühlten.

Aber der Jüngling — kaum hatte er im Bauch des Schiffes die Stimme oben gehört, als er seine Freundin erkannte. Er schlich sich, von den Schiffsknechten gescholten und oft verjagt, hinauf und sah sie sitzen, den Kopf an den Schiffsbord gelehnt, die Augen zu den Sternen gehoben.

So wild seine Freude war, so eisern seine Geduld. Am nächsten Abend lieh er sich von einem Mitreisenden ein Instrument, stimmte es, setzte sich unten an die Treppe hin, die nach oben führte, und begann zu singen — ebenfalls ein Lied, das er unzählige Male mit der Freundin gemeinsam hatte tönen lassen.

Das Mädchen brauchte nicht mehr als die ersten Verse zu hören, da schwor sie: „Das ist mein früherer Herr! Mein früherer Herr ist auf dem Schiff!"

„Gut!" rief der Kaufmann aus Basra, „wenn er dich zahlt, kann er dich jetzt wiederhaben!"

Sie suchte den Jüngling unten, brachte ihn hinauf, hing mit tausend Tränen an seiner Schulter, das Gesicht des Jünglings aber leuchtete wie das Gesicht eines Engels im Widerschein des Paradieses. „Gib das Geld zurück und nimm sie!" sagte der Kaufmann aus Basra.

„Herr, ich habe das Geld nicht", sagte der Jüngling, und das Mädchen begann noch stärker zu weinen.

Der Kaufmann fragte den Jüngling nach seinen Umständen, erfuhr nun alles, daß jener sein Vermögen für das Mädchen hingegeben, daß er sie aus Not verkauft, sie gesucht, daß man ihm das Geld gestohlen. Der Kaufmann sah das Bild der beiden Gestalten, sein Herz wurde wie erfüllt von einem Anhauch des Himmels. Er kehrte sich eine Weile ab, überlegte stumm. Dann sagte er: „Es ist offenbar, Gott hat euch zusammengeführt! Ich will kein Geld, dafür hoffe ich mir den Lohn Gottes im künftigen Leben zu gewinnen. Nimm sie zurück!"

Was an Menschen auf dem Schiff war (längst hatten sie sich alle im Kreis um die drei versammelt!), war erstaunt über die Schicksale der

Liebenden, ergriffen von ihrer Treue, rühmte laut den hochherzigen Handelsmann.

Dieser lernte von Tag zu Tag die beiden jungen Leute mehr kennen. Er gewann sie so lieb, daß er sie an Kindes Statt annahm. So war für die Liebenden die hohe Zeit des Glücks gekommen, das ganze Schiff leuchtete davon, und es war, als ob um dieser beiden willen der gute Wind die Segel so sanft und stetig anblies, daß das Schiff bald eine Küste erreichte, wo es, vor der Weiterfahrt, seinen Vorrat an Wasser und Nahrungsmitteln erneuern konnte.

Viele Fahrgäste stiegen an Land, teils um Geschäfte zu erledigen, teils nur um das Leben der Menschen hier anzusehen. Auch der Jüngling aus Bagdad stieg aus, ging neugierig durch die Gassen, über den Markt, sah den Handwerkern zu, die alles mit anderen Griffen und Werkzeugen machten wie bei ihm zu Hause. Als ein starker Wind sich auftat, sah er auf, erschrak, lief zum Hafen und — siehe! sein Schiff hatte den Wind ausgenutzt und war abgefahren. In der Ferne erkannte er noch die vollen Segel, jetzt versanken sie unter dem Horizont. Er schrie, faßte den Stein der Häuser an, niemand konnte ihm helfen.

Der Handelsmann gelangte mit der Sklavin

nach Basra. „Hier bist du nun," sagte er, „hierher hatte ich geplant, euch zu bringen und mit allem, was ihr braucht, zu versehen. Nun hat euch das Schicksal wieder getrennt. Sag mir, was du selbst für das beste hältst, das nun zu tun ist. Was du wünschst, soll geschehen."

„Kaufe mich in ein Kloster ein," sagte das Mädchen, „nichts anderes wünsche ich mir." Der Kaufmann tat nach ihrem Wunsch, begleitete sie noch bis an die Tür.

Der Jüngling aber, der vergessen hatte, den Kaufmann nach seinem Wohnsitz zu fragen, irrte zu Schiff und Fuß durch Städte, Städte, Städte. Sein Leib wurde mager vor Trauer, nirgendwo eine Spur von seiner Freundin!

Endlich kommt er auch nach Basra, geht an dem Kloster vorüber, ohne zu ahnen, wie nah er seiner Freundin ist. Lange Wochen weilt er in der Stadt, er ist zu schwach, weiterzuwandern. Er sitzt an einer Straßenecke und singt, damit ihm die Menschen wie einem Bettler etwas Geld geben.

Eines Tages kommt der Kaufmann in die Nähe, nicht so nahe, daß er den Jüngling sieht, aber doch nah genug, um den Gesang zu hören.

Nicht die Stimme, aber das Lied erkennt er. Er steht und wartet, bis es zu Ende ist.

Nach einigen Wochen besucht er das Mädchen im Kloster, erzählt auch von dem Lied. Im selben Augenblick springt das Mädchen auf, nimmt ihn bei der Hand, schreit: „Führ mich hin, wo du das Lied gehört hast!"

Lange stand sie da, sah nichts von ihrem Freund, lief alle Gassen ab, die hier mündeten. Nichts, nichts! Sie suchte am nächsten Tag wieder, am dritten noch einmal. Nichts! Was war anders zu tun? Sie ging ins Kloster zurück.

Aber in einer Nacht wachte sie auf. Unter den Fenstern des Klosters ging ein Mann, der die Stadt verließ, Sack auf dem Rücken, Stab in der Hand, langsam ging er, groß war die Welt vor ihm, jetzt begann er leise zu singen, so leise, daß man es kaum hörte, mehr ein Summen, drei, vier Töne nur. Das Mädchen geht wieder zu Bett, denkt der Gestalt noch nach, das Summen kehrt ihr in Erinnerung zurück. Dann schreit sie auf, wirft ein Kleid über, rennt in die Nacht dem Wanderer nach. Eben will er in einen Kahn steigen und den Strom hinunter, da läuft das Mädchen hinzu, kann nicht sprechen vor Erregung, hält ihn am Rock fest, steht schon mit den Füßen

im Wasser, während der Fährmann das Ruder eingesetzt hat.

So, am Rande der Ewigkeit, erreichte sie den Geliebten noch. So leidenschaftlich umarmten sie sich, ohne sich loslassen zu können, daß der Fährmann sich erstaunt fragte, ob denn auf Erden eine solche Liebe möglich sei.



Merdi Djanbaz

Der Sultan von Khorosan saß einst in seinem Palast, um ihn seine Ratgeber, Hofleute, Märchenerzähler. Da sah er von der Steppe her ein Männlein auftauchen, so mager und schwach, daß es in einer Minute kaum einen Schritt vorwärts kam. Langsam, langsam kam es heran, bis es sich vor dem König befand und ihm, die Stirn an der Erde, eine Bittschrift überreichte. Darin stand: „Ich habe dir etwas mitzuteilen, König! Aber lasse mich allein mit dir reden!"

Der Sultan schickte alle fort, die umherstanden, und das Männlein begann eine Ansprache, so wohlgefügt und voll leuchtender Klarheit, als ob sein Mund Edelsteine aufschütte: „Herr, ich war bisher im Dienst eines deiner Wesire, des Statthalters von Chodjend. Ich war ihm ein so guter Ratgeber, daß er ohne Geld und Soldaten Dinge zu Ende brachte, für die sonst tausend Mann zu wenig gewesen wären. Meine Ratschläge brachten ihm jährlich eine Ersparnis von

hunderttausend Goldstücken ein. Dafür setzte er mir ein Jahrgehalt von tausend Goldstücken aus, wovon ich, in einem glücklichen Dasein, meine Familie ernährte. Das dauerte viele Jahre. Aber seit einiger Zeit verfiel der Wesir ganz einem Leben voll Leichtsinn, jeden Tag mußte ihm eine andere Frau ins Schloß gebracht werden, er versäumte alle seine Pflichten dem Volk und dir gegenüber. Bald vermochte er nicht mehr, mir ins Gesicht zu sehen, mein Gehalt blieb ungezahlt. Ich hielt es lange aus mit den Meinen und wollte lieber nackend frieren als ihn verlassen. Aber endlich trieb mich der Hunger und die Aussichtslosigkeit, daß es besser würde, dennoch fort. So bin ich denn zu dir gekommen, mein Sultan. Du wirst mich nicht von deinem Thron weisen. Ich vertraue auf dich. Gib mir ein Amt, aber ein solches, wie es kein anderer als ich versehen kann."

Der Sultan wunderte sich über diese mutigen Worte, aber auf das dürftige Körperlein sehend, konnte er kaum ein Lachen unterdrücken. „Du dürres Geständchen, was willst du denn für große Dinge hier verrichten? Du siehst ja zu schwach zum Essen aus. Aber mich bittet niemand umsonst. Geh zu meinem Schatzmeister. Er wird dir eine Summe auszahlen."

„Nein, Sultan, nein!“ rief Merdi Djanbaz, „warum gibst du so viel auf den äußeren Anschein und fragst nicht nach dem Innern? Es gibt wahrhaftig genug Riesen an Körper, die nicht zu einem einzigen Rat taugen. Prüfe mein Inneres, damit du nicht nachher, wenn es zu spät ist, beschämt dastehst. Starke und tapfere Männer kannst du für Geld immer haben, einen treuen Ratgeber aber selten. Stell eine Probe an mit mir. Trag mir ein Geschäft auf! Wenn ich es nicht vortrefflich zu Ende bringe und sich dazu nicht noch meine Wahrhaftigkeit offenbart, dann schicke mich fort, und zwar ohne jede Zahlung aus deiner Schatzkammer.“

Der Sultan fühlte sich von der eifrigen Rede des Männleins seltsam berührt. Er bat, seine Wesire holen zu dürfen, um die Sache mit ihnen zu beraten. Als das Männlein abseits gegangen war und die Wesire rings um den Thron standen, erzählte ihnen der Sultan alles. „Nun,“ sagte er, „was meint ihr dazu? Wenn ich ihm so viel gäbe, wie er bisher hatte, nämlich tausend Goldstücke, so gebe ich ihm doch nicht mehr, als ihm einer meiner Diener gab. Mehr zu geben, hieße den Staatsschatz verschwenden, weniger aber als mein Diener kann ich nicht geben. Keinesfalls

aber darf jemand von meinem Hof gehn mit enttäuschter Hoffnung."

Ein alter Wesir antwortete: „Sultan, das ist mein Rat: Stell diesen Mann als Wächter deines Schlosses an und zahl ihm zweitausend Goldstücke jährlich. Dafür aber darf er keine Nacht schlafen und auch mit keinem im Dienst wechseln. Das hält dieses arme Männchen nicht drei Nächte aus, sicher aber kein ganzes Jahr. So sparst du am Ende deine zweitausend Goldstücke und hast doch den Ruf deiner königlichen Gnade und Freigebigkeit bewahrt. Zugleich aber wird es sich zeigen, wie weit es mit der Fähigkeit dieses Mannes her ist, der sich selbst nicht wenig lobt."

Der Sultan fand diesen Rat gut und ließ dem Mann seine Anstellung sofort übermitteln.

Merdi Djanbaz hielt sich nun jede Nacht unter den Fenstern des Sultans auf, seiner Befehle gewärtig. Und das erste Jahr ging herum, ohne daß man ihn auf der geringsten Nachlässigkeit hätte betreffen können. Man mußte ihm also die zweitausend Goldstücke auszahlen. Man mußte sie ihm auch auszahlen im zweiten, dritten, vierten Jahr. Eines Nachts hatte der Sultan einen Traum, so schön, daß er, aufgewacht, sich im Bett aufsetzte und den seligen Bildern voll Entzücken

noch nachdachte, so als habe er in Wirklichkeit ein großes Glück genossen. Er mußte jemand haben, dem er den Traum erzählte, und rief Merdi Djanbaz zu sich herauf. Der wußte nun den Traum so scharfsinnig und hinreißend zu deuten, daß des Sultans Glück noch wuchs. Da hörten die beiden plötzlich von der Steppe her eine Stimme, offenbar die Stimme einer Frau. Sie vernahmen deutlich die Worte: „Nun muß ich fort! Wer möchte sein Leben opfern, damit ich hierbleiben kann?" Dieser Ruf wiederholte sich hundertmal. Der Sultan war außer sich vor Neugier, was das für eine Stimme sei.

„Weißt du es nicht," fragte er, „der du ein so vollkommener Ratgeber sein wolltest?"

„In diesem Augenblick", antwortete Merdi Djanbaz, „vermag ich es nicht zu sagen. Aber wenn du gestattest, werde ich sofort hingehen und Nachschau halten." Wie ein Adler öffnete er seine Schwingen und, in die Dunkelheit spähend, eilte er dahin, woher die Stimme gekommen war.

Als sich der Sultan allein sah, dachte er: „Jetzt ist doch eine Gelegenheit da, die Zuverlässigkeit dieses Mannes einmal wirklich zu erproben." Und er ging ihm heimlich und schnell nach. Merdi Djanbaz, ohne des Sultans Nähe zu ahnen,

mühte sich tiefer und tiefer in die Steppe hinein, bis er endlich ein weibliches Wesen von so unvergleichlicher Schönheit fand, daß es gleich feststand, hier könne es sich um kein irdisches Weib handeln.

„Wer bist du?" fragte er zitternd vor Aufregung. „Was klagst du hier in der Nacht? Was bedeuten deine Worte?"

Das feine Wesen hob den Kopf zu ihm auf und sagte mit einer gläsern zierlichen Stimme: „Merdi Djanbaz, wisse, ich bin des Sultans von Khorosan Leben. Das Maß seiner Tage ist voll. Er muß sterben. Ich aber muß mir einen andern Leib suchen, in dem ich wohnen kann."

Merdi Djanbaz wurde von einem so starken Schmerz ergriffen, als er das hörte, daß er ohnmächtig zu Boden stürzte. Wieder zu sich gekommen, fragte er unter Schluchzen: „Du Überirdische, gibt es kein Mittel, dieses Unglück abzuwenden? Kann ich nichts tun, um meinem Wohltäter das Leben zu erhalten? Kann ich nicht für ihn sterben und durch dieses Opfer sein Leben retten?"

Das Wesen antwortete: „Es gibt ein Mittel, aber das geht über alle Menschenkräfte hinaus."

„Nenn es!"

„Du müßtest nicht nur dein eigenes Leben hingeben, sondern auch das deiner Frau und deiner Kinder."

„Wie? Es ist nicht genug, daß ich selbst sterbe? Auch meine Frau und Kinder? Ich bin bereit, aber sie sind kaum verständig genug, es fehlt ihnen wohl auch der Mut."

„Es nützt nichts, es müssen alle sein. Aber dafür wirst du und die Deinen auch ewigen Ruhm unter den Menschen haben."

Merdi Djanbaz zögerte nun nicht länger, begab sich gleich nach Hause und erzählte seiner Frau, seinem Sohn, seiner Tochter alles. Als die drei den Ernst und das Leuchten auf dem Gesicht des Vaters sahen, rief zuerst der Sohn, dann die Frau, dann auch die Tochter aus: „Und hätten wir tausend Leben, wir gäben sie hin, um nur ein Haar vom Haupt des Sultans zu retten. Einmal müssen wir alle sterben. Sein Leben aber ist wichtig für unzählige Menschen. Wir werden dafür ewigen Ruhm unter den Menschen haben."

Merdi Djanbaz zog seinen Dolch vom Gürtel und beschloß, mit seinem Liebling, dem wohlgebildeten Sohn, den Anfang zu machen. Er hieß ihn sich mitten ins Zimmer niedersetzen, öffnete ihm das Kleid über der Brust und zielte eben mit

schnellem Stoß auf das Herz, als von der Steppe her, hell und laut wie eine Trompete, der Ruf erscholl: „Halt ein, Djanbaz! Dein guter Wille wird als Tat angenommen. Heil dir! Dein Sultan lebt!“ Bei diesem Ruf sank Merdi Djanbaz auf die Knie nieder, das Gesicht zum Himmel des Allewigen erhoben. Unter Freudentränen drückte er sein Weib und seine Kinder an die Brust. Alle dankten sie Gott und priesen ihn.

Der Sultan, der alles, was geschehen war, gesehen und gehört hatte, kehrte schnell und heimlich in seinen Palast zurück. Bald darauf fand sich auch Merdi Djanbaz ein. „Nun,“ fragte der Sultan, „hast du in Erfahrung gebracht, was das für eine Stimme war?“

Merdi Djanbaz aber hatte überlegt, daß, wenn er die Wahrheit erzähle, man ihm nicht glauben und ihn für einen Heuchler halten werde. Darum sagte er: „Herr, jenes Geschrei kam von einer jungen Frau, die mit ihrem Gatten uneins geworden und aus dem Hause gelaufen war. Ich habe sie zu ihrem Gatten zurückgeführt und beide miteinander ausgesöhnt.“

Da es inzwischen Morgen geworden war, rief der Sultan alle seine Ratgeber zusammen und er-

zählte mit lauter Stimme von Anfang bis zu Ende alles das, was sich diese Nacht ereignet hatte. Alle lobten Merdi Djanbaz' Treue mit den herrlichsten Worten, so daß er so viel Ruhm davontrug, als ob er die Tat in Wahrheit vollbracht hätte.

Die Tochter des Sultans von Babil

Es gab einen schönen Jüngling, den jeder auf den ersten Blick so liebte, daß er dieses Gesicht, dieses Ebenmaß der Glieder nie wieder vergessen konnte. Dieser Galatnuma hatte ein unstetes Wesen, darin war er, obwohl er Brahmane war, allen Jünglingen gleich. Er fühlte sich nirgendwo zu Hause, mußte täglich ein anderes Dach über dem Kopfe haben, konnte keine Stadt ungesehen lassen, ja, machte sich auf weite Reisen in ferne Länder.

So kam er auch in die Stadt Babil, wo Land und Strom ihm gleichermaßen zusagten. Auf einem Spaziergang trat er in einen besonders schönen Garten ein, erst ein paar Schritte, dann, in der Bewunderung der herrlichen Bäume und Blumenanlagen, geriet er immer tiefer hinein, bis er unvermutet in die Augen eines entzückenden Mädchens sah, die dastand und nach ihm hinstarrte. Denn wie es jedem ging, so hatte auch bei ihr der erste Blick unheilbare Liebe im Blut hervorgerufen. Aber auch ihm, der sonst kaum berührt

durch die Bewunderung der Menschen schritt, schwanden diesmal fast die Sinne. Er war daran, ohnmächtig umzusinken, so lange stockte ihm der Herzschlag, als er dieses sanfte Gesicht mit den runden Sonnen der Augen und diesen stolzen, prangenden Mund sah, der eher einer Blüte glich und darum geöffnet schien, weil der Ruf der Seele, die nach Leben verlangte, daraus hervorhauchte.

Krank, seufzend, stöhnend, kaum fähig, zu gehen, verließ er den Garten, kehrte zur Stadt zurück, dem Irrsinn nahe, schlaflos in der Nacht, die Arme zu den Sternen hebend, ja, mit den Sternen sprechend, da er nicht mit der Geliebten sprechen konnte.

Einem schönen Jüngling wie ihm hatten sich oft genug jene Frauen genähert, die Liebesgeschäfte besorgen um Geldes willen, aber auch aus einer verborgenen Freude am Zusammenbringen junger Menschen und fernem Mitgenießen eines ihnen selbst verwehrten Glücks. An eine solche Alte, die ihm ihre Wohnung genannt hatte, erinnerte er sich nun und begab sich zu ihr. Doch schämte er sich so sehr, daß er ihr den wahren Grund, warum er kam, nicht gestehen konnte, und blieb als Diener bei ihr.

Er erledigte zuverlässig und sorgfältig wie ein wirklicher Diener seine kleinen Verrichtungen, aber die Alte sagte nach einigen Tagen zu ihm: „Natürlich bist du in mein Haus gekommen und hältst dich hier auf, weil du einen Wunsch im Herzen hast, den du dich fürchtest zu nennen. Diener kann ich genug haben, aber einen so schönen jungen Menschen nicht oft, dem zu helfen ich brenne. Sprich offen!"

Der Jüngling wandte sein Gesicht zur Erde, weinte und erzählte seine Begegnung.

„Wie? Das war der Garten und die Tochter des Sultans!" sagte die Alte.

Der Jüngling warf sich unter Tränen zu ihren Füßen.

„Was ist denn dabei?" sagte die Alte, „ich dachte, du würdest einen Goldschatz oder einen Zaubersack mit Diamanten von mir fordern. Zwei junge Menschen zusammenbringen: was leichter? Da Gott immer mithilft."

Sie nahm einen kleinen Talisman aus einer Schublade, steckte ihn dem Jüngling in den Mund. Sofort war er in ein schönes Mädchen verwandelt. Sie selbst nahm die Gestalt eines älteren Priesters an, ging mit dem Mädchen zum Sultan.

„Herr," sagte sie, „dies ist meine Schwiegertochter. Mein Sohn selbst ist seit Tagen aus dem Hause verschwunden. Ich muß ihn suchen gehn, weiß aber nicht, wohin so lange mit dieser hier, da sie mir, wenn ich sie mitnähme, nur wie ein Eisen an den Füßen hängen würde. Erlaube mir, daß ich sie bis zu meiner Rückkehr zu den Frauen deines Hofes bringe, sie kann sich durch allerlei kleine Dienste nützlich machen."

Der Sultan dachte, daß er es mit einem seiner eigenen Priester zu tun hätte, und sagte gern zu. Er nahm die junge Frau bei der Hand, führte sie selbst zu seiner Tochter und sagte: „Nimm dich ihrer an."

So war Galatnuma mit seiner Geliebten im selben Zimmer vereinigt. Wenn auch sein Körper weiblich geworden, so war doch sein Gefühl männlich geblieben. Die Sultanstochter aber erkannte ihn nicht, obwohl er sein eigenes Gesicht behalten hatte, sie spürte nicht einmal eine unbestimmte Regung vom Blut aus, wie es bei einer Jungfrau einem Jüngling gegenüber hätte sein müssen. Nur empfand sie ein solches Behagen bei der Gegenwart der jungen Frau, daß sie sich bald nicht mehr von ihr trennen mochte. Alle anderen Dienerinnen wurden wild vor Eifersucht.

Da wurde Galatnuma krank, magerte ab, mußte zu Bett gehen. Was der Arzt nicht merkte, bekam die Tochter sogleich heraus: „Du bist so gesund wie ich," sagte sie, „deine Seele ist beschwert, darum siechst du dahin. Sag, was ist es? Ich bin doch Tochter eines Sultans, ich vermag vielleicht zu helfen."

Galatnuma erzählte, als ob es sich um ein fremdes Erlebnis handele, jene Begegnung im Garten. „Kannst du dich an jenen Jüngling erinnern? Würdest du ihn kennen, wenn du ihn noch einmal sähest?"

„Tag und Nacht bete ich mit den Augen der Seele das Bild dieses Jünglings an! Wie könnte ich ihn vergessen! Nie habe ich einen schöneren gesehen!" sagte die Tochter.

Galatnuma nahm schnell den Talisman aus dem Mund, war im gleichen Augenblick, so schnell, daß das Auge der Verwandlung nicht folgen konnte, wieder er selbst geworden. Kaum sah sie jetzt sein Gesicht an, überflog seine Gestalt, da warf sie sich auch schon an seine Brust. Er erzählte, sie war außer sich vor Glück über die Klugheit der Alten.

Viele Wochen lebten sie nun im Schloß zusammen. Galatnuma war die Schwiegertochter

jenes Brahmanen, wenn andere Menschen anwesend, und war Galatnuma, wenn er und die Tochter allein im Zimmer waren.

Aber es gibt kein Glück, auf das nicht bald der Schatten einer Wolke fiele. Der Sohn des Sultans suchte einmal seine Schwester auf, sah bei dieser Gelegenheit die schöne Dienerin. Von diesem Tag an trug er die Wunde im Herzen, die ihm die Kraft aus den Gliedern, die Farbe aus dem Gesicht fraß. Stumm, mit übergroßen Augen, allem Lebendigen, selbst der Sonne ausweichend, schlich er durch die Räume des Schlosses.

Der Sultan wurde von vielen auf diese Veränderung aufmerksam gemacht. Er hatte sie selbst längst wahrgenommen und ließ den Sohn kommen. Er legte ihm väterlich die Hände aufs Haar, sah ihm in die Augen, fragte: „Was ist dir?"

Der Sohn faßte Vertrauen, gestand, sagte: „Wenn du mir sie nicht zur Frau gibst, so scheide ich aus diesem Leben, das für mich keinen Sinn mehr hat."

Der Sultan erschrak. Er tröstete den Sohn, bat ihn noch um ein wenig Geduld. Dann überlegte er bei sich selbst: „Wie soll hier eine Lösung kommen? Gebe ich sie ihm, handle ich veräte-

risch und wortbrüchig gegen den Priester, der mir vertraute. Gebe ich sie ihm nicht, verliere ich ihn. Wenigstens will ich diese junge Frau einmal fragen."

Er ging sogleich selbst hin, ließ die Tochter aus dem Zimmer gehen, blieb allein mit Galatnuma, brachte die Sache vor ihn. Galatnuma sank fast zu Boden vor Schreck: er erkannte den Neid des Schicksals. Diese wenigen Wochen Seligkeit waren schon zuviel für einen Sterblichen! Er überlegte einige Zeit, sagte dann: „Herr, was du mit mir tust, steht bei dir. Ich muß gehorchen. Aber wie, wenn mein Schwiegervater meinen Gatten findet und mit ihm zurückkehrt? Darf ich vor dem Gesetz zwei Männer haben? Erst muß doch entschieden sein, ob mein Gatte lebt!"

Der Sultan erkannte diese Überlegung an, ging zu seinem Sohn zurück, aber dieser nahm im Wahnsinn gleich ein Messer zur Hand, um es sich ins Herz zu stoßen. Da gewann die väterliche Liebe die Überhand vor allen Bedenken. Er kam wieder zu dem Mädchen, sagte heftig: „Mein Sohn wird mir wahnsinnig. Er ist daran, sich ein Leid zu tun, ja, ich weiß nicht, ob er nicht in diesem Augenblick, da ich von ihm bin, nicht schon sein Leben abgeworfen hat. Dein Gatte kann

leben oder tot sein, wir wissen es nicht, niemand weiß es. Wie käme er, wenn er lebte, dazu, so lange fortzubleiben? Jedenfalls ist weit eher die Annahme berechtigt, daß er tot ist. Wir richten die Hochzeit! Kommt dein Schwiegervater zurück, und hat er sogar den Sohn bei sich, so sagen wir, wir mußten so handeln. Not kennt kein Gebot, ob dein Sohn lebte, war ungewiß, daß meiner ums Leben kam, war sicher. Kurz und gut, genug gesprochen. Schließlich bin ich Sultan und kein gewöhnlicher Mensch. Ich will, und es geschieht."

Wie sollte Galatnuma sich länger wehren? Er sagte zu. Das einzige, was er erreichte, war, daß ihm drei Tage Frist zugestanden wurden. Er gestand in der Nacht alles seiner Freundin. „Hier gibt es nur noch Flucht", sagte sie, und ohne Aufenthalt verließen sie in derselben Stunde den Palast, aus dem Fenster auf die Dächer steigend. Sie eilten auf dem kürzesten Wege zu jener Alten.

„Nimm den Talisman aus dem Mund, Galatnuma", sagte diese, „und stecke ihn deiner Freundin in den Mund. So bist du und sie Mann. Des Nachts mag sie dann Frau sein, soviel ihr wollt. Dazu habt ihr ja meinen Rat nicht nötig."

Als zwei Jünglinge verließen die beiden das

Haus der Alten, als zwei Jünglinge lebten sie in der Stadt. Es war für sie nicht Stadt mehr, war Paradies.

Der Sultan unterdessen ließ Stadt und Land und ferne Länder absuchen. „Ich habe das Vertrauen des Priesters mißbraucht," rief er klagend in der Moschee, „dafür trifft mich dies Unglück!"

Galatnuma und seine Freundin lebten so sorglos, Kindern im Himmel gleich, daß sie nach einiger Zeit ohne Geld waren. Sie gingen zur Alten, um Rat zu holen. „Statt Rat könnt ihr Geld haben, mehr als genug, es kommt mir gar nicht darauf an," sagte die Alte, „aber erst muß ich doch einmal den Sultan aufsuchen." Dann verwandelte sie sich wieder in den Priester, machte auch Galatnuma zu einem solchen, ging mit ihm aufs Schloß. „Herr," sagte sie dort, „Dank, daß du mir die Schwiegertochter gut verwahrt hast! Hier habe ich auch meinen Sohn zurück. Ruf nun die Tochter, daß sie mit uns kommt."

Selten in seinem Leben war es dem Sultan so schwer geworden, Worte zu finden. „Deine Schwiegertochter, Priester, ist mit meiner Tochter in einer Nacht verschwunden. Ich habe suchen lassen nach ihnen, bis in die fernsten Länder. Ich werde nicht aufhören zu suchen, aber ob wir sie

beide wiederfinden, steht bei Gott. Fast habe ich die Hoffnung aufgegeben."

Die Alte zerriß bei diesen Worten des Sultans Kragen und Gurt, warf die Priestermütze zur Erde, raufte ihr Haar mit beiden Händen, schrie: „Ich hatte an die Zuverlässigkeit des Sultans geglaubt! Woran in der Welt soll man noch glauben, wenn das nicht mehr Stich hält? Ich habe dir meine Tochter gegeben, gib sie mir zurück! Was heißt das: sie ist verschwunden? Kann ein Mensch verschwinden wie ein Staubkorn oder eine Maus im Felde? Bekomme ich das Mädchen nicht zurück, nehme ich mir das Leben!"

Der Sultan bot dem Priester zehntausend Goldstücke, flehte um Verzeihung. Die Alte beruhigte sich endlich, nahm das Geld, ging mit dem Sohn. In ihrer Wohnung übergab sie das Geld den Liebenden. „Gebt aus, gebt aus!" sagte sie, „wenn ihr fertig damit seid, kommt wieder, ich werde euch neues geben."



Die Prinzessin von Griechenland

Ein mächtiger Mann war der Wesir des Kaisers Fagfur von China. Er war der einzige, der zu jeder Stunde ohne Anmeldung das innerste Zimmer des Kaisers betreten durfte. Eines Nachmittags, als er in einer eiligen Angelegenheit die Tür dieses Zimmer öffnete, fand er den Kaiser auf seinem Diwan eingeschlafen. Der Kaiser schrak auf beim Geräusch der Tür, sah sich den Eintretenden nicht lange an, sondern griff in entsetzlichem Zorn nach seinem Schwert, stürzte sich auf den Wesir und wollte ihn töten. Mit Mühe vermochten zwei anwesende Diener den Rasenden aufzuhalten, indem sie sich vor ihm niederwarfen und seine Füße umklammerten.

Allmählich kehrte dann der Kaiser zur Besinnung zurück, und der Wesir fragte ihn nach der Ursache jenes merkwürdigen Zornausbruches, wie er nie bisher bei ihm wahrgenommen. Der Kaiser sagte, immer noch schwer zu Worten kommend: „Wesir, mein Freund, ich hatte einen Traum

und sah ein Mädchen von einer Schönheit — Worte nützen hier nichts. Du hörst, wie schwer ich noch atme. Mein ganzes Dasein wird von nun an darin bestehen, mich an dieses Bild unbeschreiblichen Reizes zu erinnern. Mitten in diesem Traum störtest du mich."

Der Wesir empfand tiefes Mitleid mit seinem Herrn, der dem ganzen Anschein nach von einer unheilbaren Krankheit der Seele ergriffen war. Da er nun der weiseste aller Menschen war, die damals lebten, sann er nach, wie hier zu helfen sei. Er war aber nicht nur ein weiser Mann, sondern ein ebenso ruhmreicher Maler, seine Kunst war so unerhört, daß Tiere oder Menschen, die er malte, aus der Leinwand stiegen und lebten. Er bat den liebeskranken Kaiser, noch einmal jene Traumgestalt mit allen Einzelheiten zu schildern, auch den Palast und den Garten, die mit dem Mädchen im Traum sichtbar gewesen waren. Nach dieser Schilderung stellte er, in Zurückgezogenheit ringend, ein Bild her, das Palast, Garten und Mädchen groß und in allen Farben zeigte.

Vor der Stadt war eine Herberge, wo die Karawanen aus aller Herren Ländern zu halten pflegten und tausende Leute aller Art und aller

Sprachen zusammenkamen. Der Wesir stellte das Bild hier auf und saß unerkannt in der Nähe, um jeden zu fragen, ob er den Ort und das Mädchen, die auf dem Bild dargestellt waren, kenne. Wenn er notwendig in sein Amt mußte, gab er Auftrag, daß andere für ihn fragten und beobachteten.

Eines Tages ließ sich ein Pilger, der seiner Kleidung nach sehr weit herkam, vor der Herberge nieder. Seine Augen fielen auch auf das Bild. Er betrachtete es immer genauer, trat davor hin, die Augen mit der Hand schützend, um alle störende Strahlung davon fernzuhalten, und ließ ein großes Erstaunen auf seinem Gesicht erkennen. Dem Wesir blieb das Herz stehen vor Freudenschreck, aber er ließ sich nichts merken und fragte anscheinend gleichgültig, ob ihm dieser Ort und dieses Mädchen bekannt seien.

„Ja," antwortete der Pilger, „das ist ja die Tochter des Kaisers von Griechenland!"

Der Wesir ließ ihm ein Mahl auftischen und fragte, ob er ihm etwas Näheres von der Prinzessin erzählen könne.

„Diese Prinzessin von Griechenland", antwortete der Pilger, „ist mit Recht berühmt ihrer geradezu überirdischen Schönheit wegen — wie

ja auch das Bild zeigt. Aber ebenso bekannt ist eine Eigenschaft ihrer Seele, die ihrem Vater und dem ganzen Lande vielen Kummer bereitet: nämlich ihr Widerwille gegen die Ehe."

„Gibt es eine Erklärung für diesen Widerwillen, der doch zumal bei einer Frau selten und gegen die Natur ist?" fragte der Wesir.

„Ja," sagte der Pilger, „dieser Widerwille hat eine ganz bestimmte Ursache. Eines Tages bemerkte nämlich die Prinzessin im Gebüsch ihres Gartens ein Pfauenpaar mit eben ausgebrüteten Jungen. Die Prinzessin beobachtete mit großer Teilnahme das liebevolle Treiben der Alten und das spaßhafte und rührende Benehmen der Jungen. Eine Stunde später gerät dieses Gebüsch in Brand, durch irgendeinen fortgeworfenen Feuerrest. Die Prinzessin erschrickt, als sie davon hört, und eilt zu jener Stelle hin, wo die Pfauenfamilie ihr Lager hat. Siehe, da flieht eben der Hahn, kaum, daß die Flamme sich nähert. Die Mutter aber bleibt bei den Jungen und verbrennt mit ihnen. Die Treulosigkeit des Männchens und die edle Aufopferung des Weibchens überzeugten nun die Prinzessin so sehr von der Untreue des ganzen männlichen Geschlechts, daß sie durch keine Vorstellung von ihrem Glauben

abzubringen ist. Kein Mann darf in ihrer Gegenwart auch nur erwähnt werden. Es ist gar nicht daran zu denken, daß sie jemals zu einer Heirat sich bereitfände."

Der Wesir war außer sich vor Freude über diese Nachrichten, eilte sofort zum Kaiser, erzählte alles. Der Kaiser begann zu weinen, sagte: „Ich verstehe nicht, daß du so entzückt sein kannst. Schlimmer konnte es doch nicht kommen als so."

„Die Hauptsache ist, daß wir sie gefunden haben," sagte der Wesir, „konnte es aber sein, daß du von so plötzlicher Liebe zu ihr ergriffen wurdest, so kann es auch sein, daß sie ebenso plötzlich dich aus der Ferne liebt."

Er bat um Urlaub, um in dieser Angelegenheit eine Reise nach Griechenland machen zu dürfen. Seufzend gestattete der Sultan das: „Nun verliere ich auch dich, bin ganz allein. Hoffnung habe ich ja doch keine!"

Der Wesir aber legte die schlichte Kleidung eines Wandersmanns an und begab sich in Begleitung jenes Pilgers auf den Weg. Nach unzähligen Mühen, Abenteuern, Gefahren erreichten sie Griechenland und die Hauptstadt Konstantinopel.

Sie ruhten nur einige Stunden, dann, in aller

Frühe, mußte der Pilger den Wesir umherführen und ihm auch die kaiserlichen Gärten zeigen. Der Wesir erkannte, daß er hier genau den Palast und den Gartenplatz vor sich hatte, die der Kaiser geträumt hatte. Das bestärkte ihn im Glauben, daß auch die geträumte Mädchengestalt wirklich die Prinzessin von Griechenland sei.

Wesir und Pilger nahmen nun beide in einer Karawanserei Wohnung. Der Wesir begann zu malen, Ansichten der Stadt, der Schiffe, der Moscheen, der Paläste. Sein Ruf wurde schnell groß. Täglich und bald stündlich kamen Beschauer und Käufer. Auch der Kaiser und seine Tochter, die die Kunst über alles liebte, hörten von dem fabelhaften Maler aus China. Die Prinzessin ließ sich Bilder von ihm bringen, war entzückt, ja, in einen wahren Rausch geriet sie über die Feinheit dieser Farben. „So etwas kann nur aus China kommen!" rief sie, „welch erbärmliche Schlucker sind unsere Maler dagegen!" Sie bat ihren Vater, den Maler kommen zu lassen, damit er die Wände ihrer Zimmer bemale.

Auf diese Weise kam der Wesir in den Palast. Die Räume wurden ihm gezeigt und der Auftrag gegeben. Seine ganze Kunst wendete nun der Wesir an, um in Wahrheit etwas Wunderbares

aus den Räumen zu machen. Jeder, der kam, um den Fortschritt seiner Tätigkeit zu sehen, war des Staunens voll. Zum Schluß aber malte der Wesir auf die Tür jenes Zimmers, in dem die Prinzessin den Tag über am liebsten sich aufhielt und auch des Nachts schlief, mit der leidenschaftlichsten Kraft seiner Seele einen Garten mit Rosen, Springbrunnen, Fruchtbäumen. In der Mitte stand ein goldener Kiosk, so strahlend, daß er blendete, und in der Mitte dieses Kioskes saß auf herrlichem Stuhl der Kaiser Fagfur mit seinem jünglinghaften Gesicht voll anmutiger Reinheit. Die Wände neben dieser Tür aber malte der Wesir zu einem Gartenweg aus, der durch die berückendste Umgebung führte: man konnte sich in die Gefilde der Seligen versetzt denken. Ein Bach lief dort, das Wasser so durchscheinend klar gemalt wie das Wasser des Paradiesbrunnens Selsebil. Im Wasser sah man eine mit den Jungen ertrunkene männliche Antilope, gegenüber auf der Uferflur weidete in unbekümmerter Ruhe das Weibchen.

Endlich war die Arbeit des Künstlers zu Ende gekommen, die Polster und Teppiche wieder in die Zimmer gebracht, und die Prinzessin, die diesen Tag kaum hatte erwarten können, trat vor allen

anderen als erste ein. Von Zimmer zu Zimmer gehend, fühlte sie die Freude ihres Herzens so sehr aufsteigen, daß der Schlag ihres Pulses kaum nachkam. Sie umfaßte alles mit Augen, die das Wunder der Farben widerzustrahlen schienen, bis sie sich endlich vor jener Tür sah. Hatte bisher der Jubelruf ihrer Stimme die Zimmer gefüllt, so hatte sie nun plötzlich die Sprache verloren. Ja, ihrem Körper schien die Fähigkeit genommen, sich zu bewegen.

Als sie, wie aus einer Betäubung, wieder zu sich kam, fragte sie den Wesir, was das für ein Garten sei, was für eine Gestalt auf dem Thron da sitze, und was es für eine Bewandtnis mit der Antilopenfamilie habe.

„Dies", antwortete der Wesir, während das Blut sein Gesicht verließ, „ist der Garten des Kaisers Fagfur von China. Die Figur auf dem Thron ist nicht, wie man glauben könnte, eine überweltliche Erscheinung, sondern er selbst. Darum aber ist er so einsam dargestellt, weil er wegen eines seltsamen Erlebnisses, das er in seinem Garten gehabt, das weibliche Geschlecht im höchsten Maße verabscheut."

„Was ist das für ein Erlebnis?" fragte die Prinzessin.

„Der Kaiser saß wie oft in diesem Kiosk, um sich an der Aussicht in diese Fluren zu entzücken. Da sieht er ein Antilopenpaar mit Jungen dem Bach sich nähern und trinken. Ein plötzliches Sturzwasser aber reißt die Jungen fort. Sie scheinen verloren, aber das Männchen wirft sich aus Liebe zu den Jungen ihnen nach. Doch die Kraft der Stömung ist zu groß, er ertrinkt mit den Jungen. Das Weibchen aber kümmerte sich um den Vorgang gar nicht, floh nur aus der Nähe des Baches und weidete in sicherer Entfernung ruhig weiter. Aus diesem Begebnis schloß der Kaiser, daß Untreue die Haupteigenschaft des weiblichen Geschlechts sei, und aus diesem Grunde stammt sein Widerwille gegen Umgang mit Frauen."

Als die Prinzessin diese Erzählung hörte, versank sie in tiefe Nachdenklichkeit. „Also gibt es Untreue ebenso beim weiblichen wie beim männlichen Geschlecht!" sagte sie halblaut.

Der Wesir hörte es, freute sich, als er merkte, daß eine Umwandlung in der Seele des Mädchens begann, und sagte in demütiger Bescheidenheit: „Treue und Untreue sind über die ganze Erde und über alle Geschöpfe verteilt. Man muß nur prüfen, wenn man Treue erkennen will. Das aber

scheint sicher, daß die, die von der Untreue sich abgestoßen fühlen, das Gefühl für Treue am innigsten in sich tragen."

Der Wesir hatte durch seine Kunst ohnehin das Herz der Prinzessin gewonnen. Seine Worte trugen noch mehr dazu bei, daß sie ihm ihr Vertrauen ganz schenkte. „Dieser Kaiser Fagfur", sagte sie leise, „zieht mich seltsam an. Ich habe fast das Gefühl, daß er vom Himmel mir aufgespart sei und ich ihm. Ich kann die Augen kaum von seinem Gesicht lostrennen. Halt mich, meine Knie werden schwach, so sehr bestürzt mich ein Vorglück. Ja, einen solchen Mann wünsche ich mir, und sicher würde er auch gegen mich keine Abneigung empfinden."

Sie überlegte noch eine Nacht, ging dann am Morgen zu ihrem Vater und bat ihn, sie dem Kaiser Fagfur von China zu vermählen.

Der Vater hörte das mit Freuden. Er setzte sich sogleich hin und schrieb einen Brief an den Kaiser von China, den ein Bote sofort hinbringen mußte.

Der Wesir aber legte wieder sein Pilgerkleid an und kehrte mit dem Boten nach Hause zurück. Er erzählte seinem Herrn alles, was sich ereignet hatte, so daß er schon Bescheid wußte, als der

Bote des Kaisers von Griechenland vor seinen Thron geführt wurde. Er stellte sich anfangs abgeneigt, sagte: „Ich habe solchen Wünschen ein für allemal entsagt." Dann aber, kaum noch imstande, das Überglück seines Herzens zu verbergen, sagte er: „Um dem Kaiser von Griechenland zu Gefallen zu sein, gut!" In diesem selben Sinne faßte er sein Antwortschreiben ab.

Als die Prinzessin nach einiger Zeit inmitten eines großen Festgeleites eintraf, fand sie den Kaiser von China sehr schnell und völlig umgewandelt. Sie lernte auch den Wesir kennen, der ihr fast übermäßig geehrt an diesem Hofe vorkam. Der Blick aus seinen Augen dünkte sie merkwürdig bekannt.

Sawitri



Im Lande Madras war ein König, der vergebens darauf wartete, daß ihm ein Sohn geboren wurde. Er betete und tat fromme Werke, bis die Göttin Sawitri Mitleid mit ihm bekam und ihm wenigstens ein Mädchen versprach.

Das Mädchen kam auch, als die Zeit da war, zur Welt, hatte Augen wie Lotosblumen und erhielt, der Göttin zu Ehren, den Namen Sawitri. Wie wuchs sie heran, unter den Bäumen des Gartens, so anmutig, als ob sie eine Tochter der Göttin selbst sei. Aber da alle voll Ehrfurcht sie ansahen, wagte kein Mann, sich ihr mit irdischem Wunsch zu nähern, und so wartete der König vergebens darauf, ihr das Hochzeitskleid anzuziehen. Endlich sagte er: „Da keiner kommt, dich zu begehren, so geh in die heiligen Wälder, wo die frommen Büßer leben, und such dir selbst einen Gatten." Sawitri setzte sich auf einen goldenen Wagen und fuhr in den Wald hinein.

Schon ging der Sommer zu Ende, da saß der König von Madras einmal mit seinem Gast, dem heiligen Seher Narada, im Gespräch. Da klangen die Räder eines Wagens, und Sawitri kehrte zurück. Sie berührte ehrfürchtig mit der Stirn die Füße des Vaters und die Füße Naradas. „Warum ist deine Tochter noch ohne Gatten?" fragte Narada. „Um einen Gatten zu suchen, hatte ich sie in den Wald geschickt", sagte der König und fragte: „Sawitri, erzähle! Hast du gefunden, was du suchtest?" Sawitri senkte den Kopf und sagte: „Höre, Vater! Fern von hier war ein König Dyumatsena. Der wurde blind. Sein Sohn war noch klein. So haben Feinde ihm sein Reich genommen. Mit Frau und Kind ist er in den heiligen Wald geflüchtet. Da fand ich ihn und seinen Sohn, Satyawan geheißen. Satyawan habe ich zu meinem Gatten gewählt."

Voller Freude war da der Vater, die Hände zitterten ihm. Aber Narada zeigte ein Gesicht voll tiefer Trauer und sagte: „O weh, in welch ein Unglück ist Sawitri unwissend geraten!" „Wie?" fragte der König erschreckt, „hat man ihr nicht die Wahrheit berichtet mit den Umständen der Familie?" „Doch, ein jedes Wort ist wahr. Ein edler Vater, eine edle Mutter." „Und der Sohn?

Ist an dem Sohne etwas auszusetzen?" „Nichts. Ein edler Sohn, der edelste aller Söhne. Gesund, schön, kühn, ritterlich, fromm, klug." „Gelobt sei der Himmel!" „Geklagt sei's dem Himmel. Ein Fehler ist an dem Sohn. Da kommen alle Vorzüge nicht gegen auf. Ein Fehler, durch nichts gutzumachen. Höre, König, welch ein Geheimnis vom Himmel mir offenbart ist: Über ein Jahr muß Satyawan sterben." Der Konig saß lange wortlos. Er war ganz erschüttert, sein Stuhl schwankte unter ihm. Leise sagte er zu Sawitri: „Tochter, wähle einen anderen." Aber Sawitri hob die Stirn und sagte: „Nur einmal wähle ich. Ich habe diesen gewählt. Er lebe lang oder kurz: mein Herz ist gegeben." „Weh, du Arme!" rief Narada, „aber wie bist du zu loben, wie bist du zu lieben!" „Nimm, den du nehmen mußt, arme, glückliche Tochter", sagte der König und küßte weinend ihr Haar.

Vater und Sawitri gingen nach Dyumatsenas Waldhütte. „Ich bin arm, vertrieben aus meinem Reich. Wie könnte mein Sohn begehrenswert sein für deine Tochter?" „Sie hat gewählt", sagte der Vater, und die Hochzeit wurde gerüstet.

Als der Vater aus dem Walde nach Hause zurückgekehrt war, legte Sawitri ihr goldenes

Kleid ab und bedeckte sich mit einem Gewand aus Baumrinde. Friedlich lebte sie mit den Friedlichen im Walde. Die Schwiegereltern und der Gatte gewannen sie von Tag zu Tag lieber, keinen weiten Weg durfte sie tun, jeder Stein wurde ihr vor den Füßen fortgeräumt. Sawitri lächelte wohl und ging singend Hand in Hand mit dem Gatten durch den Wald. Aber keine Minute vergaß sie das Wort Naradas. Nachts, im Mondschein, wenn Satyawan schlief, saß sie neben ihm auf und betrachtete weinend sein Gesicht.

Wie geschah es, daß das Jahr so schnell herumgegangen war? Sie war ja nur einige Male mit dem Gatten durch den Wald gegangen, sie hatte ja nur wenige Male mit ihm unter einem Baum gesessen? In vier Tagen war das Jahr um. In vier Tagen mußte Satyawan, ohne es zu ahnen, sterben. Da dachte Sawitri den Himmel zu rühren und tat ein Gelübde, vier Tage und vier Nächte auf einem Fleck stehenzubleiben. Sie stellte sich auf, unter einen Baum, so nahe, daß sie im Schatten stand, aber so weit, daß sie sich nie an den Stamm anlehnen konnte. Die Arme am Leib herunterhängend, stand sie da und sah geradeaus in den Wald. Die Schwiegereltern kamen herbeigelaufen. „Warum stehst du da?“ „Fragt nicht,

ich habe ein Gelübde getan." „Wie lange willst du da stehen?" „Vier Tage und vier Nächte!" „Nicht möglich! Das kann ein Mensch nicht. Das Gelübde ist zu schwer." Sawitri antwortete nicht und stand und sah geradeaus. Sie stand unbeweglich, als sei sie zu Holz geworden. Nur der Wind spielte ein wenig mit ihren Haaren. Die Nacht kam. Sie verschob ihr Gewicht nicht einmal von einem Fuß auf den andern. Unbeweglich stand sie da. Nicht einmal die Augen schloß sie, obwohl es Nacht war. Am Morgen hatte der Wind ihr Haar gelöst, es hing zerrissen und in Strähnen um sie herunter. Der Wind schien sich zu erzürnen und rüttelte an ihr. Sie stand unbeweglich, ohne auch nur einmal die Augen zu schließen, ohne auch nur einmal die Augen von dem Punkt wegzulenken, auf den sie sie gerichtet hatte. Der Sturm riß ihr das Kleid von den Hüften. Sie bewegte auch nicht um ein geringes die Hand, um das Kleid zu halten, und stand vor allen, die vorbeigingen, nackt da.

Die vier Tage und vier Nächte waren um. Die Schwiegereltern kamen herbei. „Du hast dein Gelübde gehalten. Nun komm und iß." Sawitri sagte, ganz weiß im Gesicht: „Wenn der Wunsch, um den ich das Gelübde getan, erfüllt ist, esse ich.

Sonst nie wieder." Währenddem nahm Satyawan die Axt auf die Schulter und wollte tief in den Wald gehn. „Geh nicht allein," sagte Sawitri, „nimm mich mit dir." Er sagte: „Nie bist du so tief in den Wald mitgegangen wie dahin, wo mein Arbeitsplatz ist. Mühsam ist der Weg. Wie willst du mitgehn können in deiner Schwäche, ohne Schlaf, ohne Nahrung, immer auf den Füßen seit vier Tagen?" Sawitri sagte: „Ich bin nicht müde, ich bin nicht hungrig. Es ist mein Entschluß, mitzugehn. Also hindere mich nicht." „Wenn es dein Entschluß ist, will ich dich nicht hindern. Aber frage erst die Eltern, damit die Leute mir keine Schuld geben." Sawitri ging zu den Eltern und sagte: „Mein Mann geht in den Wald, um Früchte zu holen. Ich kann es nicht ertragen, heute ohne ihn zu sein. Ein Jahr lang bin ich nun immer hier beim Hause geblieben. Nun habe ich so großes Verlangen, den Wald blühen zu sehen." Dyumatsena hörte in ihre Stimme hinein und hörte den Glanz darin. Er sagte: „Tu, was dein Herz beschlossen hat: geh mit! Aber du, Satyawan, gib recht acht auf die Geliebte." Da gingen Sawitri und Satyawan fort. Sawitri schien zu lachen. Aber in ihrem Herzen stürmte es vor Furcht.

Ganz verzaubert war der Wald. Alles Holz blühte. Die Pfauen schienen Blumen, die von ihrem Platz sich gelöst hatten. Lange gingen sie. Weite Bogen zog der Pfad, wenn das Schlinggewächs zu dicht war. Satyawan stützte Sawitri. Endlich kamen sie an einen Platz, wo er begann, Früchte zu sammeln, während Sawitri im Gras saß. Da brach ihm Schweiß aus. In seiner Stirn stach ein plötzlicher Schmerz. Er ging zu Sawitri und sagte: „Mein ganzer Leib, Sawitri, scheint zu brennen. In meinem Kopf sticht es mich wie mit Messern. Ich habe nicht mehr Kraft zu stehen. Ich muß mich legen und ein wenig schlafen." Sawitri zog seinen Kopf in ihren Schoß. Während er die Augen schloß, drohte ihr Herz in Stücke zu springen, denn sie wußte allein, daß der Tag des Schicksals gekommen war.

Im selben Augenblick sah sie eine Gestalt in rotem Gewand, mit einer Krone auf, mit roten Augen, übermenschlich groß, blendend wie die Sonne, mit einem Strick in der Hand. Die Erscheinung stellte sich neben Satyawan und sah auf ihn nieder. Sawitri legte schnell und behutsam das Haupt ihres Gatten an die Erde, sprang auf, faltete die Hände zusammen und sagte: „Du bist kein Mensch. Du bist vom Himmel. Sag, wer

du bist, was du willst.“ Die Gestalt öffnete den Mund und sagte: „Sawitri, weil du so treu deinem Gatten bist, antworte ich dir. Yama bin ich, der Fürst des Todes. Gebunden mitführen muß ich deinen Gatten.“ Sawitri sagte: „Sonst sendest du doch deine Boten, erzählt man. Warum kommst du heute selbst?“ „Dieser ist so schön und adlig, daß ihn kein Diener anrühren darf. Darum bin ich selbst gekommen.“ Darauf zog er mit Gewalt aus Satyawans Körper die Seele, band sie und nahm sie mit sich nach Süden hin. Der Körper blieb liegen, ohne Glanz, häßlich anzusehen. Sawitri aber, obwohl ihr die Knie fast brachen, ging hinterher. Yama wandte den Kopf und sagte: „Bleib zurück, Sawitri. Richte ihm das Begräbnis.“ Sawitri aber sprach: „Wohin mein Gatte wird geführt, dahin muß auch ich gehn.“ „Es ist schön, deine Treue zu sehen. Aber bleib zurück.“ Sawitri aber ging immer hinterher. Yama wandte wieder den Kopf. „Sag einen Wunsch. Alles ist dir gewährt, nur dieses Leben nicht.“ Sawitri ging immer nach und sagte: „Dann wünsche ich, daß Satyawans Vater sehend wird.“ „Erfüllt!“ rief Yama, „nun geh zurück.“ Sawitri blieb dicht an seinen Fersen. „Sag einen zweiten Wunsch!“ rief Yama. „Gib Satyawans

Vater sein Reich zurück." „Erfüllt!" Sawitri immer hinterher. „Einen dritten Wunsch!" „Gib meinem Vater einen Sohn." „Erfüllt!" Sawitri machte nicht halt. „Einen vierten Wunsch!" „Gib mir einen Sohn." „Erfüllt!" Sawitris Füße bluteten. Die Zweige trafen sie, Blut und Schweiß liefen über ihr Gesicht. Sie brach in die Knie. Aber auf den Knien kroch sie dicht hinterher. Yama blieb stehen. „Wünsch jeden Wunsch!" Sawitri umschlang seine Füße: „Mach, daß Satyawan wieder lebt!" „Erfüllt!" rief Yama, band den Strick los und war im Walde verschwunden.

Keuchend, hundertmal niederstürzend, hundertmal sich aufrichtend, kehrte Sawitri dahin zurück, wo der Leichnam lag. Sie warf sich an die Erde und bettete sein Haupt wieder in ihren Schoß. Da kam Atem in seine Brust zurück, Farbe in sein Gesicht. Er schlug die Augen auf und sah fremd um sich. „Wie lange habe ich geschlafen? Warum hast du mich nicht geweckt? Wo ist der rote Mann, der mich fortgeschleppt hat?" Sawitri küßte ihn lang und sagte: „Morgen erzähle ich dir alles. Halte den Kopf in meinem Schoß! Sieh die schöne Nacht: die Sterne sind schon am Himmel." „Unheimlich ist die Nacht hier im Wald," sagte Satyawan, „laß uns schnell nach

Hause." „Wir werden den Weg nicht finden. Laß uns hier bleiben, Geliebter." „Mein Kopf schmerzt nicht mehr, ich fühle wieder Kraft in den Gliedern. Laß uns zu den Eltern, sie bangen sich um uns." Während er dies sprach, zeigten seine Augen noch den Schrecken vom Traumbild her. Als er an seine Eltern dachte, hob er in großem Schmerz die Arme hoch und begann laut zu weinen. Sawitri trocknete ihm die Tränen aus den Augen, stand auf, band sich das Haar und half auch ihm aufstehen. Sie hing den Korb mit den gesammelten Früchten an einen Zweig und nahm die Axt auf die Schulter. Auf ihre linke Schulter legte sie die Hand ihres Gatten, und mit dem rechten Arm umfaßte sie ihn. So tasteten sie sich durch die Finsternis nach Hause.

Dort hatte, zur selben Stunde, Dyumatsena plötzlich wieder Licht in seine Augen bekommen. Er sah Tisch, seine Hände, Haus und Bäume an und sah alles. Er rief seine Frau, die Nachbarn im Wald, zeigte ihnen alles, um sie zu überzeugen, wie gut er sah. Aber nun, in seinem Glück, konnte er nicht erwarten, daß der Sohn heimkomme. Wo blieb er so lange? „O Sohn, o treue Tochter! Wo seid ihr hingegangen? Es ist Nacht, und ihr kommt nicht!" Alle trösteten ihn. Da kamen, Hüfte

an Hüfte, Satyawan und Sawitri aus den dunklen Bäumen.

Ein Feuer wurde angezündet. Alle setzten sich im Kreis umher, Dyumatsena trank mit seinen Augen das Bild des Sohnes und der Tochter. „Erzählt, meine Kinder! Ich spüre, wir sind von Wundern umgeben." Da erzählte Sawitri, was zu erzählen war, und senkte dabei die Augen. Als der Morgen weiß durch die Äste sah, kamen Boten: „König Dyumatsena, dein Feind ist durch seine eigenen Soldaten erschlagen. Kehre zurück, dein Reich gehört wieder dir!" Sie brachen auf die Erde hin, so sehr waren sie gelaufen, und man mußte ihnen die Stirn netzen und das Herz reiben. „Alles trifft ein," sagte Sawitri, „was noch nicht erfüllt ist, wird erfüllt werden." Und sie ging mit ihrem Gatten in die Hütte.

Der Mensch, der Gott wurde

Zwei Jünglinge, ein Weber und ein Stellmacher, waren so gute Freunde, daß sie in derselben Werkstatt arbeiteten, im selben Zimmer schliefen und keine Stunde am Tag voneinander getrennt leben konnten.

Einst wurde in der Stadt, in der sie wohnten, ein großes Fest gefeiert. Die beiden Freunde schoben sich Arm in Arm durch das Gewühl der hunderttausend Menschen, die zu dem Fest herbeigeeilt waren. Ein Umzug fand statt, und alles stand auf den Zehen, kletterte auf Dächer und Bäume, um nichts von all dem Sehenswerten zu versäumen. Da ritt im Zug auf einem Elefanten auch eine Prinzessin. Ihr Kleid war nichts als ein goldener Schleier, so daß man das anmutige Ebenmaß ihres Leibes ungehindert erkennen konnte. Man sah die schmale Rundung der Hüften, die feste Schlankheit der Schenkel, die sanften Kugeln der Knie, die ein wenig schaukelnde Fülle

der Brüste. Aber man hätte nur das Gesicht zu sehen brauchen, um zu erkennen, daß dies das schönste Mädchen im Lande war. Zart und schwellend wie eine Lotosblume war dieses Gesicht. Man hätte es nicht mit dem Finger anzurühren gewagt, aus Furcht, es zu zerstören. Rot waren die Lippen, lieblich groß das Kinn, länglich die Augen, wie zwei Ranken die Brauen, wie der Halbmond die Stirn und das schwarze Haar darüber lockig wie ein Garten.

Kaum war die Prinzessin vorbei und ihr Anblick im Staub und in der Fülle der Baldachine, Schirme und Federbüsche verschwunden, da stürzte der Weber zu Boden, wie von einem plötzlichen Gift gefällt. Der Stellmacher trug ihn in die Kühle eines Hauses. Ärzte erschienen, vermochten aber nichts auszurichten: bleich, mit geschlossenen Augen, ohne Bewegung lag der Jüngling da. Erst als die Ärzte fort waren und der Stellmacher, bestürzt weinend, leise auf den Freund einredete und ihn wachrief, schlug er die Augen auf. „Was ist dir zugestoßen? Was fehlt dir?" fragte der Stellmacher. „Wenn du mein Freund bist," antwortete der Weber, „so erweise mir den höchsten Freundschaftsdienst und errichte mir den Scheiterhaufen. Denn ich will dieses Leben ver-

lassen. Habe ich dich je gekränkt, verzeihe mir. Es geschah nur aus Übermaß der Liebe." Der Stellmacher legte seine Wange an die Wange des Freundes, weinte mit ihm und sagte: „Erkläre mir doch, was dein Leid ist. Vielleicht kann ich dir helfen." Der Weber schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „wie wäre mir zu helfen? Mein Leid könnte nur vermehrt und die Befreiung durch den Tod höchstens verzögert werden." „Stirbst du, so sterbe ich mit dir, das ist mein Entschluß," sagte der Stellmacher, „aber sage mir vorher wenigstens den Grund deines Schmerzes." Da schloß der Weber die Augen und sagte leise: „So höre, mein Freund! Hast du im Zug die Prinzessin auf dem Elefanten gesehen? Beim ersten Blick auf sie schoß dieses Fieber in mich. Fühle, wie heiß meine Haut ist, und dennoch klappern mir die Zähne vor Frost. Diese Qual zu ertragen, vermag ich nicht." Der Stellmacher zog sein Gesicht zu einem beglückten Lachen breit: „Wenn es das ist, Freund, da ist vielleicht zu helfen." „Wie soll da zu helfen sein? Ihr Palast ist von Wächtern umstellt. Sie hat tausend Diener. Niemand hat Zutritt zu ihr als der Wind." Der Stellmacher schwieg einen Augenblick. Dann sagte er aufstehend: „Dein Wunsch ist schon erfüllt.

Noch heute nacht wirst du mit ihr vereinigt werden."

Er führte den Freund am Arm durch Nebengassen nach Haus. Hier machte er sich gleich an die Arbeit. Kaum versehen, hatte er aus Holz einen großen Adler verfertigt. Außerdem zwei Arme, eine Keule, eine Lotosblume und eine Krone. Der Vogel war durch die Ellenbogen zu bewegen. Als er fertig war, setzte er den Weber hinauf, gab ihm die Abzeichen mit, die die Abzeichen des Gottes Wischnu waren, und sagte: „So, mein geliebter Freund! Um Mitternacht ist die Prinzessin in ihrem Schlafzimmer, auf der höchsten Terrasse ihres Palastes. Bewege diesen Vogel mit den Ellenbogen, schwinge dich hoch und fliege an ihr Gemach. Wenn sie dich durch die Luft kommen hört und wenn sie die Abzeichen Wischnus an dir sieht, wird sie dich leicht für Wischnu selbst halten. Und einem Gott wird sie sich nicht verweigern."

Der Weber konnte es nicht erwarten, bis Mitternacht war. Kaum daß er auf dem Vogel saß, war er schon gesund. Er blieb auch gleich sitzen, versuchte, ob der Vogel im Zimmer sich hob. Um Mitternacht flog er durch das Fenster davon. Über alle Häuser und Paläste der Stadt flog er

und hatte eine solche Freude am Fliegen, daß er gleich zweimal flog. Dann aber ließ er sich vor dem Gemach der Prinzessin nieder.

Die Prinzessin hatte das Rauschen in der Luft gehört, sprang aus dem Bett und erschrak nicht wenig, als der große Vogel sich da niedersetzte und ein Mann abstieg, mit einem Diadem auf der Stirn. Der Weber ließ ihr aber nicht lange Zeit, sondern trat gleich zu ihr und sagte, obwohl ihm die Knie vor Schwäche zitterten: „Da bist du, Schöne! Um dich zu besuchen, habe ich den Himmel verlassen." Das Mädchen war ganz geblendet, sah das Diadem und die vier Arme, faltete fromm und ehrfürchtig die Hände und sagte: „Großer Gott! Wodurch bin ich wert, daß du unter allen Sterblichen mich aufsuchst?" „Durch deine Schönheit," sagte der Weber, „deine Schönheit macht dich heilig und gottgleich. Schenke mir deine Liebe!" Das Mädchen antwortete: „Wirb bei meinem Vater um mich. Er wird keinen Augenblick zögern, ja zu sagen. Wie stolz wird er sein!" Der Weber sagte: „Nein, meine Geliebte! Kein Mensch außer dir ist wert, mich zu sehen. Noch viel weniger, mit mir zu sprechen. Ich bin ein Gott. Gehöre mir an, ohne die Vorschriften der Menschen. Sonst verfluche ich dich, und du und

die Deinen und der ganze Palast wird zu Asche."
Damit führte er das Mädchen, die vor Glück und Scham am ganzen Leib zitterte, zu ihrem Lager und genoß ihre Liebe die ganze Nacht. Ehe es Tag wurde, flog er, von niemandem sonst gesehen, in die Luft und davon. Jede Nacht kam er so und ging er. Am Tag schlief er und sprach im Traum weiter mit der Geliebten. Der Stellmacher aber sah ihm manchmal ins Gesicht und wunderte sich, wie sein Freund schöner wurde mit jedem Tag und aufblühte einer Blume gleich.

Nach einiger Zeit aber fiel den Dienern der Prinzessin auf, daß ihre roten Lippen bluteten. Auch am Halse sah man die Spuren leidenschaftlicher Küsse. Und als die Diener das den Dienerinnen sagten und die Dienerinnen die Prinzessin badeten, sah man auch an ihren Brüsten, Hüften und Schenkeln die Zeichen verliebter Zähne. „Was ist das?" sprachen alle untereinander, „zweifellos sind das Spuren eines Mannes. Man sieht es ihr auch an den Augen an. Sie fällt ja auch bisweilen um vor Schwäche. Wie? Trotzdem wir sie so gut bewachen? Das müssen wir dem König anzeigen."

Der König wurde ganz weiß im Gesicht, als er das hörte. Er eilte zu seiner Gemahlin und

sagte: „Geh gleich zur Tochter und untersuche, was an dieser Sache ist." Die Königin rannte hin, sah die Tochter am ganzen Leibe an und rief: „Verworfene! Was treibst du in den Nächten? Wer ist der Mann, der zu dir kommt?" Da kniete die Prinzessin, verbarg den Kopf im Schoß der Mutter und gestand alles. Die Königin strahlte auf. Sie jauchzte vor Glück und lief gleich zum König. „Wischnu ist's, der jede Mitternacht zu unserer Tochter kommt! Wir Beglückten! Wir sind auserwählt unter allen Menschen!" Auch der König erglänzte über das ganze Gesicht. Aber er hielt noch zurück mit den Äußerungen seines Glücks. „Wir wollen", sagte er, „beide heute nacht am Fenster stehen, damit wir ihn schauen."

Um Mitternacht, als der König und die Königin versteckt hinter dem Fenster standen und mit klopfenden Herzen warteten, schwirrte der Vogel mit dem Weber heran. Sie sahen das Diadem, die vier Arme, die Keule und zweifelten nicht länger. Fast hätte der König zu tanzen begonnen. „Niemand auf Erden kommt uns mehr gleich," sagte er, „seit der heilige Gott selber unser Kind besucht. Jetzt muß ich mit seiner Hilfe der erste aller Könige werden. Die ganze Erde muß mir

untertan sein. Schon morgen früh rüste ich meine Heere, und in drei Tagen ziehe ich nach allen Seiten in den Krieg." So tat er auch. Aber die vielen Feinde trieben ihn überall zurück und schlossen ihn in einem Kreise von Waffen und Kriegselefanten ein. In seiner Not bat der König die Tochter: „Wenn heute nacht der Gott zu dir kommt, rede mit ihm und frage, wie lange er das noch ansehen will, daß Feinde seinen Schwiegervater so bedrängen?" Die Tochter sagte das dem Gott. Der Weber lachte: „Wenn das alles ist! Mit den paar Feinden werde ich schnell fertig sein. Wozu habe ich meine göttliche Keule?" Aber die Feinde kreisten den König immer enger ein. Sie zerstörten die Städte und Felder des Landes, schließlich blieb dem König nichts als eine letzte Festung, wohin er sich mit seinen kranken und halb verhungerten Soldaten zurückzog. Zum letztenmal befahl er der Tochter, den Gott um Hilfe anzuflehen, und gab ihr als Geschenk für ihn Gewänder, Speisen, Getränke, Blumen, Wohlgerüche mit. Der Weber dachte: „Nun ist es Zeit. Fällt die Festung, so ist auch mein Tod sicher. Also setzte er sich in der ersten Morgenfrühe auf seinen Adler und kreiste hoch in der Luft, wartend, bis sich die feindlichen Heere auf-

gestellt hatten. Dann, dachte er, werde ich mich hinunterstürzen, und gewiß werden sie aus lauter Furcht davonlaufen.

Während er kreiste, sah der wirkliche Gott Wischnu vom Himmel auf ihn herab. Er rief seinen Adler und sagte: „Schon seit Wochen sehe ich diesen Menschen da in meiner Gestalt und auf einem Vogel in deiner Gestalt. Bisher habe ich Geduld gehabt. Aber nun maßt er sich zuviel an. Was wollen wir tun?" „Großer Gott," sagte der Vogel, „es ist kein Zweifel, daß dieser Mensch bald von einem Pfeilschuß getroffen zur Erde fallen muß. Was ist es dann mit deinem Ruhm? Die Menschen werden sagen: Wir haben Wischnu und seinen Adler erlegt." „Wahr, sehr wahr," sagte der Gott, „dahin darf es nicht kommen. Was also tun?" „Da ist nichts anderes zu tun," antwortete der Adler, „als diesem schlauen Jüngling beizustehen. Fahre du in seinen Leib, ich fahre in den hölzernen Vogel, damit er die Feinde zu vernichten vermag. Gelingt ihm das, wächst ja nur unser eigener Ruhm."

Der Gott folgte dem Rat. Er fuhr in den Leib des Webers, der Adler in das Holz des Vogels, und als die Sonne aufging, waren alle feindlichen

Krieger von einer Glut, die vom Himmel kam, versengt.

Der König besaß nun ein unermeßliches Reich. Ungestört konnte sich nun der Weber an seiner schönen Geliebten erfreuen, und allnächtlich nahm er dazu die herrlichsten Geschenke in Empfang.

Der Mensch in der Zisterne

Ein Brahmane war so arm, daß er Frau und Kinder nicht mehr satt machen konnte. Um eine Abhilfe zu finden, machte er sich endlich auf einen weiten Weg. Als er hungrig und durstig durch einen Wald sich schleppte, kam er an eine Zisterne. Er bückte sich, um zu sehen, ob Wasser darin sei. Da erblickte er in der Tiefe einen Tiger, einen Affen, eine Schlange und einen Menschen. Die vier sahen nach oben und bemerkten ihn gleichfalls.

Der Tiger rief: „Edler Mensch, zieh mich heraus!" Der Brahmane erwiderte: „Wie werde ich ein Tier befreien, das sich sicher sofort auf mich stürzen wird?" „Ich schwöre dir: nein!" rief der Tiger, „du wirst im Gegenteil mich dankbar finden." Da hatte der Brahmane Mitleid, ließ einen langen Ast hinab und befreite den Tiger. Sofort aber rief der Affe: „Guter Mensch, zieh auch mich heraus!" Der Brahmane tat es. Da

rief schon die Schlange: „Kluger Brahmane, auch mich befreie!" Der Brahmane entsetzte sich und sagte: „Du bist das Sinnbild der Heimtücke, vor dir fürchte ich mich am meisten." „Es geschieht dir nichts", sagte die Schlange. Da zog er sie herauf.

Als die drei Tiere oben beisammen waren, sagten sie: „Es ist noch ein Mensch unten. Aber höre auf nichts, was er sagt. Traue ihm nicht und laß ihn unten." Dann sagte der Tiger: „Sieh diesen Berg! An seinem Abhang ist meine Höhle. Besuche mich doch einmal. Vielleicht kann ich dir meine Dankbarkeit zeigen." Er ging, und der Affe sagte: „Nicht weit von der Höhle des Tigers ist ein Wasserfall. Dort besuche auch mich einmal. Auch ich würde mich freuen, dir einen Gegendienst leisten zu können." Er sprang in das Gezweig und war fort. Die Schlange blieb als letzte und sagte: „Wenn du einmal in Not bist, so denk einfach an mich!" Damit war sie im Gestrüpp verschwunden.

Der Brahmane dachte: „Schlimmer als jetzt kann es mir nicht gehen, hungriger und durstiger kann ich kaum werden, und ihr helft mir doch nicht." Aber er dachte doch an das, was die Tiere

ihm gesagt hatten, und wollte seinen Weg weiterschreiten, ohne sich um den Menschen zu kümmern, der noch in der Grube war. Aber der Mensch unten schrie ohne Aufhören: „Heiligster Brahmane, zieh auch mich heraus! Ich habe Frau und Kinder daheim. Den Tieren hast du geholfen. Ich bin ein Mensch wie du. Du wirst mich doch nicht hier verlassen wollen!" Da schämte sich der Brahmane seiner früheren Gedanken und zog ihn heraus. Der Mann, am Brunnenrand angekommen, umarmte und küßte ihn unter Freudentränen und sagte: „Ich bin ein Goldschmied in der Stadt, die vor diesem Walde liegt. Wenn du einmal irgend etwas aus Gold zu bearbeiten hast, komm nur. Ich arbeite es dir umsonst." Damit ging jeder von ihnen seinen Weg.

Lange, lange irrte der Brahmane durch die Städte des Landes. Nirgendwo fand er Hilfe. So arm als er ausgegangen war, nur um vieles schwächer und mutloser, machte er sich wieder auf den Rückweg. Als er in denselben Wald kam, fiel ihm zuerst ein, was der Affe gesagt hatte. Er ging zu dem Wasserfall und rief. Da kam auch schon der Affe, freute sich sehr, ihn zu sehen, und setzte ihm süßes Obst vor, so viel der Brahmane nur essen konnte. „Wenn du Verlangen nach

Speise hast, komm nur immer zu mir", sagte er. „Vielen Dank," sagte der Brahmane, „für heute bin ich vollkommen erquickt. Zeige mir jetzt nur noch den Weg zum Tiger." Der Affe wies ihn zurecht, und schon kam der Tiger daher, wedelte vor Freude mit dem Schweif, als er den Brahmanen sah, führte ihn in seine Höhle und sagte: „Zu essen kann ich dir nichts geben. Denn blutiges Fleisch wie ich vermagst du nicht zu dir zu nehmen. Aber sieh hier diese goldene Halskette! Die nahm ich einem Königssohn ab, den ich einmal von seinem Roß herunterriß und tötete. Nimm sie als Geschenk."

Der Brahmane nahm die Kette, dankte und dachte: „Das trifft sich gut. Die bringe ich zu dem Goldschmied. Der kann sie mir abkaufen." Er kam in die Stadt, wo der Goldschmied wohnte, und ging gleich in sein Haus. Mit großer Freundlichkeit wurde er aufgenommen, die Füße wurden ihm gewaschen und Speise und Trank reichlich vorgesetzt. Er brachte die Kette vor und sagte: „Sieh hier, kannst du mir das abkaufen? Setze den Betrag nur selbst fest." Der Goldschmied nahm die Kette und ging in die Werkstatt, um sie zu prüfen. Als er sie bei Licht besah, sagte er zu sich selbst: „Was? Diese Kette habe ich ja

selber angefertigt und noch dazu für den Sohn des Königs, der im Walde verschwunden ist." Er ging zum Brahmanen ins Zimmer zurück, ließ sich nichts anmerken und sagte: „Warte hier auf mich. Ich weiß einen Käufer für die Kette. Dem will ich sie zeigen gehen." Er ging sofort ins Schloß und zeigte die Kette dem König. „Wie kommst du dazu?" fragte der König und sprang erregt von seinem Sitz auf. Der Goldschmied sagte: „Da ist ein Brahmane in meinem Laden, der brachte sie mir zum Verkauf." Der König rief: „Was? Das muß der Mörder meines Sohnes sein!" Er rief seine Beamten und befahl ihnen, den Brahmanen sogleich zu verhaften und zu fesseln.

Als der Brahmane im Kerker lag, angekettet und von Ratten gequält, dachte er plötzlich an die Schlange. Und kaum hatte er an sie gedacht, da wand sie sich zwischen seinen Ketten durch und richtete sich vor ihm auf. „Womit kann ich dir helfen?" fragte sie. Der Brahmane sagte: „Befreie mich aus meinem Kerker!" Die Schlange sagte: „Ich werde die Lieblingsgattin des Königs in den Finger beißen. Kein Arzt und kein Beschwörer wird sie retten können. Sobald aber du nur den Finger mit deinem Finger berührst, wird

das Gift daraus verschwunden sein. Dafür wird dir der König die Freiheit geben." Die Schlange ging, und kaum war sie fort, da hörte der Brahmane schon das Wehgeschrei um die schöne Königin bis in seinen Kerker hinunter. Und bald wurde die Trommel in den Straßen geschlagen und ausgerufen, daß jeder kommen solle, der glaube, die Königin retten zu können. Der Brahmane klopfte an die Tür seines Kerkers und forderte nach seinem Wärter. Der Wärter kam. Der Brahmane sagte: „Nimm mir meine Ketten ab und führe mich vor die Königin. Ich kann sie heilen."

Sofort wurden ihm die Ketten abgenommen, und er wurde vor das Bett der Königin geführt. Der Brahmane streckte seinen Finger aus und berührte nur den Finger der Königin: da schlug sie die Augen auf und war gesund und frisch, als wäre nichts gewesen. Als das der König sah, kannte seine glückliche Erregung keine Grenzen. Er ehrte den Brahmanen auf jede Weise, kleidete ihn festlich und fragte: „Sage mir nun ganz offen, wie du zu der goldenen Kette meines Sohnes kommst. Was auch vorgekommen sei, es wird dir nichts geschehen." Der Brahmane erzählte alles, von seiner Not, wie er in den Wald

ging, was sich da ereignete. Der König erteilte dem Goldschmied eine harte Strafe, den Brahmanen aber machte er zu seinem Ratgeber, wies ihm ein großes Haus an und viele Diener, ließ seine Frau und Kinder kommen und ehrte ihn, solange er lebte.



Das Opfermädchen

In einer Stadt am Gelben Fluß war es Sitte, jedes Jahr dem Flußgott ein junges Mädchen zu opfern. Dadurch blieb, sagten die Priester, die Stadt für dieses Jahr vor Überschwemmungen gesichert. War nun in einem reichen Hause eine Tochter herangewachsen, so kamen die Priester und sagten: „Dieses Mädchen muß dieses Jahr geopfert werden." Aber die Eltern gaben heimlich den Priestern Geld, dann gingen die Priester aus diesem Haus heraus und in ein armes Haus hinein und sagten: „Nein, wir sehen an dem Zeichen, daß Gottes Wunsch nach diesem Mädchen steht." Am nächsten Tage wurde dann dieses Mädchen in Brautgewänder gekleidet, in einem Boot zur Mitte des Stromes gerudert und da in das Wasser geworfen. Schwer litt das arme Volk in der Stadt unter diesem alten Brauch.

Nun war einst ein neuer Statthalter für die Provinz ernannt worden. Als der Opfertag da

war, erschien er in Festkleidern mit vielem Gefolge auf goldenem Wagen, um an der Handlung teilzunehmen. Das Ufer war weithin besetzt mit Schaulustigen. Dicht am Wasser standen in einem Kreis die Priester mit den Ältesten der Stadt, in ihrer Mitte das junge Mädchen im Brautkleid. Musik erscholl mit Pauken und Trommeln wie bei einem wirklichen Hochzeitsfeste.

Eben nahmen die Eltern weinend von ihrer Tochter Abschied, die Mutter konnte sich gar nicht trennen. Das Boot fuhr an, und man führte das Mädchen im Zuge hin. Da erhob sich plötzlich der Statthalter in seinem Wagen und rief: „Halt! Nicht so schnell! Das muß doch alles mit der nötigen Feierlichkeit geschehen. Erst muß doch einer ins Schloß des Flußgottes hinuntersteigen und ihm melden, daß die Braut unterwegs ist. Damit er dann selber kommen und sie holen kann." Die Priester standen erschreckt. „Herr, das ist nie so gewesen", sagte endlich einer. „Dann wird es von heute an so sein", sagte der Statthalter und hieß seine Diener, diesen Priester nehmen und in der Mitte des Stromes ins Wasser werfen.

Eine Stunde lang wartete man. Dann sagte der Statthalter: „Dieser Bote scheint die Sache

nicht richtig gemacht zu haben, der Gott kommt ja nicht." Er winkte seinen Dienern, und sie ergriffen einen zweiten Priester, trotz seines Aufschreis, und warfen ihn in den Fluß. Wieder wartete man eine halbe Stunde. Da wurde der Statthalter erregt und unwirsch und sagte: „Was ist das? Auch der zweite Bote stellte sich ungeschickt an." Dabei sah er nach einem dritten Priester hin, und seine Diener hoben schon die Arme. Aber der Priester und alle Priester mit ihm warfen sich auf die Erde und flehten um Gnade. „Nie mehr werden wir dem Gott eine Braut suchen, da wir es nicht verstehen", schrien sie.

Da gab der Statthalter das Mädchen seinen Eltern zurück, ließ ihm das Brautkleid zum Geschenk, und von diesem Tag an war es mit der alten Sitte vorbei.

Die Zauberschule

Der Ruhm eines Zauberers war so groß geworden, daß viele junge Leute zu ihm kamen, um seine Schüler zu werden. Natürlich lehrte er sie das eine oder das andere, aber hinter seine wirklichen Geheimnisse kamen sie nicht.

Eines Tages stellte er eine Schüssel hin, deckte sie zu und hieß die Lehrlinge gut darauf achtgeben, vor allem aber, sie nicht aufzudecken und nachzusehen, was darin sei. Kaum hatte er das Haus verlassen, da gingen die Lehrlinge an den Tisch und deckten die Schüssel auf. Sie fanden Wasser darin und auf dem Wasser ein handlanges Schiffchen mit richtigen Masten und Segeln. Sie bliesen es mit dem Mund ein wenig an. Einer stieß es mit dem Finger vor. Da fiel es um. Erschreckt stellten sie es wieder auf, deckten schnell die Schüssel zu und gingen, als ob nichts gewesen wäre, an ihre Arbeit zurück. Aber da

kam schon der Zaubermeister zur Tür herein, mit einem Gesicht voll Zorn, und fragte, warum sie an der Schüssel gewesen seien. Sie leugneten. Aber er schrie: „Warum ist dann mein Schiff mitten auf dem Meere gekentert?"

Eines Abends ging er wieder aus. Vorher zündete er eine große Kerze an, stellte sie sorgfältig zwischen zwei Fenstern an die Wand, rief die Lehrlinge herbei und befahl ihnen gut aufzupassen, daß die Kerze nicht auslösche. Er blieb lange fort, und die Lehrlinge schliefen einer nach dem andern ein. Als einer aufwachte, sah er, daß die Kerze erloschen war. Schnell weckte er die Kameraden, und sie zündeten die Kerze wieder an. Aber da stand auch der Zauberer schon im Zimmer, noch zorniger als damals, und schrie: „Wieder habt ihr meinem Befehl nicht gehorcht und geschlafen und die Kerze ausgehen lassen!" Sie leugneten wieder. „Was?" schrie er, „euretwegen habe ich fünfzig Meilen im Finstern gehen müssen!" Da bekamen die Lehrlinge große Furcht vor ihm.

Aber die Polizei wurde aufmerksam auf ihn. Einer seiner Schüler verschwand, und es hieß, er habe ihn, weil er ihn mit seiner, des Zauberers, Lieblingsgattin im Bett fand, in einen Esel ver-

wandelt und weit ins Land verkauft. Obwohl man Furcht hatte vor seinen Künsten, umstellte man mit vielen Soldaten sein Haus. Er dachte aber gar nicht daran zu fliehen, sondern ließ sich, seine Frau und seinen Sohn ruhig in hölzerne Käfige sperren.

Man brachte die drei mitten durch das Gebirge zum Statthalter. Unterwegs, zwischen lauter Felsen, kam ein Riese daher, so plötzlich, als ob er aus dem Fels sich herausgelöst hätte. Er war höher als ein Haus, seine Augen waren so groß wie Teller, sein Mund wie ein Brunnen. Obwohl die Soldaten zu hundert waren, begannen sie vor Entsetzen zu schwanken, einige fielen an die Erde hin, die andern standen und wagten keine Bewegung. Nur der Offizier rief den Zauberer an und fragte: „Kannst du nicht helfen?" „Das ist nur ein Bergwesen," sagte der Zauberer, „da genügt mein Sohn. Laßt ihn heraus und gebt ihm einen Speer." Sie ließen den Sohn aus dem Käfig, und der Sohn ging mit einem Speer auf den Riesen zu. Aber der Riese öffnete nur den Mund und verschlang Sohn und Speer mit einem Biß.

Da fingen die Soldaten laut zu schreien an vor Furcht. Der Zauberer aber sagte: „Nun muß

meine Frau heran." Sie ließen die Frau aus dem Käfig und gaben ihr ein kurzes Schwert. Wieder öffnete der Riese den Mund, und die Frau war verschluckt. Der Zauberer schäumte vor Wut. „Frau und Sohn hat er mir umgebracht! Könnte ich nur an ihn, ich wollte es ihm heimzahlen!" Ohne sich zu bedenken, ließen sie auch ihn zum Käfig heraus. Er ging mit der bloßen Faust gegen den Riesen vor. Aber er war so schnell verschluckt, als wenn er in den Mund hineinspaziert wäre.

Der Riese drückte sich auf den Bauch wie nach einem guten Essen, wandte sich und ging zufrieden seines Wegs. Aus seinem Bauch aber hörte man noch das Lachen des Zauberers, und zu spät erkannten die Soldaten, daß sie überlistet waren.

Der Zauberer und der König

Zum König Mu kam einst aus dem Westen ein Zauberer, dem es gleich war, ob er über Erde oder Wasser, durch Luft oder Feuer ging, der durch Mauern hindurchschritt, als ob sie nicht da wären, der sich hoch über die Dächer erheben konnte, ohne zu fallen, auf dessen Wink ein Fluß sich umkehrte und zur Quelle floß und Berge ihren Platz wechselten.

Der König ehrte diesen Menschen wie einen Gott. Er gab ihm seinen schönsten Palast zur Wohnung, er wählte die schönsten Mädchen aus und gab sie ihm zu Sklavinnen. Aber dem Zauberer war der Palast zu ärmlich, die Mädchen nicht schön genug, als daß er sie nur anrührte. Als sie tanzen wollten, schickte er sie fort, und von den duftigsten Speisen aus des Königs Küche erbrach er sich.

Darum ließ ihm der König ein neues Schloß bauen, höher als die Berge vor der Stadt. Als

es fertig stand, war die Schatzkammer des Königs leer. Was an schönsten Mädchen in den entferntesten Städten zu finden war, bis zu den halben Kindern, ließ er herbeiholen. Sie mußten sich Augenbrauen und Lippen färben, mußten den ganzen Körper mit Kreide einreiben, sich salben und mit Wohlgerüchen besprengen, er behängte sie mit Gold und Edelsteinen, sie wurden unterwiesen in Tanz und Gesang. Die Vögel des ganzen Landes kamen zusammen und sangen über dem Garten, in dem die fünfhundert Mädchen tanzten und musizierten. Wenn die Sonne hinter Wolken ging, so blieb es doch gleich hell in der Luft: so sehr leuchtete die Schönheit all der Glieder und Gesichter.

Der Zauberer sah zu, dem König zuliebe, aber manchmal konnte er ein Gähnen kaum unterdrücken. Am dritten Tag hielt er es nicht mehr aus und bat den König, nun einmal mit ihm zu reisen, um zu sehen, wie es bei ihm zu Hause wäre. Der König hielt sich am Rocksaum des Zauberers. So stiegen sie über die Menschen, über die Dächer, über die Berge bis hoch in den Himmel. Da stand ja das Schloß des Zauberers, ganz aus Gold und so blendend, daß der König kaum die Augen offen halten konnte. Es stand hoch über

Wolken und Regen, der König konnte nicht erkennen, auf welchem Fundament es ruhte. Wie eine strahlend aufgetürmte Wolke stand es da. Musik erscholl, daß der König taumelte vor unirdischem Entzücken, aber es war nicht zu sehen, woher sie kam. Eine Tänzerin erschien unter unzähligen. Sie sah den König an und entschleierte sich, da hob sich sein Herz so, daß er kaum mehr Atem fand. Er begriff nicht, wie er ein Leben lang da unten in seiner Heimat die Häßlichkeit des Daseins hatte ertragen können. Er sah hinunter: da lagen seine Schlösser und Gärten und Tempel wie Schmutzhaufen da.

Lange Jahre, Jahrzehnte blieb der König hier. Bis ihn der Zauberer einlud, nun in sein zweites Schloß mit ihm zu reisen. Da waren oben nicht mehr Sonne und Mond zu sehen; unten nicht mehr Flüsse und Städte. Nur Licht war alles. Gestalten kamen daher: der König konnte nicht erkennen, was für Gestalten das waren, so sehr war alles Licht. Und woher kam dieser Schall? So süß und so machtvoll, daß er einem das Herz aus der Brust riß. Ging der König noch auf Füßen? Fühlte er noch seinen Körper? War er noch wach? War er noch er? Seligkeit stürzte über ihn, er bekam keine Luft mehr, jetzt wird er sich

auflösen in Licht und Schall. Mit letzter Kraft bat er den Zauberer, zurückzukehren.

Er hatte das Gefühl, daß er ins Leere fiel, lange, es wollte gar kein Ende nehmen. Als er zu sich kam, saß er am Tisch wie damals, als er mit dem Zauberer fortgereist war. Ihm gegenüber saß der Zauberer. Die Diener, die die Schüsseln abtrugen, waren dieselben wie damals. Es waren die Reste derselben Speisen wie damals auf den Schüsseln. Und siehe, sie dampften noch, und sein Becher war noch gefüllt.

Er fragte den ältesten Diener, was sich ereignet habe. „Der König saß eine Weile stumm da", sagte der Diener. Der König vermochte nichts zu sagen. Er ging umher wie ein Trunkener an diesem Tage, am nächsten Tage. Nach einem Vierteljahr erst fand er die Kraft, den Zauberer zu fragen. Der Zauberer sah ihn lächelnd an und sagte: „Wir wanderten im Geist miteinander — wozu hätten wir da unserer Körper bedurft? Was du gesehen hast, war ebenso wirklich wie dein Schloß hier. Und dein Schloß ist ebenso unwirklich wie das, was du gesehen hast. Alles ballt sich, alles löst sich auf. Und was dir Jahre scheinen, sind nur Sekunden."

Der Kaiser und die Tänzerin

Die Schönheit einer Tänzerin war so groß, daß die Lieder, die die Männer auf sie sangen, das ganze Land durchtönten und den Vogelsang zum Stillschweigen brachten. Der Kaiser Ming Huang ging verkleidet in das Teehaus, wo Yang Lui Fe tanzte. Aber sie brauchte nicht einmal den Fuß zu heben zum Tanz: beim ersten Blick auf ihr Gesicht und ihre Gestalt wurde der Kaiser so von Liebe erfaßt, daß er in Ohnmacht fiel.

Er ließ Yang Lui Fe in seinen Palast kommen, wies alle seine Frauen hinaus, konnte keine Stunde bei Tag und Nacht mehr ohne Yang Lui Fe sein. Er wurde nicht müde, die bemalten Bogen ihrer Augenbrauen mit dem Finger nachzufühlen. Er steckte das Gesicht in ihr schwarzes Haar und saß lange Stunden, von dem Geruch dieses Haares betäubt und wie aufgelöst. Nach den Nächten aber lag er wie ein Toter im Schlaf,

ganz ausgeschöpft, das Gesicht entrückt, und obwohl er zu schwach war, auch nur noch eine Hand aufzuheben, ließ er seine Hände nicht von ihrem Leib los, um auch im Schlaf nicht aus Verbindung mit ihr zu kommen, oder als habe er Furcht, daß sie, während er schlief, von ihm genommen würde.

Kein Urteil wurde mehr unterschrieben, kein Befehl abgeschickt, kein Gesetz erlassen, keine erledigte Stelle neu besetzt. Das ganze Land kam in Unordnung. Endlich machten sich das die feindlichen Nachbarn des Reiches zunutze und begannen Krieg, in dem sie leicht Sieg auf Sieg gewannen, da ihnen kein Führer gegenüberstand. Da empörte sich das Volk in den Städten und das Volk auf dem Lande, und der König mußte mit Yang Lui Fe und tausend Soldaten fliehen. Er floh in die Unwegsamkeit des Gebirges. Aber auf einer Paßhöhe, als die Nahrung zu Ende ging, als neue Berge sich erhoben und ein eisiger Wind alle erschauern machte, lehnten sich auch die Soldaten gegen den Kaiser auf. Sie schrien, daß Yang Lui Fe, die in einer geschlossenen Sänfte mitgetragen wurde, getötet werden müsse.

Der Kaiser stürzte zur Sänfte, um die Geliebte mit seinem Leib zu schützen. Aber er hatte die Tür erst halb geöffnet, da traf über seinen Kopf

weg ein Pfeilschuß die Tänzerin. Sie starb im Arm des Kaisers, und der Kaiser fand kein Ende mit Wehklagen. Ein ganzer Strom von Tränen floß aus seinen Augen über die Erde hin.

Zwar ermannte sich nun, da Yang Lui Fe tot war, das Volk und das Heer, ein Feldherr fand sich, und die Feinde wurden geschlagen und mußten Frieden machen. Aber der Kaiser lag zu Hause auf seinem Ruhebett so untätig wie vorher. Sein Leib zehrte sich auf. Er aß und trank nicht mehr. Nur die Sehnsucht nach dem anmutigen Schoß Yang Lui Fes lebte in ihm.

Da erzählte ihm ein treuer Diener von einem Zauberer, der die Macht habe, Tote herbeizurufen. Der Kaiser ließ ihn kommen. Gleich am Abend begann der Zauberer sich hinzuknien, die Augen zu schließen und geheime Sprüche zu sagen. Aber ohne Erfolg. „Es gelingt mir nicht," sagte er, „meine Worte dringen nicht zu ihr, sie muß weit fort sein. Es bleibt nichts übrig, als daß ich selber mich aufmache und sie suche." Er kauerte sich aufs neue hin, seine Seele verließ den Leib, und der Leib lag starr da.

Zuerst flog er in die Unterwelt. Aber umsonst suchte und fragte er. Er hob sich auf in den höchsten Himmelsraum und kam bis in die Nähe

der Sonne und der Sterne. Aber auch hier fand er Yang Lui Fe nicht. Beschämt und traurig kam er zum Kaiser zurück. „Wie ist es möglich," rief der Kaiser, „daß Yang Lui Fe keine Seele gehabt hätte, sie, die von überirdischer Schönheit war?" „Vielleicht ist sie bei den Auserwählten, den Seligen," sagte der Zauberer, „ich will versuchen, zu den Seligen zu gelangen."

Sein Leib lag fünf Tage starr da und begann schon sich zu verfärben. Der Zauberer nahm die äußerste Kraft zusammen und flog über Mond und Sterne hinaus in die letzten Höhen, wo die Seligen wohnen. Er fragte und fragte, endlich erhielt er eine gute Auskunft. Er gelangte in unendliche Gärten, wo die Bäume blau waren und die Blumen sangen. Er kam in einen Turm, dessen Wände durchsichtig waren wie Glas. Da saß Yang Lui Fe auf einem goldenen Stuhl in einem hochzeitlichen Kleid. Ein Strahlen ging von ihr aus, daß sie kaum anzusehen war. Dennoch hatte ihr Gesicht einen traurigen Ausdruck.

Der Zauberer sprach mit ihr. „Ja," sagte sie, „ich spüre wohl, wie große Sehnsucht der Kaiser nach mir hat. Aber ich kann nicht in eure Welt zurück. Schon vor meiner Geburt war ich eine Selige im Himmel. Nur einmal konnte ich hin-

unter, nun nie wieder. Aber an einem Abend saß ich mit dem Kaiser, und wir sahen zu den Sternen auf. Da schwur er mir ewige Liebe und zerbrach seinen Ring. Die eine Hälfte behielt er, die andere gab er mir. Nimm hier diese Hälfte des Ringes, bring sie dem Kaiser und sage, er solle immer seines Schwures gedenken." Dabei schluchzte sie tief auf.

Der Zauberer brachte die Hälfte des Ringes dem Kaiser und wiederholte die Worte Yang Lui Fes. „Was an jenem Abend gesprochen wurde," sagte der Kaiser, „hat niemand gehört als sie und ich. Auch die Hälfte des Ringes ist die richtige. Ich muß dir also glauben." Er beschenkte den Zauberer über alles Maß und begann von neuem zu weinen.

Der Bauer und der Bettelmönch

Ein Bauer stand einmal mit Birnen auf dem Markt. Weil die Birnen groß und goldig waren, stand er sehr hochmütig da und forderte einen so hohen Preis, daß alle, die kaufen wollten, vorübergingen. Da trat ein Bettelmönch in ganz zerrissenen Kleidern demütig heran, betrachtete die Birnen und sagte: „Gib mir doch eine." „Für Geld, ja," sagte der Bauer, „ohne Geld, nein." „Wie?" sagte der Bettelmönch, „du hast ja an tausend Birnen, und ich bitte nur um eine." Da schrie der Bauer: „Du Dreckmönch, mach, daß du hier fortkommst!"

Leute traten hinzu und sagten: „Gib dem Mönch doch eine kleine oder eine, die ein wenig angefault ist." „Hier sind keine kleinen und hier sind auch keine angefaulten. Ich stehe hier zum Verkaufen und nicht zum Verschenken. Ich habe Haus, Frau und einen Haufen Kinder, die alle

leben wollen. Verschenken? Wie? Da könnte ja jeder daherkommen. Schließlich kann ich noch Bettelmönch werden." Kein Ende fand der Bauer mit Schimpfen. Bis es endlich einem Schuhmacher, der seine Werkstatt da hatte, zuviel wurde. Er gab dem Bauern Geld, kaufte eine Birne und gab sie dem Mönch.

Der Mönch nahm sie, bedankte sich bescheiden und fing gleich zu essen an. Während er aß und mit spitzem Mund laut den Saft einschlürfte, sagte er: „Ich habe die Welt verlassen. Mir liegt nichts an ihren Schätzen. Ich teile gern mit jedem. Ich habe Birnen, ebenso schön wie diese. Ihr seid alle eingeladen, mitzuessen." „Wie?" sagten die Leute, „du hast selbst Birnen? Dann könntest du doch deine eigenen essen!" „Da hat man's!" rief der Bauer, „so sind diese Kerle!" Der Mönch aber sagte: „Ich brauche erst einen Kern zum Stecken!"

Als er mit Schmatzen fertig war, spuckte er sich einen Kern in die Hand, lieh sich von einem Arbeiter, der mit dabeistand, eine Hacke und grub ein kleines Loch in die Erde. Da hinein legte er den Kern und deckte ihn mit Erde zu. „Nun gebe mir," sagte er, „einer von den Landleuten, die da bei ihrem Mittagmahl sitzen, ein paar Löffel

Suppe, damit ich den Kern begießen kann." Alle lachten und waren verwundert. Einer aber holte von einem Bauern ein wenig Suppe, um den Spaß vollzumachen, und der Mönch begoß den Kern damit. Alles sah auf die Stelle hin, keiner bewegte sich, jeder hielt den Atem an.

Da kam auch schon der Keim aus der Erde. Der Mönch schob die Nächststehenden zurück, und schon wuchs der Keim zu einem Baum heran. Schnell mußten alle Platz machen, um nicht von den austreibenden Zweigen getroffen zu werden. Ein Baum stand da, so hoch wie ein Haus. Als ob Schnee gefallen wäre, bedeckte er sich mit weißen Blüten. Blätter kamen und rauschten. Und schon hingen überall große, rötliche, herrlich riechende Birnen, so viel, daß die Äste sich zur Erde bogen.

Der Mönch kletterte auf den Baum, warf hinunter, was er erreichen konnte. Die tief hängenden durfte jeder sich selber abpflücken. So schnell wie der Baum gewachsen war, war er leer gegessen. Der Mönch kam herab, nahm die Hacke und hieb den Baum um. Er nahm ihn auf die Schulter, als wenn das nichts wäre, und ging so demütig, wie er gekommen war, davon.

Auf den Zehen und mit langem Hals hatte auch

der Bauer mitten unter den Leuten gestanden und dem Zauberwerk des Mönches zugesehen. Die Augen fielen ihm fast aus dem Kopf vor Staunen. Als die Leute sich verliefen und der Bauer zu seinem Wagen zurückkehrte, sah er, daß alle Birnen fort waren.

Da ward ihm klar, daß es seine eigenen Birnen gewesen waren, die der Mönch verteilt hatte. Und da sah er auch schon, daß ebenso die Deichsel an seinem Wagen fehlte. Deutlich war zu sehen, daß sie frisch abgehackt war. Schnell und wütend lief er dem Mönch nach. Als er vor das Stadttor kam, lag die Deichsel im Gras. Es waren noch knorrige Stellen von Ästen und noch einige Blätter daran. Da erkannte er, daß der Birnbaum seine Deichsel gewesen war. Die Leute, die mit ihm gelaufen waren, begannen so laut zu lachen, daß der Bauer es vorzog, statt den Mönch weiter zu verfolgen, still mit der Deichsel zu seinem Wagen zurückzukehren.

Das Mädchen mit dem Aussatz

Auf einem Dorf ruhte der Fluch, daß alle jungen Mädchen einen tödlichen Ausschlag bekamen. Nun war es aber so, daß, wenn sie heirateten, ehe der Ausschlag gekommen war, die Krankheit gleich nach der Hochzeitsnacht an dem jungen Ehemann sich zeigte, während das Mädchen dann verschont blieb. Aus dieser Erkenntnis hatte sich die Sitte gebildet, daß jedes wohlhabende Mädchen im Anfang nur zum Schein heiratete und erst, nachdem sie die drohende Krankheit auf den, der mit ihr im Bette schlief, übertragen hatte, den richtigen Mann für immer nahm.

Einst geriet ein reicher junger Mann, der fremd war und sich verirrt hatte, in dieses Dorf. Er war hungrig und wußte kein Nachtlager, darum wandte er sich bittend an einen Mann, der eben vom Feld kam und in sein Haus ging. Der Mann blieb stehn, betrachtete den jungen Menschen und,

weniger aus Mitleid, als weil er dachte, das wäre ein Mensch, auf den seine Tochter ihre Krankheit übertragen könnte, ließ er ihn ein in sein Haus.

Noch vor dem Abendessen sagte er: „Nach deinen Kleidern und deinem Benehmen zu urteilen, bist du ein wohlhabender und gebildeter Jüngling. Ich habe eine Tochter, ein wenig jünger als du. Hier im Dorfe ist keine Auswahl an Männern. Ihr zwei würdet gut zusammen passen. Es wäre mir lieb, wenn du sie heiraten würdest." Der junge Mann war müde, hungrig und fror, alles hier in der Fremde schien ihm wie ein Traum. Ohne recht zu wissen, was er tat, stimmte er zu, und schon wurde er vor dem ganzen Haus als Bräutigam ausgerufen. Nach dem Abendessen ward er in die Brautkammer hinaufgeführt. Seine Braut, in Gold und Silber, saß darin und wartete auf ihn.

Nun sah er sie zum erstenmal und war ganz betroffen von ihrer Lieblichkeit. Aber schwer kam das erste Gespräch zwischen den beiden Neuvermählten zustande. Das Mädchen seufzte, sah den Jüngling nicht an, kam nicht ans Bett heran und blieb abseits sitzen. Der Jüngling in seiner Müdigkeit gab es auf, sie zu bitten, zu ihm zu kommen,

und schlief ein. Vom ersten Lichtstrahl war er wach: da saß das Mädchen immer noch auf ihrem Stuhl und weinte. Er ging zu ihr, nahm sie bei der Hand und sagte: „Es ist kalt. Willst du nicht doch endlich zu mir kommen?" Das Mädchen aber machte ihre Hand los und sagte: „Du darfst nur kein Mitleid mit mir haben. Ich aber habe so großes Mitleid mit dir, daß ich meine Tränen nicht zurückhalten kann." Nun erzählte sie ihm, warum der Vater sie ihm zur Gattin gegeben habe. „Aber du bist so schön anzuschauen, und scheinst so rein, daß ich lieber selber sterben will, als dir den Tod bringen. Hier, nimm, was ich an Geld bei mir habe, und eile fort, ehe die Leute im Haus auf sind."

Der Jüngling war sehr erschrocken, als er die Gefahr sah, in die er fast gefallen war. Aber sein Dank und sein Mitleid mit dem Mädchen, auch seine Liebe, als er sie so geputzt vor sich sah, waren so groß, daß er zögerte zu gehen und daran war, die Gefahr nicht zu achten. Doch das Mädchen schob ihn zur Tür hinaus, und unter dem Krähen der Hähne und dem Bellen der Hunde schlich er aus dem Dorf.

Der Vater des Mädchens dachte, als er ihn schon gegangen fand: „Das hat die Tochter gut

gemacht, sie hat am Morgen einen Streit verursacht: so sind wir ihn schnell losgeworden." Darum eilte er sich nun auch nicht mehr, für die Tochter den wirklichen Gatten zu wählen. Aber siehe, nach einem Jahr wurde das Mädchen krank. Ihre Haut verfärbte sich, dann erschienen die Geschwüre, erst an der Brust, so daß das Mädchen sie noch verheimlichen konnte, dann aber unter den Kopfhaaren und endlich im ganzen Gesicht. Die Eltern gerieten in Zorn und jagten sie mit Steinen vors Dorf hinaus. „Wir haben alles getan, wir haben rechtzeitig für einen gesorgt, bei dem du schlafen und auf den du deine Krankheit übertragen konntest. Aber wenn du mit ihm mehr Rücksicht hattest als mit uns, dann geh nur auch zu ihm."

Das Mädchen wußte nicht wohin. Sie bettelte sich von Tür zu Tür. Aber sie konnte sich kaum noch schleppen, so schwach wurde sie durch ihre Krankheit. Da sie auch sehr litt unter den Schimpfworten, die sie mit ihrem entstellten Gesicht vor jeder Tür hören mußte, wünschte sie sich den Tod. Da kam sie unvermutet in die Stadt, aus der der Jüngling stammte. Er hatte ihr auch den Namen seines Vaters genannt. Nun dachte sie: „Wenn ich mich unweit aufstelle, kann ich ihn

vielleicht noch einmal sehen." Sie stand da von Mittag bis Abend und sah zu dem Hause hin. Viele Gäste in Festkleidern gingen hinein, aber niemand kam heraus. Da ging sie zum Türwächter und fragte nach dem Jüngling. Aber der Wächter schlug mit einem Stock auf sie ein, und sie mußte laut aufschreien.

Drinnen im Saal, der erleuchtet und mit Gästen gefüllt war, hörte man das Schimpfen und Schreien. Der Jüngling ging vor die Tür, um nachzusehen. Da fand er auf die Straße hingebrochen das Mädchen, die ein Gesicht zu ihm aufhob, das von Geschwüren ganz zerfressen war. Sie nannte seinen Namen, er sah sie erschrocken an und erkannte sie nicht. „Ich bin deine Frau," sagte sie und lächelte im Schmerz sogar ein wenig, „hast du jenes Dorf und jene Nacht so ganz vergessen?" Da wurde er bestürzt und sagte: „Oh, du warst viel zu schön, als daß ich dich hätte vergessen können. Aber wie siehst du nun aus, du Arme! Und wie unverdient glücklich bin ich dagegen: denn siehe, morgen halte ich Hochzeit." Das Mädchen lächelte wieder und sagte: „Ich wünsche dir von Herzen Glück dazu. Jetzt habe ich noch einmal dein Gesicht gesehen, nun gehe ich gern, um irgendwo zu sterben."

Der Jüngling sah auf einmal unter dem zerstörten Gesicht, dem die Augenbrauen fehlten und dessen Wangen nur noch Löcher waren, das liebliche Gesicht jener Nacht. Die Tränen stürzten aus seinen Augen, das Herz hob sich ihm vor Mitleid bis an den Hals. „Du bist verloren," sagte er, „dafür, daß du mich gerettet hast. Ich kann dich nicht allein hier auf der Straße lassen. Komm in mein Haus." Er nahm sie ohne Ekel bei der Hand und führte sie die Treppe hinauf in den erleuchteten Saal, vor die Gäste, vor seine Eltern. Er kniete vor den Eltern nieder, die mit den Gästen unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen waren, erzählte ihnen alles und sagte: „So wär ich ohne das Erbarmen und ohne den Opfermut dieses Mädchens heute längst im Grabe. Mein und euer Glück ist uns von ihr geschenkt."

Der Vater zwang sich, das Mädchen ohne Abscheu anzusehen und sagte: „Dank ist die oberste Schuld des Menschen. Auch du sollst meines Sohnes Frau sein, wie er dir gelobt hat. Morgen soll eine zweifache Hochzeit sein. Ihr beiden Frauen sollt Schwestern sein, keine die Hauptfrau, keine die Nebenfrau." Die Verwandten und Freunde billigten alle diese Worte. Man schenkte Wein ein und trank auf das Mädchen. Aber das

Mädchen neigte sich tief vor allen und sagte: „Mein Gesicht ist mit Eiter bedeckt. In wenigen Tagen muß ich sterben. Welch ein Unrecht wäre es, hier Hochzeit zu feiern! Nur um eine abgelegene Kammer bitte ich, wo ich, ungetreten von bösen Menschen, den Tod finden kann." Der Vater sah sie immer an. Der Ekel stieg ihm wider Willen in die Kehle, er dachte, daß diese Kranke wirklich nicht in eine Hochzeitsgesellschaft passe. Er gab also Auftrag, ihr ein Zimmer nach dem Hofe herzurichten.

Eine Magd führte das Mädchen hin, reinigte den Boden, breitete Decken und Tücher zum Lager aus. „Hier ist Wein," sagte die Magd, „wenn du dürstest, trink davon. Außerdem wird er dich kräftigen."

Während das Mädchen schlaflos lag, scholl über den Flur der Lärm des Festes. Trompeten, Pauken, Gelächter. Das Mädchen fühlte sich schwach werden. Sie nahm den Krug, um zu trinken. Da rollte mit dem Wein eine Schlange aus dem Krug, die hineingekrochen sein mochte und ertrunken war. Das Mädchen erschrak, weil sie da beinahe Gift getrunken hätte. Aber dann lächelte sie wieder traurig und dachte: „Wie? Furcht vor dem Tode, da ich ohnehin morgen oder über-

morgen sterben muß? Vielmehr, statt hier auf den Tod zu warten, will ich ihn beschleunigen." Und ohne Besinnen trank sie das Gift. Sie trank noch einen Becher und noch einen. Dann fiel sie taumelnd auf ihr Bett zurück, wickelte sich in ihre Tücher und schlief ein.

Nach wenigen Stunden fühlte sie ein Feuer über ihre Haut kriechen. Der Schweiß brach ihr am ganzen Leibe aus. Sie machte Licht, sie sah in den Spiegel, weil sie im Gesicht ein so merkwürdiges Ziehen verspürte. Da sah sie, wie die Geschwüre verschwunden waren, wie neue Haut sich bildete, erst weiß, dann braun sich färbend. Die Augenbrauen wuchsen, die Wangen füllten sich mit Fleisch, und ehe der Morgen da war, stand vor dem Spiegel wieder das anmutige Mädchen von früher, noch ein wenig bleich, aber das erhöhte eher ihren Reiz.

Die Magd kam mit dem ersten Sonnenstrahl nachsehen. Als sie das junge schöne Mädchen sah, wußte sie nicht, was vor Staunen sagen. Sie rief den Vater, die Mutter, den Sohn, die ganze Hochzeitsgesellschaft, die immer noch beisammensaß und feierte. Das Staunen aller war groß. Der Sohn war außer sich vor Glück, schloß die Neugewonnene in seine Arme und küßte sie. Auch seine

Braut kam hinzu. Als sie den Sohn das Mädchen umarmen sah, bedachte sie sich keinen Augenblick, ging hinzu und umarmte sie auch.

Nun wurde die Doppelhochzeit gefeiert. Wie zwei Schwestern lebten die Frauen zusammen. Es gab nicht Neid und Zank. Sie liebten beide den Mann gleich stark, und gleich stark liebte der Mann beide Frauen, beneidet von der ganzen Stadt.



Die Ertrunkenen leben

Ma, der Sohn einer Witwe, war beim Drachenbootfest, als er mit anderen Knaben auf dem Jangtsekiang gegen Geld und zum Vergnügen der Zuschauer Rad schlug und auf den Händen ging, ins Wasser gefallen und ertrunken. Unten im Wasser sah er sich um, da sah er eine unbekannte Welt. Ringsumher stand das Wasser des Stromes wie steile Wände da. In der Ferne schimmerte etwas wie ein Schloß. Schon kam ein Mann auf ihn zu, begrüßte ihn und führte ihn vor das Schloß hin. „Knie nieder," sagte der Mann, „hier wohnt der König des Drachenschlosses." Der König selbst trat auf eine Terrasse heraus, sah freundlich auf den Knaben herab und sagte: „Dieser Knabe ist voll Anmut. Teil ihn der Gruppe der Weidenzweige zu."

Nun führte der Mann den Knaben durch viele Gänge und Höfe. Endlich trat er mit ihm in ein

Gebäude, da waren viele Knaben beieinander. Eine alte Frau war unter ihnen, die hieß Mutter Hiä und war ihre Lehrerin. Sie hieß die Knaben ruhig sein, setzte sich nieder, und nun mußte Ma zeigen, was er alles konnte. „Du kannst viel," sagte Mutter Hiä, „aber noch lange nicht genug." Und nun lehrte sie ihn tanzen. Pauken und Becken erschollen, und aus allen Höfen kam der Widerhall. Wenn die Musik schwieg, war es unheimlich still, kein Schritt der Knabenfüße war zu hören, nur das strömende Wasser rauschte ein wenig, und es schien, daß alle Wände des Schlosses mit dem Wasser sich weiterbewegten. Ma lernte schnell, und die Mutter Hiä sagte: „Du bist so geschickt wie unsere Tschang O."

Bald war ein Fest. Alle Gruppen mußten vor dem Drachenkönig tanzen. Erst kam der Ogertanz. Das waren alles Knaben in Teufelsmasken. Der Schall der Pauken und Becken schwoll so an, daß gewaltige Wellen aufspritzten. Wenn die Wellen zurückfielen und sich zerteilten, leuchtete es wie Millionen Sterne. Dann kam der Nachtigallentanz. Das waren alles Mädchen, eine lieblicher als die andere. Musik von Flöten begann. Das Wasser wurde ruhig, sanft tönte es mit. Die Wände des Schlosses nahmen eine Durchsichtig-

keit und einen Glanz wie Kristall an. Unter den Mädchen war eine, die sich manchmal aus den übrigen Mädchen löste und vor allen anderen hertanzte mit fliegendem Haar und wirbelndem Kleid. Ma sah immer diese eine an, und als der Tanz beendet war und die Mädchen den Hof verließen, sah er ihr nach. Er fragte seine Kameraden. Da sagten sie: „Das ist doch Tschang O." Aber nun kam schon ein Weidenzweigtanz an die Reihe. Die Knaben hatten grünschillernde Gewänder aus Moosfäden. Sie bogen und streckten sich wie Weidenzweige im Wind. Jedesmal, wenn sie sich nach oben streckten, verwandelte sich das Grün der Kleider in Silber. Der König folgte mit den Augen jeder Bewegung Mas. Er war beglückt von der nie gesehenen Geschmeidigkeit des Knaben, der schon die beginnende Männlichkeit des Sechzehnjährigen zeigte, und beschenkte ihn als den einzigen von allen mit goldenem Schmuck. Ma neigte sich zum Dank dreimal tief und eilte dann, um Tschang O zu sehen.

In einem Seitenhof standen alle wartend aufgestellt, die Mädchen hier, die Knaben dort. Nur mit den Augen konnte Ma seine Bewunderung Tschang O sagen. Auch Tschang O sah immer nach ihm hin, der durch den Glanz seines Schmucks

aus allen sich heraushob. Unmerklich schlich sich Ma an das Ende der Knabenreihe und ebenso unmerkbar Tschang O an das Ende der Mädchenreihe. Jetzt standen sie nur noch ein paar Schritte auseinander, und Strahl des Auges vereinte sich mit Strahl des Auges. Aber näher zusammen durften sie nicht.

Zum Schluß des Festes kam der Schmetterlingstanz, gemeinsam ausgeführt von den Knaben und den Mädchen. Es gelang Ma und Tschang O einmal, sich mit den Händen zu berühren. Als die Gruppen nach Beendigung des Tanzes den Platz verließen, ging Tschang O als letztes der Mädchen, Ma als erster der Knaben. Einen Atemzug lang blieb Tschang O stehen, wandte das Gesicht und sah Ma an. Sie ließ ihren Haarpfeil fallen, und schnell hob Ma ihn auf und versteckte ihn im Ärmel seines Kleides.

Von diesem Tag an war Ma krank. Er aß nicht, er schlief nicht. Voll Sorge saß die Mutter Hiä an seinem Bett und streichelte ihn. Einmal, in der Abenddämmerung, kam ein fremder Knabe, sah Ma lange an und fragte ihn plötzlich: „Bist du krank um Tschang O?" Ma erschrak. Aber der Knabe lächelte und sagte: „Ich weiß es, ohne daß du es sagst. Denn Tschang O geht es ebenso."

Nun war Ma ganz bestürzt. Aber der Knabe sagte: „Wenn du nicht zu schwach bist zum Gehen, so komm mit mir.“ Ma erhob sich leise, und heimlich gingen sie aus ihrem Bau durch mehrere Höfe, bis sie an eine Wiese mit Lotosblumen kamen. Die Blumen waren so groß wie Schirme. „Warte hier“, sagte der Knabe und ging fort.

Es dauerte nicht allzulange, da bog ein Mädchen die Lotosblumen auseinander, kam näher, und plötzlich standen Ma und Tschang O dicht voreinander und erkannten sich, ihre Gesichter färbten sich glühend, ihre Augen weiteten sich zu doppelter Größe und strahlten durch die Dunkelheit. Sie setzten sich an die Erde, die weich wie ein Teppich war, da sie sich dick mit abgefallenen Lotosblättern bedeckt hatte. Sie bogen rings um sich die Blütenschirme hinunter und legten Steine darauf, so daß sie nach allen Seiten geschützt waren. Sie erzählten sich von ihrem früheren Leben und begannen sich zu befühlen und zu küssen. Und war es noch Abend, war es schon Morgen? Sie umschlangen und liebten sich und konnten nicht aufhören, sich immer von neuem zu lieben. Sie machten aus, daß sie sich von nun an jeden Abend hier treffen wollten, nahmen die Steine von den Blättern,

glätteten ihr Lager, damit niemand ihren Platz errate, und schieden.

Am nächsten Abend war Ma zuerst da. Er wartete und wartete. Längst sah er von oben die Sterne durch das Wasser schimmern. Er wartete die ganze Nacht, und Tschang O kam nicht. Er ging am nächsten Abend wieder hin, wartete wieder, und Tschang O kam wieder nicht. Eine ganze Woche ging das so. Da wurde Ma kränker als vorher, nachdem er nach der ersten Nacht ganz gesund gewesen war. Mutter Hiä saß wieder an seinem Bett und streichelte ihn. Einmal, mitten in der Nacht, stand plötzlich wieder der Knabe da. „Armer Ma," sagte er, „Tschang O ist einem fremden König zum Geschenk gemacht worden." Ma sprang auf. „Führ mich hin", sagte er. „Es ist weit", sagte der Knabe. „Und wenn ich bis an mein Lebensende gehen müßte," sagte Ma, „führ mich hin."

Sie gingen die halbe Nacht durch, gegen den Strom an. Endlich standen sie vor dem Schloß des Nachbarkönigs. Aber da waren nichts als hohe, dunkelgrüne Wände. Die einzige Tür war bewacht von vielen Männern. Ma und der Knabe mußten wieder zurück.

Nun wurde Ma ganz krank, und man rechnete

damit, daß er sterben würde. Mutter Hiä saß auf dem Rand seines Bettes und weinte. „Weine nicht, Mütterchen," sagte Ma, „vielleicht ist für mich sterben besser als leben." „Ich weine nicht um dich," sagte die Mutter, „ich weine um die arme Tschang O. Sie ist aus dem Fluß gesprungen." Da begann Ma so laut zu schreien und sein seidenes Hemd zu zerreißen, daß die Mutter ganz verwundert war. Aber er gab auf keine Frage Antwort.

In der Nacht stand er heimlich aus seinem Bett auf und ging aus dem Haus, entschlossen, der Geliebten in den Tod nachzufolgen. Er sprang, so hoch er konnte. Aber er rannte überall mit dem Kopf gegen die grüne Decke des Flusses an. Er versuchte die Wände des Schlosses hinaufzuklettern, aber er fand keinen Halt, und immer wieder trieben ihn die Wellen ab, die an den Wänden heftiger als anderswo vorbeiströmten. Endlich aber sah er einen Baum, der höher als das Schloß wuchs. Obwohl in dem Geäst sich Wirbel bildeten, gelang es Ma, die Spitze des Baumes zu erreichen. Ganz hell war es da, und die Oberfläche des Wassers konnte nicht mehr weit sein. Ma bog den äußersten Ast so tief er konnte und schnellte sich mit ihm in die Höhe. Und siehe

da! Es glückte ihm, er gelangte über das Wasser hinaus und schwamm obendrauf.

Aber statt den Tod zu finden, wie er dachte, sah er geblendet wieder in die Menschenwelt um sich. Es gelang ihm, sich unbemerkt an ein Boot zu hängen, und so kam er ans Ufer. Er sah die Häuser an und befühlte das Gras, und eine ferne Erinnerung kam ihm an die frühere Zeit. Er fand einen Weg und erkannte, daß es der Weg zum Häuschen seiner Mutter war. Und nun wußte er, daß er in die frühere Welt zurückgekommen war, sein Herz schlug schnell, und gleich machte er sich auf den Weg zur Mutter. Er hustete draußen und scharrte mit den Füßen: wie erschrak die Mutter, als sie ihn sah, und fiel ihm um den Hals und küßte sein ganzes Gesicht ab, seine Kleider, selbst seine Schuhe.

Aber da trat aus dem Haus ein Mädchen hinzu. Ma sah auf und erkannte Tschang O. Zugleich erkannte Tschang O Ma. Beide waren so erschreckt, daß sie keinen Laut über die Lippen brachten. Stumm standen sie da, bewegten sich nicht aufeinander zu und färbten sich so blaß, als ob sie wieder zu den Toten zurückgekehrt seien. Aber endlich kam wieder Leben und Glanz in sie, sie umarmten und küßten sich so leidenschaftlich,

daß die Mutter ganz vergessen stand, und die Ausrufe ihrer Verzücktheit drangen durch das ganze Dorf.

Es war aber so, daß Tschang O sich aus dem Fluß gestürzt hatte, weil sie sich Mutter fühlte und die Schande und Strafe fürchtete. Sie kam in die Menschenwelt zurück wie Ma. Sie erinnerte sich des Namens von Mas Mutter, den Ma ihr genannt hatte. Sie ging hin und fragte um Dienst. Da sie in Not war und bescheiden, nahm die Mutter sie auf.

Während die beiden Liebenden im Zimmer saßen und sich noch nicht satt aneinander sehen konnten, ging die Mutter heimlich zu dem Grabe Mas hin, in das sie ihn damals, als sein Leichnam von den Leuten gebracht worden, gelegt hatte. Da lagen die Knochen noch. Was war das? Sie fürchtete sich fast in das Haus zurückzugehen. Als sie aber das glückliche Gespräch der beiden von außen hörte, gewann sie Mut. Sie trat ein und fragte, ob Ma ein Geist sei. Da erzählten Ma und Tschang O alles. Die Mutter zündete ein Licht an, und siehe da, es zeigte sich, daß die beiden wirklich keinen Schatten warfen.

Die Mutter fühlte sich dennoch ganz behaglich, als sie die blühenden Gesichter der beiden Geister

sah. „Nur," sagte sie traurig, „werdet ihr nie ein Kind haben können." Aber auch darin täuschte sie sich. Tschang O gebar zur rechten Zeit einen Knaben, der vollkommen wie andere Knaben war und sogar Schatten warf.

Da lebten sie alle in vollem Glück, und nur die Nachbarn ahnten nicht, daß zwei Geister in der Hütte wohnten.

Der Jüngling und die vier Mädchen

Da waren einmal zwei junge, gute Freunde, schwarz wie Ebenholz. Die saßen jeden Abend unter den Palmen mit den jungen Mädchen und trieben Scherz.

An einem Abend aber waren alle ernst und still. Denn es war durch Kundschafter Nachricht gekommen, daß am nächsten Tag der Feind das Dorf angreifen werde.

„Ich werde den Häuptling töten", sagte der erste Jüngling. Der zweite sagte: „Leider muß ich zu Hause bleiben, meines kranken Fußes wegen." Der erste: „Dann leih mir deine Lanze." Der zweite: „Gut, ich leihe sie dir."

Noch in der Nacht kamen die Feinde. Der erste Jüngling nahm die Lanze des Freundes, schlug mehrere nieder und bohrte endlich die Lanze in

die Brust des Häuptlings. Der Häuptling entfloh mit der Lanze im Leib.

Die Krieger brachten den siegreichen Jüngling festlich auf ihren Schultern ins Dorf zurück. Die Trommeln wurden geschlagen, die Trompeten geblasen. Sein Heimatdorf überhäufte ihn mit Prunkkleidern, schenkte ihm viele Kaurimuscheln und viele Ochsen.

Der Jüngling war müde und wollte sich in seiner Hütte schlafen legen. „Wo ist meine Lanze?" fragte der Freund. Sein Gesicht war von Neid ganz entstellt. „Deine Lanze ist im Körper des Häuptlings steckengeblieben", antwortete der erste. „Ich will meine Lanze wiederhaben", der zweite. „Ich gebe dir die Hälfte meiner Muscheln und Ochsen dafür", der erste. „Ich will keine Muscheln und keine Ochsen, ich will meine Lanze", der zweite. Der erste überlegte und sagte dann: „Morgen will ich dir deine Lanze zurückbringen."

Als er ausgeschlafen hatte, band er ein Pferd los und ritt davon. Vor dem Dorf wartete eines der jungen Mädchen und sagte: „Warte, ich reite mit dir. Wenn du sterben mußt, will ich mit dir sterben." Er redete ihr vergeblich ab und ließ sie endlich aufsitzen.

So kamen sie zum Dorf der Feinde. In einem Teich badeten da mehrere junge Mädchen. Eine fragte: „Junger Mensch, wer bist du? Was willst du hier?“ Er antwortete: „Wer bist du?“ „Ich bin die Tochter des Häuptlings.“ „Nun gut. Ich bin der, der deinen Vater mit der Lanze durchbohrt hat. Jetzt bin ich da, um meine Lanze wiederzuholen.“ Das junge Mädchen sah ihn lange an und seine Begleiterin. „Komm mit,“ sagte sie dann, „ich will dir deine Lanze geben.“ Der Jüngling stieg ab, ließ Freundin und Pferd vor dem Dorf und ging ohne Furcht mit dem fremden Mädchen.

Die Leute im Dorf fragten: „Was ist das für ein Fremder?“ Sie gaben aber beide keine Antwort und traten in das Haus des Häuptlings. Sie nahm mehrere Lanzen und fragte: „Ist deine darunter?“ Er sah alle genau an und sagte: „Nein, sie ist nicht darunter.“ Sie brachte andere und zum dritten Male andere. Endlich sagte er: „Hier ist meine.“ Sie sagte: „Warte hier, bis ich die anderen Lanzen zurückgestellt habe. Ich komme wieder.“

Er wartete. Sie kam wieder und sagte: „Jüngling, ich liebe dich. Nimm mich mit dir. Aber sowie ich auf deinem Pferd sitze, werde ich des

Scheins wegen anfangen zu schreien. Dann treibe dein Pferd, was du kannst."

Sie gingen vors Dorf. Da ließ er beide Mädchen vor sich aufsitzen und schlug das Pferd an. Sofort schrie die Tochter des Häuptlings: „Hilfe! Er entführt mich! Das ist der, der meinen Vater durchbohrt hat."

Viele Reiter jagten hinter ihnen her und immer mehr. Sie kamen an einen Fluß. „Schnell, schnell," sagte der Jüngling zum Fährmann, „setz uns über." „Nur, wenn du mir eins der beiden Mädchen schenkst." Da nahm die Tochter des Fährmanns ein Ruder, schlug ihren Vater tot und setzte die beiden mitsamt dem Pferd über. Am andern Ufer aber sagte sie zu dem Jüngling: „Ich liebe dich, nimm mich mit." Er ließ sie aufsitzen, so daß alle drei Mädchen vor ihm saßen, und sie ritten davon.

Aber bald überkam ihn wieder eine so große Müdigkeit. Er legte sich unter einen Baum und schlief. Die drei Mädchen saßen neben ihm, sahen in sein Gesicht und warteten.

Er wurde nicht mehr wach. Die Mädchen sahen, daß er gestorben war. Sie weinten, sie rüttelten ihn — umsonst. Sie schrien und rissen in der Verzweiflung an dem Baum, als ob der helfen

könne. Da trat eine Fee aus dem Baum und fragte: „Was gibt es denn? Was weint ihr so?" Sie riefen: „Sieh, unser Freund ist tot. Der schönste und mutigste von allen."

Die Fee sah den Gestorbenen an. „Wenn ich ihn lebendig mache, kann er dann uns allen vieren gehören?" „Ja, ja," riefen sie, „wir sind einverstanden."

Die Fee benetzte ihren Finger mit dem Naß von ihren Lippen und bestrich ihm die Augen damit. Bald schlug der Jüngling die Augen auf, erhob sich und ging im Gras umher.

Er nahm alle vier Frauen vor sich auf das Pferd, saß ganz hinten, hielt die Lanze vor sich auf dem Schoß. So ritten sie in sein Dorf hinein, und das erste, was er tat, war, daß er dem andern die Lanze zurückgab.



Die verlorene Schwester

Es starb einmal ein Elternpaar und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die noch sehr jung waren. Sie blieben zusammen in einer Hütte, fern von Nachbarn, und gewannen sich jeden Tag lieber.

Wagatscharaibu, der Bruder, hatte lange Haare, und die Mädchen sahen ihn gerne. Uweru, die Schwester, aber fürchtete sich sehr, als er anfing, abends zu seinen Freunden zu gehen. „Immer schleichen Männer um die Hütte, wenn du fort bist", sagte sie. Aber er lachte sie aus.

Da, in einer Nacht, kamen wirklich Männer, ergriffen Uweru und schleppten sie fort. Als der Bruder heimkam, hörte er nur noch in der Ferne ihren Hilferuf.

Er klagte: „Wer wird mir nun meine Haare scheren?" und warf sich sofort in den Busch, um sie zu retten. Ab und zu noch hörte er ihre Stimme, aber er bekam sie nicht zu sehen.

Er ging und ging. Einen Monat lang. Immer noch sah er ihre Spur. Aber es waren keine Menschen mehr da, die ihm zu essen geben konnten. Die letzten hatten ihm gesagt: „Kehr um, wo willst du denn da noch hin?“ Aber er trug einen Hut aus Leder und fing an, den Hut zu essen.

Einen Monat ging er und wieder einen Monat. Er sah an seinem Schatten, wie dünn er geworden war. Als der Hut aufgegessen, fing er an, sich von seinen Kleidern zu nähren, die auch aus Leder waren.

Längst hatte er jede Spur der Schwester verloren. Er ging nur immer in der Richtung weiter. Sein Haar wuchs zu einem dichten Wald zusammen. Wenn er mit der Hand zufällig an seine Brust traf, tat er sich weh, so scharf waren seine Rippen geworden. Von seinen Füßen blieb eine blutige Spur zurück. Und von Sonne und Ausschauen fingen seine Augen an, blind zu werden. So war er drei Jahre unterwegs, und die Leute dachten, daß er irrsinnig geworden wäre.

Eines Abends kam er an eine große Hütte, sah eine Frau darin kochen und ging hinein und bat um etwas zu essen. Die Frau gab ihm etwas. Er saß im Schatten und sah die Frau aus seinen entzündeten Augen an und sagte: „So schön und

voll wäre jetzt meine Schwester, und ebenso singend ginge sie jetzt in der Hütte umher." Er legte sich wie ein Hund vor die Tür und schlief die Nacht da.

Am nächsten Morgen ging er mit dem kleinen Sohn der Frau ins Kornfeld, um die Vögel zu vertreiben. Er warf mit Steinen nach den Vögeln, und bei jedem Stein sagte er: „Fliege fort, kleiner Vogel, wie Uweru fortgeflogen ist und nicht wiederkam."

Am Abend sagte der Junge heimlich seiner Mutter, was der Fremde immer für einen Spruch rufe. Aber die Mutter kümmerte sich nicht darum. Ebenso am zweiten und dritten Tage. Am vierten Tage aber ging sie ungesehen mit auf das Feld und hörte nun selber den Spruch.

Sie fragte den Mann, warum er diese Worte rufe. Er antwortete: „Ich hatte eine Schwester, die hieß Uweru. Man hat sie mir nachts aus dem Hause getragen. Sie rief, aber ich konnte sie nicht einholen. Jetzt bin ich drei Jahre auf dem Weg nach ihr, aber ich habe sie nicht wiedergesehen."

Da sah die Frau ihn an, nahm ihn bei der Hand, drehte ihn zur Sonne, sah ihn wieder an und begann plötzlich laut aufzuweinen. „Ich bin Uweru," sagte sie, „bist du wirklich mein Bruder?

Ich habe dich nicht erkannt. Du warst schön und voll. Du hattest gepflegtes Haar. Du hattest Kleider aus Leder und warst jung. Aber nun dachte ich, du seiest ein alter Mann. Komm schnell ins Haus. Ich will dich baden und kämmen und kleiden und sehen, ob du mein Bruder Wagatscharaibu bist."

Sie ging zu ihrem Mann, sagte ihm alles und erhielt zwei Schafe und zwei Ziegen, schlachtete sie, gab dem Fremden das Fleisch zu essen, schnitt und fettete ihm das Haar, nähte ihm aus den schwarzen und weißen Fellen ein schönes Kleid. Sie schenkte ihm Armbänder von Messing und Halsringe von Eisen und sagte: „Jetzt sehe ich's. Ja, du bist mein Bruder Wagatscharaibu." Darauf gab sie ihm einen Speer. Das war derselbe, den ihr Mann getragen hatte, damals, als er sie raubte.

Nun war die Stunde der Rache gekommen. Nun konnte er ins Haus gehen, nun konnte er kämpfen und töten. „Fast noch sehnlicher, als ich dich gesucht habe," sagte er zu Uweru, „habe ich darauf gewartet, den Räuber zu finden und zu strafen."

Er ging ins Haus. Da stand der Mann ohne Waffe und rührte sich nicht und sah ihn an. Da

ließ Wagatscharaibu die Hand sinken, warf den Speer an die Erde und umarmte den Mann.

Der Mann gab ihm Schafe, Ziegen und Ochsen. Wagatscharaibu kaufte sich ein Mädchen, und sie bauten sich eine Hütte neben der Hütte der Schwester.

Das schöne Kind

Eine Frau hatte eine überaus schöne Tochter. Obwohl das Dorf groß war und viele schöne Mädchen darin, kam keines dieser einen gleich. Die Menschen konnten nicht satt werden, sie anzusehen. Und Tjara jauchzte sehr.

Wenn morgens die Mädchen alle zusammen in die Wiesen gingen, die Schafe zu weiden, da standen die fremden Leute und fragten: „Wem gehört das schöne Kind?" Die Knaben brachten ihr Eisenkugeln zum Geschenk, die sie ihren Schwestern und Müttern wegnahmen.

Eines Tages trieben wieder alle Mädchen ihre Schafe zusammen, um zum Fluß zu gehen. Sie kamen an den Kuhhirten vorbei. Die Mädchen fragten: „Na, wir sind natürlich alle schön, aber welche ist die schönste?" Die Hirten sagten: „Natürlich, ihr seid alle sehr schön. Aber soviel länger dieser Mittelfinger ist als die anderen, soviel schöner ist diese eine da als ihr alle miteinander."

Dann kamen die Mädchen an den Holzfällern

vorbei. Sie fragten auch die. Die Holzfäller sagten: „Soviel höher sich dieser eine Baum erhebt als alle anderen, sovielmal schöner ist diese eine unter euch als ihr alle zusammen." Und Tjara jauchzte sehr.

Die Mädchen fragten die Männer, die beim Beerenpflücken waren. „Alle seid ihr schön," sagten die Männer, „aber wenn man euch alle im Korbe hätte, dann würfe man euch doch weg für diese eine da." Und Tjara jauchzte sehr.

Da wurden die Mädchen stumm und bekamen böse Gesichter. Sie winkten einander zu, und die größte von ihnen flüsterte: „Geduld, es ist noch nicht aller Tage Abend." Tjara aber spürte Unheil und vermochte nicht mehr zu singen.

Am nächsten Morgen stellte sich Tjara mit ihren Schafen auf dem Sammelplatz nicht ein. Da gingen die Mädchen vor ihre Hütte und riefen: „Wo bleibst du heute? Komm doch schnell." Tjara rief aus der Hütte: „Nein, ich kann heute nicht mitgehen, ich habe so arge Kopfschmerzen." „Wir spielen", riefen die Mädchen. „Nein," rief Tjara, „meine Kopfschmerzen sind zu groß." Die Mutter hörte das und sagte: „Ach was, geh doch mit deinen Freundinnen."

Da stand Tjara auf, holte die Schafe aus dem Stall und ging mit.

Alle jauchzten, nur Tjara war still. Am Fluß setzten sie sich alle hin. Die größte rief: „Jetzt sitzt einmal alle ruhig! Keine darf sich umdrehen. Jetzt wollen wir etwas verstecken.“ Da setzte sich ein Kind Tjara auf die Herzgrube. „Aber was machst du? Geh doch von mir hinunter“, sagte Tjara. Aber die andere hörte nicht darauf und machte sich immer schwerer. „Du erdrückst mich, ich sterbe“, keuchte Tjara. Aber die anderen Mädchen kamen und hielten die, die auf Tjaras Herzen saß, fest.

Eine Freundin Tjaras war unter den Mädchen. Die rief: „Was tut ihr? Ihr tut das absichtlich. Geh doch hinunter!“ Aber sie hielten das Mädchen auf Tjaras Herzgrube fest, bis Tjara tot war.

Die Freundin weinte und sagte: „Was sollen wir nun zu Hause sagen?“ Als sie abends ins Dorf kamen, fragten die Beerensucher, die Holzfäller und die Kuhhirten: „Wo ist denn das Mädchen, das so schön ist?“ Die Mädchen antworteten: „Sie hatte Kopfschmerzen und ist schon vor uns nach Haus gegangen.“ Die Männer sagten alle: „Hier vorbei ist sie nicht gekommen.“

Die Mutter des Mädchens ging noch in der

Nacht an den Fluß und suchte. Aber sie fand nichts. Sie suchte auch am nächsten Tag und fragte Reisende, die daherkamen. „Ja," sagte einer von diesen, „dahinten liegt ein totes schönes Kind."

Die Mutter ging hin und weinte. „Was geschieht doch alles an den Flüssen!" sagte sie, „jetzt müssen die Frauen zur Trauer ihren Lederschmuck ablegen."

Sie trug den Leichnam auf dem Rücken heim, und die Leute des Dorfes begruben ihn unter lauten Klagen.



Der Erretter der Welt

In der Urzeit erschien auf Erden ein Ungeheuer. Es hatte nur ein einziges Auge, das war so groß und gewölbt wie ein Hügel. Seine Zunge hatte eine Länge von einer Meile, und sein Schwanz hing über das Ende der Erde hinaus. Mit seinem Rachen konnte es einen Wagen mit zwei Ochsen auf einen Biß verschlingen. Es kroch über Täler und Berge und leckte mit seiner Zunge Menschen und Tiere in seinen Rachen. Schließlich gab es nicht Menschen und nicht Tiere mehr auf Erden. Die Städte und Dörfer zerfielen. Schakale und Schlangen hausten in den Trümmern.

Nur eine schwangere Frau hatte sich, mehr um der Frucht ihres Leibes willen, in das tiefste Dickicht des Waldes gerettet, wohin ihr das Untier nicht nachkommen konnte, weil es allzu dick vom Fraß geworden war.

Hier lebte nun die Frau und gebar bald einen Knaben. Als sie ihn ansah, erstaunte sie sehr,

denn er hatte schon Zähne im Mund und konnte von der ersten Stunde an sprechen. Da ahnte sie, daß er von Gott gesandt war.

Der Knabe wuchs in einem Monat so groß heran wie andere in zehn Jahren. Sein Verstand, seine Kraft, sein Mut aber wuchsen so, daß er einem Manne von zwanzig gleichkam.

Er schmiedete sich aus Eisen einen mächtigen Speer. Jeden Morgen zog er gegen wilde Tiere aus, die seine Mutter bedrohten, und tötete sie. Selbst gegen Löwen kam er auf, und kein Tier wagte sich mehr in seine Nähe. Aber er kämpfte weiter, nur aus Freude am Kampf. Er suchte die Gefahr auf und hatte immer Verlangen, einen noch gefährlicheren Gegner anzutreffen, als es selbst die Löwen waren. Die Mutter hörte den freudigen Aufschrei seiner Stimme von überall her, wenn er im Ringen war, und sie zitterte.

Eines Tages nun kam der Knabe unvermutet zu den Trümmern der Menschenhäuser. Heimgekehrt, fragte er seine Mutter, was für Leute da gewohnt hätten. Da erzählte ihm die Mutter von dem Ungeheuer, das dieses Unglück über die Menschheit gebracht hatte, und sie warnte und flehte ihn an, nur ja nicht dem Tier zu nahe zu kommen.

Aber schon in der Frühe des nächsten Morgens machte sich der Knabe auf den Weg. Die Mutter konnte ihn nicht halten trotz tausend Tränen und Bitten. Er trug als Waffe nur seinen Speer.

Er ging Tag und Nacht. Seine Füße bluteten. Seine Augen schmerzten und entzündeten sich vor lauter Ausschauen.

Am dritten Tag endlich fand er etwas Dickes, Schwarzes durch den Wald liegen, eine Meile lang. Das war die Zunge des Tieres, das da lag und verdaute.

Blitzschnell schlug der Knabe mit seinem Speer die Zunge in der Mitte entzwei. Er ging weiter. Da lag das Tier als ein ungeheurer langer Berg, der sich vor Schmerzen wand und unter seinen Windungen tausend Bäume zerbrach.

Plötzlich schnappte der aufgesperrte Rachen nach dem Knaben. Noch schneller sprang der Knabe zur Seite und warf seinen Speer in das Auge.

Jetzt war das Tier blind, und der Knabe konnte nun drauflosstechen, bis das Tier tot war.

Beim letzten Stich hörte der Knabe drinnen im Bauch des Tieres ein Rind vor Schmerz brüllen. Nun tastete er den Bauch ab und versuchte, wo er ihn aufschneiden könnte. An einer

zweiten Stelle heulte ein Hund, an einer dritten Stelle endlich schrie ein Mensch: „Vorsicht! Du verwundest mich."

Da wollte er erst ablassen. Aber dann dachte er: „Wenn ich euch auch ein wenig Schmerz zufüge, das ist doch immer noch besser, als ihr es sonst gehabt hättet." Damit schnitt er den ganzen Bauch der Länge nach auf.

Da kamen sie alle heraus, Menschen und Tiere, blinzelten ins Licht und machten sich gleich in langen Zügen auf den Weg nach ihren Dörfern.

Unterwegs fingen sie an zu streiten, als sie die Tiere verteilen wollten, und konnten nicht zur Einigung kommen. Da wies der Knabe jedem das Seinige zu. Sie bauten ihre Häuser wieder auf, und der Knabe zog mit seiner Mutter zu ihnen.

Eines Tages kamen die ältesten der Leute zusammen zu einem großen Rat. Der älteste von allen sagte: „Wir müssen einen König haben. Nicht ich, nicht einer von euch, der Knabe soll es sein."

Andere aber sagten: „Er hat uns mit seinem scharfen Speer verwundet, das müssen wir ihm noch heimzahlen." Die dritten sagten: „Das geht doch nicht mit natürlichen Dingen zu. Das ist

doch kein Mensch. Das ist ein Zauberer. Wozu brauchen wir ihn noch? Man muß ihn totschlagen."

Gegen alles Zureden der Vernünftigen fielen die Bösen, die in der Überzahl waren, über den Knaben her, alle auf einmal, und schlugen ihn mit Holzkeulen tot.

Aber einige Menschen, darunter seine Mutter, sahen ihn noch am gleichen Abend zum Himmel aufsteigen über eine silberne Treppe. Er hatte einen Schein um sich wie ein Gott.

Der Knabe auf dem Stuhl

Mrile war ein Knabe, der immer still an der Erde saß und die Palmen ansah, wenn seine beiden kleineren Brüder lärmten.

Eines Morgens ging er mit seiner Mutter ins Feld, um eßbare Wurzeln auszugraben. Da nahm er mit einem Male eine Wurzel in die Hand, wie etwas ganz Besonderes, das man nur leise anfassen durfte, und sagte: „Sieh mal her, Mutter, hier ist eine Wurzel, die ist so schön wie mein kleinster Bruder.“ Die Mutter aber sagte: „Wie kann eine Wurzel so schön sein wie ein Menschenkind?“ Da versteckte Mrile die Wurzel in sein Hüfttuch, während die Mutter alles, was sie gesammelt hatte, zusammenband und heimtrug.

Als die Mutter in der Hütte war, legte Mrile seine Wurzel heimlich in die Höhlung eines alten Baumes. Den ganzen Abend saß er davor und hauchte sie immer an.

Und sogleich am andern Morgen ging er wieder hin. Da war die Wurzel über Nacht zu einem Menschenkind geworden, nur sehr klein, aber dabei schon ausgewachsen, mit lockigen Haaren, Zähnen und fertigen Fingerchen.

Mrile sagte, er habe auf dem Felde zu tun, und seine Mutter gab ihm immer Essen mit. Das trug er alle Tage zu dem Kind in die Baumhöhle. Er selbst aber kam immer magerer zurück.

Da sagte der Vater zur Mutter: „Was ist das mit Mrile? Er wird ja immer magerer. Er geht ja schon ganz schwankend. Wo kommt das Essen hin, das er immer fortträgt?"

Am nächsten Tag gingen seine Brüder ihm von fern nach. Da sahen sie, wie er das Essen in die Baumhöhle schob. Abends, als Mrile nach Hause ging, schlichen sie hinzu und fanden das Kind unter einer Decke aus Grashalmen liegen.

Schnell kehrten sie zurück und sagten das der Mutter. Sie aber sagte: „Was soll das für ein Kind sein, das in einer Baumhöhle wohnt?" Sie antworteten: „Komm doch mit, dann wirst du es sehen."

Sie führten die Mutter an den Baum, und siehe: in der Höhle lag wirklich ein Kind, nicht

schwarz, sondern honiggelb von Haut. Da nahm die Mutter einen Stein und tötete das Kind.

Als Mrile am nächsten Morgen mit dem Essen kam, fand er das Kind getötet. Er kehrte nach Hause zurück, setzte sich in die dunkelste Ecke und weinte. Die Mutter fragte ihn: „Warum weinst du, Mrile?“ Er antwortete: „Es ist der Rauch.“ Da sagte der Vater: „Setz dich hierher auf die andere Seite.“

Er aber weinte weiter. Sie fragten: „Warum weinst du denn immer noch?“ Er antwortete: „Der Rauch, der Rauch.“ Da sagte die Mutter: „Nimm dir Vaters Stuhl und setz dich vor die Hütte ins Freie.“ Er nahm den Stuhl, setzte sich unter einen Baum, weinte aber immer weiter.

Als es Abend wurde, sagte Mrile: „Stuhl, steig in die Höhe.“ Da stieg der Stuhl in die Höhe und blieb an dem Baum hängen. Nach einer Weile sagte Mrile wieder: „Stuhl, steig in die Höhe.“ Der Stuhl stieg über den Baum hinaus.

Gerade traten die zwei kleinen Brüder in den Hof und sahen, wie Mrile zum Himmel auffuhr. Schnell riefen sie die Mutter: „Mrile fährt in den Himmel hinauf!“

Die Mutter sagte: „Was schwätzt ihr da? Wie soll denn ein Mensch in den Himmel hinauf-

fahren?" Die Kinder sagten: „Komm doch schnell und sieh!" Die Mutter lief auf den Hof, um nachzusehen, und da sah sie Mrile schon hoch oben und klein. Sie rief: „Mrile, kehre zurück! Kehr zurück, mein Kind! Kehr zurück!"

Mrile aber antwortete, und seine Stimme klang ganz dünn: „Ich kehre nie mehr zurück! Ich kehre nie mehr zurück! Mutter, ich kehre nie mehr zurück!"

Die Mondtochter

Kimanaueze hatte einen Sohn. Der wuchs heran und nahm seinem Vater den Platz in der Hütte weg. Zudem saß er immer mit einem unerklärlich traurigen Gesicht da.

„Warum heiratest du nicht endlich?“ fragte der Vater. „Ich will kein Mädchen aus unserem Dorf.“ „Dann nimm dir eine aus dem nächsten Dorf.“ „Ich will auch keine aus dem nächsten Dorf.“ „Dann lauf bis ans Meer und such dir eine.“ „Ich will überhaupt kein Mädchen von dieser Erde.“ „Was? Woher denn sonst willst du eine nehmen?“ „Es müßte schon die Tochter von Sonne und Mond sein.“ Die Verwandten und Nachbarn sagten: „Wer kann da hinauf?“

Der Sohn ging zum ersten besten Vogel an der Straße. „Ich traue mich kaum über die Bäume, da fangen schon die Stürme an“, sagte der Vogel.

Der Sohn ging zum Habicht. Der Habicht sagte: „Ich kann nicht höher als die Berge, da fangen die Wolken an."

Der Sohn ging zum Adler. Der Adler sagte: „Ich kann bis an die Wolken fliegen, aber da wird es so kalt, daß mir die Flügel frieren."

Da kam der Frosch und sagte: „Schreibe getrost einen Brief, ich befördere ihn hinauf." „Mach, daß du fort kommst! Wenn die besten Vögel sich nicht trauen, dann kommst du daher?" „Gib den Brief. Ich besorge ihn." Da setzte sich der Sohn an einen Tisch und schrieb einen Werbebrief an die Mondkönigin. „Ich, der Sohn des Kimanaueze, bitte dich um Erlaubnis, deine Tochter heiraten zu dürfen." Diesen Brief gab er dem Frosch.

Der Frosch ging zum Brunnen. Hierhin kamen auf dünnen Strahlen immer die Mägde der Mondkönigin, um Wasser zu holen. Als sie den Krug in den Brunnen hinabließen, schlüpfte schnell der Frosch in den Krug hinein. Die Mägde merkten nichts und trugen den Krug wieder hinauf. Als sie oben den Krug im Vorraum abgesetzt hatten, kletterte der Frosch hinaus, spuckte den Brief aus seinem Maul und legte ihn auf eine Ecke des Tisches. Dann versteckte er sich.

Die Mondkönigin fand den Brief. Sie las ihn und fragte: „Der den Brief geschrieben hat, wohnt auf der Erde. Ich aber wohne im Himmel. Wer hat den Brief heraufgebracht?" Sie nahm den Brief und legte ihn gut fort. Abends schlüpfte der Frosch wieder in den leeren Krug und ließ sich mit hinuntertragen. Unten stieg er hinaus und ging sogleich zum Sohne hin. „Dein Brief ist abgegeben", sagte er. „Wo hast du denn Antwort?" fragte der Sohn. „Warte nur ab," sagte der Frosch, „es wird dir schon eine Antwort gebracht werden."

Aber sechs Tage vergingen, und es wurde keine Antwort gebracht. Da schrieb der Sohn einen zweiten Brief. Er schrieb so: „Ich habe noch keine Antwort erhalten. Sage entweder ja oder nein. Aber es ist nicht höflich, überhaupt keine Antwort zu schicken."

Der Frosch ließ sich mit dem Brief wieder hinauftragen und legte ihn heimlich wieder an dieselbe Stelle. Als die Königin den neuen Brief fand, sagte sie zu den Mägden: „Bringt ihr immer die Briefe mit?" Die Mägde sagten: „Wir? Nein."

Nun schrieb die Königin eine Antwort. „Sohn des Kimanaueze, der du mir immer die Briefe

schreibst, komm doch erst einmal herauf und zeige dich. Auch bringe ein Brautgeschenk mit, wie es Sitte ist." Sie legte den Brief auf dieselbe Tischecke, wohin der Frosch immer seine Briefe legte, und ging aus dem Vorraum hinaus. Der Frosch nahm den Brief, ließ sich wieder heimlich im Krug hinuntertragen und brachte den Brief sofort dem Sohn hin.

Der Sohn sprang vom Bett auf, öffnete den Brief und las. „Also bist du doch oben gewesen", sagte er zum Frosch. Noch in der Nacht schrieb er einen dritten Brief. So schrieb er: „Hier ist mein Verlobungsgeschenk. Teile mir nun weiter mit, wie hoch du das Hochzeitsgeschenk selbst wünschst." Dann nahm er acht Goldstücke aus seines Vaters Schublade und gab sie mit dem Brief dem Frosch.

Der Frosch sagte: „Ich will alles besorgen. Aber hinauf kann ich erst am nächsten Abend, denn der Weg ist für zweimal am Tag zu weit." Die Königin fand den Brief und die acht Goldstücke richtig auf der Tischecke. Sie las den Brief, und dann erzählte sie alles ihrem Mann, dem Sonnenkönig.

Der Sonnenkönig war keineswegs erzürnt und sagte: „Richte ein Essen her für den, der den Brief gebracht hat." Die Königin sagte: „Ich kenne ihn

ja nicht." Der König sagte: „Richte es nur her und stelle es auf den Tisch." Nun wurde ein großes Huhn getötet und mit Mais zusammen gekocht. Alles wurde mit Tellern, Gabel und Messer auf den Tisch gestellt. Dann machten sie die Tür zu.

Der Frosch kam aus seinem Versteck, stieg auf den Tisch und ließ es sich schmecken wie noch nie. Er wischte sich sogar den Mund am Tuch ab. Dann versteckte er sich wieder. Inzwischen hatte die Königin ihre Antwort geschrieben. So schrieb sie: „Lieber Sohn des Kimanaueze, deinen Brief und das Verlobungsgeschenk habe ich richtig erhalten. Die Höhe des Hochzeitsgeschenkes aber beträgt sechsmal soviel." Diesen Brief nahm der Frosch wieder mit hinunter.

Sechs Tage brauchte der Sohn, um soviel Geld zusammenzubringen. Aber die Sorge war auch noch, ob der Frosch alles in seinem Maul hinauftragen könne.

Es ging trotzdem, wenn auch den Frosch die Kiefer schmerzten. Dazu schrieb der Sohn so: „Hier ist das Hochzeitsgeschenk. Bald werde ich selbst kommen, um meine Braut zu holen!"

Die Mondmägde wunderten sich doch, warum heute der Krug so schwer wäre. Aber sie hatten die letzte Nacht getanzt, zur Verlobungsfeier, und

dachten, daß sie nur so sehr müde wären und ihnen deshalb der Krug so schwer vorkomme.

Diesmal ward für den Frosch ein ganzes Schwein gebraten. Er brauchte lange, um es hinunter zu bekommen. Aber er wurde doch damit fertig. Als er wieder auf der Erde war, fühlte er sich zu schwer, um noch in der Nacht zum Sohne hinzugehn. Deshalb verkroch er sich zwischen dicke Blätter und schlief erst einmal tüchtig.

Als er am nächsten Morgen, fast war es schon Mittag, zum Sohn hinkam, wartete dieser schon ungeduldig mitten am Wege. „Das Hochzeitsgeschenk ist richtig abgegeben denen, bei denen ich war," sagte der Frosch, „aber jetzt mußt du selbst den Tag bestimmen, an dem du deine Frau holen willst." „Es ist gut", sagte der Sohn. So vergingen zehn Tage.

Endlich kam der Sohn an den Brunnen und sagte: „Frosch, ich brauche jemanden, der mir die Braut holt. Aber ich finde keinen. Jeder sagt: Ich kann nicht an den Himmel. Was soll ich nun machen?" „Unbesorgt," sagte der Frosch, „das ist meine Sache."

Der Sohn aber sagte bekümmert: „Die Briefe, ja, hast du besorgen können. Aber wie willst du mir die Braut zuführen? Das kannst du nicht."

„Quäl dich nicht unnütz“, erwiderte der Frosch, „und denk nicht so geringschätzig von mir. Ich werde es schon machen.“ „Gut,“ sagte der Sohn, „ich will es versuchen mit dir!“

Der Frosch ließ sich noch am selben Abend hinauftragen und ging sofort in das Zimmer, wo die Tochter der Mondkönigin schlief. Jetzt sah er erst, was das für ein schönes Mädchen war, wie er auf der Erde nie eins gesehen. Er nahm ihr ein Auge heraus, dann nahm er auch das andere heraus und band die Augen in ein Tuch.

Am andern Tag waren auf dem Mond längst alle auf und bei der Arbeit. Nur die Tochter fehlte. „Wo ist die Tochter?“ sagten alle. Die Mutter ging zu ihr und fragte: „Warum stehst du nicht auf? Gerade heute ist soviel zu tun im Haus.“ Die Tochter sagte: „Meine Augen sind geschlossen, ich kann nicht sehen.“

Da schickte der Vater zwei Männer zum Wahrsager, damit sie Rat holten. Die Männer sagten nichts davon, warum sie kämen und was geschehen sei. Aber der Wahrsager warf mit den Zauberwürfeln und sagte: „Jemand ist krank. Und es ist eine Frau, die krank ist. Und es sind ihre Augen, die krank sind.“ Die Männer sagten: „Es ist so.“ Der Wahrsager würfelte wieder und sagte: „Die

kranke Frau ist noch nicht verheiratet. Der Bräutigam hat sie verzaubert. Das bedeutet: Schickt meine Frau zu mir. Sonst muß sie sterben."

Die Männer gingen zum König und brachten ihm Bescheid. Der König sagte: „Also wollen wir noch eine Nacht schlafen. Dann, morgen, soll sie zur Erde hinunter."

Schnell schlüpfte der Frosch in den Krug, ließ sich zur Erde bringen, eilte, so schnell er konnte mit seinen kurzen Beinen, zu dem Sohn des Kimanaueze und sagte: „Hallo! Morgen kommt deine Braut! Richte alles her." Da schlug ihn der Sohn und schrie: „Mach, daß du fortkommst! Nie will ich dich wiedersehen, du Lügner!" Der Frosch sagte nichts und ging zum Brunnen. Da versteckte er sich.

Am nächsten Abend kam auf den Strahlen des Mondes die Tochter der Mondkönigin zur Erde, zwischen vielen Mägden, die Kleider und Goldschmuck für sie trugen. Die Mägde weinten und konnten sich noch gar nicht entschließen, von der Tochter fortzugehn.

Aber die Tochter war sehr freudig und winkte ihnen noch lange hinauf. Erst als sie ganz allein dastand neben dem Brunnen und die Mägde so

fern gestiegen waren, daß sie sie nicht mehr hörte, ward sie voll Furcht. Das Rauschen der Bäume, das sie vom Mond her nicht kannte, machte sie noch furchtsamer. Auch hörte sie keinen Schritt von jemand, der kam, um sie zu holen. Keine Stimme rief ihr zur Begrüßung zu. Schon öffnete sie den Mund, um wie ein Kind nach ihrer Mutter zu rufen, da spürte sie etwas auf ihrem Fuß, und dann hörte sie eine Stimme: „Ich bin es, ich, der Frosch. Ich bringe dich zu deinem Manne." Zugleich band er die Augen aus dem Tuch und gab sie ihr zurück. Da sah sie ihn und sah die Bäume und den Glanz des Mondes und ging mit dem Frosch.

Die Hütte des Sohnes war schon verschlossen. Alles schlief schon. „Klopf an!" sagte der Frosch. Da klopfte die Mondtochter an. „Wer ist da?" rief der Sohn. „Deine Frau steht hier", rief der Frosch. Da kam der Sohn schnell vor die Tür. Er sah die Braut an, und sie ihn. Sie sahen nur noch beide sich an. „Komm morgen an den Brunnen und hol alle Kleider und Goldsachen, die da sind", sagte der Frosch und ging davon.

Aber die beiden sahen sich nur an und gingen Hand in Hand ins Haus. Der Sohn war über und über beglänzt von dem Schein, den seine Frau um

sich hatte. Er brauchte nicht einmal Licht zu machen.

Aber am nächsten Morgen standen alle Leute des Dorfes auf den Zehen und sahen durch das Fenster nach der Tochter der Mondkönigin. Da lachte sie allen zu, rief ein paar Worte in fremder Sprache und versteckte ihre Hände unter dem Kleid, weil sie so leuchteten.

Die Mutter, die ins Wasser sprang

Ein wilder Mann war der König von Tonga. Immer war er auf Seefahrten, um zu rauben, am liebsten Frauen. Mit ihm fuhr alles, was an grausamen und verdorbenen Männern auf Tonga war.

Eines Tages, als der König mit seinen Gesellen mitten auf dem Meer trieb, stieg eine schwarze Wolke am Himmel auf. Ein ungeheurer Wind schlug aus dem Wasser haushohe Wellen hoch. Das Segel zerriß, der Mast zersplitterte. Das Boot jagte mit den Wellen die ganze Nacht dahin — wohin, wußte niemand. Die Ruder waren nicht mehr zu gebrauchen.

Am nächsten Morgen war das Meer wieder ruhig, und die Sonne strahlte. „Welch ein Glück, daß wir wenigstens das Leben gerettet haben," sagte der König, „aber nun zu den Rudern, daß wir nach Hause kommen."

Alle griffen zu. Am Mittag mußten sie abwechseln. Eine Stunde mußte die eine Hälfte rudern, eine Stunde die andere Hälfte. Aber immer noch nicht zeigte sich über den Wassern irgendwo eine Bergspitze. Die ganze Nacht durch ruderten sie. Als auch am zweiten Morgen nichts als das Wasser zu sehen war, legten die Männer die Ruder weg und sagten: „Wir können nicht mehr. Wir sind zu schwach. Wir haben Hunger."

„Ist denn nichts mehr zu essen da, gar nichts mehr?" fragte der König. „Gar nichts mehr", sagten alle. „Seht einmal am hintern Ende des Bootes nach, da gibt es noch was", sagte der König und winkte heimlich mit den Augen einem jungen Mann zu.

Im hintern Ende aber saßen die Frauen.

Der junge Mann stand auf und ging hin und war so schwach, daß er seine große Holzkeule kaum tragen konnte. Die Frauen richteten sich mit Entsetzen ein wenig auf, denn sie ahnten, was sich ereignen sollte. Der junge Mann suchte sich die hübsche, gut genährte Talingo aus und sagte: „Steh auf, Talingo, du sollst einmal zum König kommen."

Talingo stand auf, ihr Kind an der Brust, und ging schwankend und gelähmt dorthin, wo der

König saß. Plötzlich hob der junge Mann die Holzkeule über ihrem Kopf hoch.

Talingo aber schrie auf und sprang schnell ins Wasser mit ihrem Kind.

„Schnell meinen Speer", rief der König gierig lachend, setzte den linken Fuß auf den Bootsrand und schaute voll Spannung auf das Wasser, um das Mädchen, sowie es auftauchte, zu treffen.

Aber Talingo tauchte unter dem Boot her und kam auf der andern Seite wieder in die Höhe. Hier hielt sie sich fest. Nach einiger Zeit sagten alle: „Die Haifische haben sie mit dem Kind gefressen."

Talingo, immer unter dem Holz verborgen, hörte, wie der junge Mann den König fragte: „Die erste ist mir entwischt, wen soll ich jetzt nehmen?" Sie hörte den König schreien: „Jawohl, entwischt! Und jetzt wollen wir dich nehmen." Sie hörte, wie die Holzkeule den Jüngling traf, sie hörte seinen Todesschrei, sie hörte das Geschwätz der übrigen, die das Opfer zubereiteten und nun wieder heiter waren, da es zu essen gab. Sowie es Nacht war, ließ Talingo das Boot los. Sie nahm ein Ruder, das unbeachtet dalag, während alle schmausten, und schwamm leise fort, nachdem sie das Kind auf die breite Schaufel

des Ruders gelegt hatte. Sie schwamm und schwamm, ohne zu wissen wohin.

Mehrere Tage mußte sie auf dem Wasser treiben. Sie säugte ihr Kind. Mit der freien Hand schlug sie nach den großen Vögeln, die immer herankamen. Einmal, da sie zu erschöpft geworden war, erreichte einer dennoch das Kind und hackte ihm ein Auge aus.

Endlich aber ward Talingo von den Wellen an einen fremden Strand geworfen. Mit ihren letzten Kräften kroch sie an den Fuß einer Palme und schlief da mit ihrem Kind ein.

Am nächsten Morgen kam ein altes Ehepaar an den Strand, das das Boot ins Wasser schieben wollte, um zu fischen. Der Mann sah zuerst die Schlafende. Er ging hin, um sie näher anzusehen. Da erkannte er, daß die Frau tot war. „O Frau, komm einmal her," rief er, „sieh doch, was es hier Trauriges gibt." Die Frau kam und weinte. Auch der Mann schluchzte auf. „Es sind Fremde," sagte die Frau, „sie haben Schiffbruch gelitten. Oh, wie sie noch jung ist und hübsch. Welch ein Glück, daß wenigstens das Kind noch lebt!"

Sie lösten das Kind von der toten Frau, begannen gleich ein Grab zu graben und legten die Tote hinein. Da öffnete das Kind, das allein im

Sand lag, sein Auge und lächelte die alte Frau, die gleich herbeikam, an. Die alte Frau, die nie ein Kind gehabt hatte, wurde wieder ganz jung, verfärbte sich über das ganze Gesicht und drückte das Kind an ihre Brust. Sie weinte, lachte und rief durcheinander: „Oh, du sollst jetzt mein Sohn sein. Mann, das ist jetzt mein Sohn. Nun ist unsere Hütte nicht mehr leer. Die Götter haben uns ein Geschenk geschickt."

Sie gingen ins Haus. Die Nachbarn liefen herbei und fragten, was das für ein Kind wäre. „Das ist unser Sohn," sagte die Frau, und der Mann sagte es ihr nach, „das ist unser rechter Sohn. Die Götter haben ihn uns über das Meer geschickt."

In Freude und Arbeit wurde das Kind groß, ein schlanker, kühner Bursch, den die Eltern Matandua, Einaug, nannten.

Manchmal aber, wenn er nachts schlief, kam mit dem Wind eine klagende Stimme vom Strand, wo Talingo begraben lag. Dann warf sich der Knabe im Schlaf herum und begann zu weinen.

Einmal faßte ihn die alte Frau bei der Hand und weckte ihn. Da schreckte er in die Höhe und fragte ganz bestürzt: „Wo ist denn die Frau?"

„Welche Frau, mein Sohn?“ „O Mutter, ich habe eine Frau gesehen. Sie weinte. Ihre Tränen fielen wie Regen auf mein Gesicht. O fühl her, Mutter, ganz naß ist ja mein Gesicht. Was ist das für eine Frau? Das war kein Traum.“ „Deine eigenen Tränen haben dein Gesicht naß gemacht. Du weintest im Traum. Darum kam ich ja und nahm dich bei der Hand und weckte dich.“ Der Knabe sagte: „Aber ich habe sie gesehen. Sie war so schön, ihr Haar viel schwärzer als deins. Und wie hat sie geweint! Wie schmerzt es mich, wenn ich an ihr trauriges Gesicht denke.“ Die alte Frau streichelte ihn und sagte: „Es war ein Traum. Leg dich wieder und schlaf.“

Der Knabe schlief ein. „Es war seine Mutter,“ sagte der alte Mann leise, „sein Herz hat sie erkannt. Was meinst du? Wollen wir ihm nicht lieber alles erzählen?“ Die alte Frau flüsterte dagegen: „Still! Wer hat ihn großgezogen? Jene, die tot ist, oder ich? Wer ist seine Mutter? Ich allein bin seine Mutter.“

Der Knabe wuchs zum Jüngling heran. Ohne ihn wären die alten Leute ganz einsam gewesen und ohne Unterstützung, nun, da sie anfingen, hinfällig zu werden. Und er liebte sie sehr.

Aber die jungen Männer im Dorf waren ihm

nicht gut gesinnt. Er hatte eine fremde Art, hielt sich allein und schien ihnen stolz. Da er aber stark und behende war, hüteten sie sich vor ihm und spotteten nur hinter seinem Rücken.

Einmal kamen sie alle berauscht, und der Sohn des Königs wollte Matanduas Vater mit einer Keule auf den Kopf schlagen. Da sprang der Jüngling hinzu, schlug den Trunkenen nieder, riß die Keule an sich, schwang sie um den Kopf und rief: „Wer kommt nun dran?" Auf das allgemeine Geschrei kam der König selbst herbei. Er sah seinen Sohn mit Staub bedeckt, hörte alle an und sagte: „Matandua hat recht."

Bei der Feldarbeit war Matandua immer der erste, der mit seinem Stück Land fertig war. Beim Fischen war sein Netz voll, wenn alle übrigen leer waren. Es war offenbar, daß irgendein geheimnisvoller Geist ihm half. Einmal sahen die Leute des Dorfes auch einen Schein über dem Wasser.

Einst sollte ein neuer Tempel gebaut werden. Jede Familie erhielt ihren Anteil an der gemeinsamen Arbeit. Matanduas Familie so viel, als ob sie aus zehn arbeitskräftigen Männern bestanden hätte statt aus einem Jüngling und zwei Greisen. Das war des Königssohnes, Rangolewus, des „Dicksacks", Rache.

Der Greis kam weinend nach Hause. Auch die Alte begann zu weinen: „Wie sollen wir das leisten? Wie sollen wir soviel Seile herstellen? Wie sollen wir Bretter und Balken schneiden und tragen? Wir drei allein?" Der Greis weinte noch lauter: „Nimm deinen Strick und ziehe uns die Hälse zu, Matandua, wir wollen nicht mehr leben."

„Ach was," rief Matandua, „zum Sterben ist immer noch Zeit. Erst wollen wir einmal einen Versuch machen. Hier sind Kokosfasern. Jetzt werden Seile gedreht." Sie setzten sich in die Hütte, alle drei, und begannen. Und siehe da: unter ihren Händen wuchsen die Taue wie von selbst, so schnell, daß sie kaum mit den Augen folgen konnten. Da arbeiteten sie voll Staunen und schweigsam vor Ehrfurcht, denn sie erkannten, daß ein überirdischer Geist ihnen half.

Ebenso war es mit den Bäumen. Kaum hatten sie im Walde die ausgesucht, die sie fällen wollten, und machten sich unter Seufzen und Sorgen bereit, ans Werk zu gehen, da kam ein merkwürdiger Wind und warf die Bäume um. Zugleich riß er alle Zweige und Blätter ab, so daß sie die Stämme nur noch fortzutragen brauchten. Als sie sie aufhoben, waren sie so leicht wie dünne Stengel. Sie trugen sie in einer Stunde zum Platz,

wo der Tempel gebaut werden sollte, und warfen sie da ab.

Alle Menschen, die herumstanden und es sahen, waren außer sich vor Staunen. „Was ist das für ein Holz?" sagten sie. Als sie aber selbst versuchten, die Stämme aufzuheben, waren sie so schwer, daß sie sie nicht einmal rühren konnten.

Da kamen die jungen Männer zusammen und sagten: „So geht es nicht weiter. Er hat Hilfe von einem Geist. Wir müssen ihn töten." Sie machten eine Grube und deckten sie mit Zweigen und Gras zu. Dahinein sollte Matandua fallen.

Als sie nach getaner Arbeit unter übermütigem Sang nach Hause zogen, erblickten sie im Mondschein eine unbekannte, überaus schöne Frau. Sie war naß, als ob sie eben aus dem Wasser gestiegen sei, und stand mitten im Wege.

„Wer bist du?" fragte der Dicksack. Aber die Frau antwortete nicht und lief zurück. „Los, packt sie!" rief der Dicksack. Die Frau lief durch den Wald, so schnell, als ob sie schwebte. Alle hinterher. Die Frau lief über die Grube weg, als ob da fester Boden sei. Alle hinterher, vergaßen die Grube, und plötzlich ein entsetzliches Schreien: der Dicksack war mit den zehn ersten in die Tiefe gestürzt. Mit Mühe konnten die

andern noch haltmachen. Sie flohen entsetzt ins Dorf und schrien.

Da klagten der König und alle sehr. Als man hineilte, fand man drei junge Männer tot, die andern zerfetzt und blutig neben den spitzen Pfählen liegen, die sie unten in den Grund der Grube eingepflanzt hatten. Der Dicksack war an der Hüfte gelähmt für immer. Vom Strande aber hörte man ein fremdes, wildes Lied hertönen — das Siegeslied von Tonga. Und Matandua zu Haus lächelte im Schlaf.

Nur einer im Dorf kannte das Lied: ein blinder Greis, der es zu seinem Entsetzen in früheren Kämpfen allzuoft gehört hatte. Er schrie auf, zitterte am ganzen Leib, trat vor seine Hütte, sah mit seinen leeren Augenhöhlen in die Luft und rief: „Wehe! Der Tod ist im Dorf! Ich kenne das furchtbare Lied!" Blut brach ihm aus dem Mund, und er stürzte tot hin.

Schrecken fiel über das ganze Dorf. Niemand wagte mehr, Matandua ein Leid anzutun.

Und doch kam wieder ein Tag des Unheils. Matandua schlief mit seinen Eltern im Boot, ermüdet vom Heraufholen der Fischnetze, und um gleich in der Frühe des nächsten Tages wieder damit beginnen zu können. Da kam der Dicksack

vorbei, und als er die drei schlafen sah, kam ungesättigte Rachgier und Mut zugleich über ihn. Auf den Zehen schlich er über die Steine des Strandes, löste leise das Seil vom Pflock, nahm die Ruder weg und schob das Boot ins Wasser. Er horchte noch in die Nacht und sah, wie das Boot von der Ebbe mit hinausgenommen wurde, bis es im Dunkel verschwand. „Glückliche Reise, du einäugiger Hund!" rief er noch mit heimtückischem Gelächter und ging nach Hause.

Matandua warf sich im Traum von einer Seite auf die andere. Er sah sich im Traum mitten auf dem Meer treiben, nirgendwo war Land, seine Ruder waren fort. Er stürzte sich auf die Knie und schrie zu den Göttern. Da sah er etwas Schwarzes im Wasser schwimmen und sich nähern. Endlich erkannte er im Traum eine unsagbar schöne Frau, die ein Ruder vor sich hertrieb. Auf dem Ruder saß ein Kind, das aus einem Auge blutete. Das war ja dieselbe Frau, die er schon einmal im Traum gesehen hatte, damals, als sein Gesicht so naß von Tränen gewesen war. Und wieder hörte er dasselbe Weinen. Dann rief eine traurige, o so traurige Stimme ganz klar: „Matandua! Mein Sohn, o mein Sohn!" Er wollte aufstehen, aber seine Glieder waren im Traum wie gelähmt. Er

fragte nur voll Verwunderung: „Bist du es, Mutter? Dein Haar ist ja nicht mehr weiß?" „Nein," sagte die Stimme, „ich bin Talingo, deine rechte Mutter. Behalte sie lieb, die beiden Alten, aber ich, Talingo, bin in Wahrheit deine Mutter. O mein Sohn, mein lieber Sohn." Dann erzählte sie ihm alles. „Jetzt aber, mein Sohn, kehre zur Heimat zurück. Nach Osten. Ohne Furcht. Ich werde dich leiten. Matandua, o mein Sohn, o Matandua!"

Der Jüngling schreckte aus dem Schlaf auf, sah auf das Wasser hinaus und rief: „O Mutter, o meine Mutter, bist du fort? Laß mich dich noch einmal im Wachen sehen!"

Aber nichts war zu hören. Zugleich erkannte er, daß er in Wahrheit mit den beiden Alten auf dem Meere trieb, und sah ein Ruder neben dem Boot schwimmen. Sogleich ergriff er es und begann frisch, es einzutauchen. Als die beiden Alten erwachten, sahen sie das Boot mit den weißen Wellen dahineilen. Unbegreiflich schnell flog es vor dem Wind dahin, als ob es Segel hätte. Schon stiegen die Palmen einer neuen Küste auf. „Wohin, wohin?" riefen die beiden Alten erschreckt. „Nach Hause!" sagte Matandua und sang ein jauchzendes Lied. „Das ist doch nicht unser

Haus? Das ist doch nicht unser Strand? Das ist nicht unsre Insel!"

Da erzählte ihnen Matandua alles. Der Mann warf sich ihm zu Füßen: „Verzeihe!" Die Frau weinte und schrie: „Habe ich dich nicht behütet? Habe ich dich nicht gepflegt?" Matandua lächelte ihnen zu und streichelte sie beide: „Ich behalte euch lieb. Seid unbesorgt, ich bleibe euer Sohn immer und ewig. Darum sollt ihr nun mit mir in meine Heimat. Oh, jetzt weiß ich, warum ich oft so traurig war, und ihr konntet mir's nicht erklären. Seht die Palmen und die Hügel! Nie war ich hier, und doch ist es mir, als ob ich alles so gut kennte. Hier wollen wir glücklich leben."

Sehr schwer war es, in der weißen Brandung die Einfahrt zu finden. Immer wurde das Boot zurückgeschlagen. Mehrmals kam es in Gefahr, zerschmettert zu werden.

Aber da kam ein kleiner grüner Vogel vom Land geflogen, setzte sich dem Jüngling auf den Kopf, flog wieder auf und immer kurz vor dem Boot her. „Wir wollen dem Vogel nachrudern", rief Matandua. Und bald waren sie durch die Brandung an dem ruhigen Strand.

Leute kamen. Friedliche Männer. Mädchen mit Blumen in den Haaren.

„Was ist hier für eine Insel?“ fragte Matandua, und alle Gesichter der Männer kamen ihm wie Gesichter der Brüder vor. „Tonga“, antworteten alle.

„Wer ist König auf Tonga?“ „Der, der König war, ist letzte Woche erschlagen. Ein guter Mann ist jetzt König. Komm zu ihm, Fremdling.“

„Nicht Fremdling, nicht Fremdling,“ rief Matandua unter lautem Weinen und Lachen, „ich bin Talingos Sohn, das ist meine Heimat so gut wie die eure!“ Und er umarmte alles, was ihm zunächst stand, immer zwei und drei zugleich.

Der Mann, der vor der Frau flieht

Longa-Poa war der stärkste und mutigste Häuptling in Tonga, auf seiner Insel verehrt, auf den Nachbarinseln gefürchtet.

Trotzdem war da jemand, vor dem er zitterte. Das war Fekai, seine Frau, die Tochter eines Königs, von mächtiger Gestalt und mit einer lauten Stimme. Sie war herrschsüchtig und erfüllte das ganze Haus vom Morgen bis zum Abend mit Schrecken. Aber Longa-Poa durfte sie nicht schlagen wie andere Männer ihre Frauen, denn als die Tochter eines Königs war sie geheiligt.

Einmal kam Longa-Poa von einer Kriegsfahrt zurück und brachte große Reichtümer mit, denn die Feinde hatten aus Furcht vor ihm auf jeden Kampf verzichtet und Tribut gezahlt. Ein Schwein wurde geschlachtet, und Longa-Poa und seine Gefährten vom König und den andern Männern sehr gefeiert.

Aber dann mußte er nach Hause, langsam ging er. Er kam gerade hinzu, wie seine Frau ein Mädchen bei den Haaren hielt und schlug. „Na, da bist du ja wieder, du großer Held", sagte sie spöttisch und schlug dabei das Mädchen weiter. „Ja, da bin ich wieder", sagte Longa-Poa ruhig. „Na, wo hast du die toten Feinde? Daß wir sie gleich zum Mittagsmahl aufs Feuer setzen." „Diesmal gibt es keine toten Feinde. Es ist gar nicht zu einem Kampf gekommen. Aber dafür bring ich große Beute mit."

Da riß Fekai dem Mädchen einen Haarbüschel aus und warf ihn ihrem Mann ins Gesicht. „Dann friß das zum Mittagessen," schrie sie und hatte weißen Schaum vor dem Mund, „du feiger Hund!" Sie schlug mit einem Knüppel auf ihn los. Er lief aus dem Hause, sie immer hinter ihm her, immer schlagend, bis ihr der Atem ausging und sie zurückbleiben mußte.

Longa-Poa setzte sich an den Strand, deckte die Hände über das Gesicht und weinte laut. Da kamen alle seine jungen Gefährten, setzten sich um ihn und schwiegen voll Trauer.

„Seid ihr alle hier?" fragte Longa-Poa endlich. Alle waren da. „Schnell, Jungens, das Boot ins Wasser!" Unter frohem Gesang geschah das.

Dann stand Longa-Poa auf, trat groß und gerade unter die Jünglinge und sagte: „Ich ziehe fort, meine Freunde. Ganz fort von Tonga. Ich will nicht mehr mit dieser Frau zusammen auf einer Insel wohnen. Wer Furcht hat, bleibe hier, bei den Weibern. Wer mich aber lieb hat und Mut hat, der komme mit mir, eine neue Heimat zu suchen. Groß ist die Erde!"

Erst waren die Jünglinge stumm. Heimlich sahen sie einander an. Aber dann sagte Pulu: „Ich gehe mit." Dabei liefen ihm die Tränen aus den Augen, denn er dachte an die schöne Fonua, die er morgen unter großen Festlichkeiten hätte heiraten sollen.

„Wir gehen alle mit," sagten da die andern, „möge es zu einem neuen Leben sein, möge es zum Tod sein im Kampf oder auf der großen Wasserwüste."

Sie luden schnell Nahrung aller Art und Wasser ins Boot, und als der Abend den Himmel färbte, sahen sie schon kein Land mehr um sich. Moala, der Spielmann, begann ein Lied, und alle stimmten ein, im Takt rudernd. Aber als die Worte kamen: „Hinunter ist die Sonne, fort ist das Land", da fing Moalas Stimme zu zittern an wie die Stimme eines Knaben, der weinen will. Alle

senkten den Kopf, und alle weinten laut auf, als sie an die Heimat zurückdachten, an ihre Häuser, Felder, Verwandten, Freunde, was alles da im fernen Dunkel lag, und was alles sie nun nie mehr sehen würden.

Aber da stimmte Longa-Poa ein Kampflied an. Das erzählte von Mut und Sieg und Beute. Und bald hoben alle die Köpfe und stimmten mit ein, daß es über das Wasser dröhnte, und ihre Herzen schwollen an vor Lust und Hoffnung und Wagemut.

Viele Tage segelten und ruderten sie. Immer war nur Wasser um sie her. „Wir sind über die Grenze der Erde hinausgefahren," sagten sie, „hier kommt nur noch Wasser."

Aber da kamen doch noch viele Länder. Sie legten an und stießen wieder ab. Nirgends mochten sie bleiben. Das Schiff war ihr Haus und die See ihre Heimat.

Was erlebten sie alles an Abenteuern, an Schicksalen! Mola, der Spielmann, wurde auf einer Insel erschlagen, als er Brennholz auflas. Darauf erschlug Longa-Poa alles, was an Menschen auf der Insel wohnte, und sie ist heute noch unbewohnt von allem Lebendigen.

Dann war es Pulu, der seine Verlobte vergaß

und heimlich bei einem Mädchen im Walde blieb und die Gefährten allein davonfahren lassen wollte. Aber das Mädchen verriet ihn, und er wurde erschlagen. Als Longa-Poa ihn suchte am nächsten Tage, kam er gerade hinzu, als sie alle dabei waren, den Leichnam zu verspeisen. Da wurde auch auf dieser Insel nichts Menschliches am Leben gelassen. Bis in die Berge verfolgte Longa-Poa die letzten, um den gemordeten Freund zu rächen.

Wie oft waren sie auf der Wasserwüste verloren, krank vor Hunger und dem Sterben nahe vor Durst! Einmal aber strandeten sie mit dem Boot auf einem ungeheuren Wal. Sie kletterten auf den Fisch hinauf, stießen ihre Speere in ihn hinein, kämpften mit ihm, bis sie ihn töteten. Da kannte ihr Jubel kein Ende. „Wir sind groß wie die Götter!" riefen sie in ihrem Übermut.

Da begann ihr Unglück. Denn die Götter hörten ihre Rufe und wurden zornig. Sie berieten, wie man diese Menschen strafen könnte, die allzu verwegen auf ihrem kleinen Schiff geworden waren.

Zuerst kam ein Sturm. Der zerriß das Segel und zersplitterte den Mast. Wehrlos trieben sie auf den Wellen. Tag und Nacht und viele Tage

und Nächte, vor Hunger bald zu schwach, das viele Wasser aus dem Boot zu schöpfen.

Da schien Rettung zu kommen. Sie trieben an eine Insel und kletterten ans Land. Hier wollten sie schlafen und neue Kräfte sammeln und Nahrung suchen. Aber in der Nacht, als sie erschöpft im Schlaf lagen, wurden sie überfallen. Drei wurden erschlagen, ohne daß sie erst die Augen aufgemacht hatten. Zwei stürzten im Kampf. Longa-Poa erhielt einen Pfeil mitten in den Arm. Dennoch gelang es ihnen, die Feinde zurückzutreiben. Sie brannten das Dorf nieder, trugen reiche Schätze in das Boot, machten einen neuen Mast und ein neues Segel und fuhren wieder auf das Meer hinaus.

Wären sie am Land geblieben, die Unrastigen! Auf dem Wasser gehörten sie wieder dem Zorn der Götter. Denn nun kam das letzte Unglück und das Ende.

Wie so oft schon, befahl Longa-Poa wieder einmal einem der jungen Männer, auf den Mast zu klettern und nach Land auszusehen. „Nichts, gar nichts", rief der Jüngling von oben. Aber im selben Augenblick rief er auch schon: „Doch! Ein Segel! Ein Segel!"

Alle sprangen auf, alle griffen nach ihren

Waffen, mit einem jauchzenden Geschrei. Das Steuer wurde gedreht, scharf ging es auf das fremde Schiff zu. Als auch das fremde Schiff mit vollem Segel und weißem Schaum herankam, stimmten alle das Kriegslied an.

Schon setzten sie den Fuß bereit, um beim ersten Zusammenstoß auf das feindliche Boot zu springen und alles mit den Holzkeulen zu erschlagen, da stieß plötzlich Longa-Poa den Steuermann beiseite und drehte scharf das Ruder. Die Seinen standen bewegungslos vor Schreck. Von dem fremden Boot aber kam ein teuflisches Gelächter. Alle zitterten, als sie diese Stimme hörten und erkannten — das war Fekais Stimme!

„Da seid ihr endlich, ihr Schufte!" schrie das Weib hoch aufgerichtet herüber, „ihr kühnen Seefahrer, ihr Helden göttergleich! Endlich haben wir euch erreicht, ihr feigen Verräter! Warum macht ihr euch denn davon? Seht doch einmal her, was für Geschenke ich euch, meinen Lieblingen, mitgebracht habe!"

Aus dem Boot tauchten wilde Gesichter auf. Longa-Poa und die Jünglinge erkannten, daß alles da versammelt war, was sie an Todfeinden, an heimtückischen und gemeinen Kerlen auf Tonga zurückgelassen hatten. Jeder, den sie einmal im

Kampf besiegt, alle, denen sie einmal ein Unrecht zugefügt hatten, waren da, gierig nach Rache, in dreifacher Überzahl, mit blutunterlaufenen Augen, mit schreiendem Mund und den fürchterlichsten Waffen.

Schon schwang Fekai, in der Spitze des Bootes stehend, den Speer in ihrem starken Arm. Da floh Longa-Poa vor seinem Weibe. Alle Ruder setzten sie ein und flohen vor den Feinden dahin.

Aber dicht hinter ihnen blieb das Boot. Kein Boot war schneller, keins langsamer. Bis zum Abend durchschnitten sie so das Wasser. In der Nacht noch — wenn sie gedacht hatten, zu entkommen, welche Täuschung! — hörten sie Fekais Stimme immer dicht hinter sich, voll Hohn, daß ihnen vor Scham das Herz still stand und die Hände lahm wurden.

Vier Tage und vier Nächte dauerte diese schreckliche Jagd. Endlich sah Longa-Poa eine Insel. „Ans Land!" rief er, „wir kommen zuerst hin. Wir stellen uns auf und empfangen sie so, wenn sie aus dem Boot wollen. Dann sind wir im Vorteil."

Fekai schrie und frohlockte: „Jetzt gehen sie ans Land! Jetzt haben wir sie!" Schneller noch

als vorher schoß ihr Boot heran, als ob es selber ein Mensch geworden sei, blutdürstig.

Aber da gerieten beide Boote zugleich in die Brandung. Da beide übereilt und ohne Sorgfalt gelenkt wurden, drehten die ungeheuren Wellen beide im Kreise. Weißes Wasser stürzte hinein. Derselbe gewaltige Wirbel erfaßte sie und riß sie gegen einen senkrechten Fels.

In dem Fels war eine große Höhle, ein schwarzes Loch. Da hinein jagte das Wasser mit einem entsetzlichen Donner. Das war eine der Stellen, wo die Seelen der Toten in das Geisterland hinabsteigen.

Beide Boote schlugen hart aneinander. Aber jetzt dachte niemand mehr daran, zu springen und die Keule zu heben. Stumm hockten sie alle da und hielten sich am Holz des Bootes fest, mit starr aufgerissenen Augen. Selbst Fekai war vor Entsetzen stumm geworden und lag auf den Knien und klammerte sich an den Beinen der nächsten Männer an.

Ihr Boot mußte zuerst mit dem Wassersturz in das Loch. Nie in ihrem Leben noch hatte ihr die Zunge still gestanden. Aber jetzt brauste sie stumm in den Tod.

Longa-Poa sah ihr Boot verschwinden. Und

obwohl sein Boot schon mit der Spitze sich dem Loch näherte, kam ein Lachen über sein ganzes Gesicht. „Sie ist fort!" schrie er und ward von neuem Mut erfaßt. „Springt! Springt!" schrie er, tat selbst einen ungeheuren Sprung und ergriff einen Strauch, der aus dem Fels wuchs. Hoch schwang er sich und, von der Spitze einer Welle umsonst verfolgt, ersprang er mit den Füßen den Fels. Aber er stand da und hing da allein. Unter ihm schoß das Boot mit allen in das schwarze Loch. Nur ein Jüngling noch hatte mit den Händen den Fels erfaßt. Er sah noch zu Longa-Poa auf, dann riß ihn das Wasser hinunter.

Allein stand und hing Longa-Poa da. Im Schmerz um die Freunde wollte er sich hinunterstürzen und ihnen folgen. Aber sein Herz schlug allzu befreit und allzu stark in gewaltiger Lebensfreude. „Fekai ist fort! Sie ist nicht mehr!" schrie und weinte und lachte er.

Er kletterte unter unsäglicher Mühsal und Gefahr über den Fels. Bis er den Wald erreichte. Er legte sich unter einen Baum, um wieder zu Kräften zu kommen. Aber als er die Augen ein wenig schloß, schlief er ein und lachte im Traum und hatte wieder das Gesicht, das er hatte, als er zwanzig Jahre jünger und ein Knabe war.

Die sieben Schwestern

Ein Mann, mit Namen Wurunah, hatte einmal Streit mit seiner Mutter und seiner ganzen Familie. Er kam sich von allen verlassen vor und ging aus seinem Dorf fort in den Wald.

Lange ging er, Tag um Tag, und manches Schreckliche mußte er durchmachen. Einmal sah er Menschen im Wald zusammensitzen, und schon wollte er voll Furcht sich zur Flucht wenden, da sah er, daß es sieben Mädchen waren.

Er trat zu ihnen hin und bat sie um ein wenig zu essen. Als sie sahen, daß er allein und ganz schwach vor Hunger war, boten sie ihm freundlich an, für die Nacht auf ihrem Lager zu bleiben.

Er sah sie immer an, so anmutig waren sie. „Wer seid ihr?" fragte er. „Sieben Schwestern", antworteten sie. „Von welchem Stamme?" „Von einem sehr fernen, sehr fernen Stamme."

Am nächsten Morgen stellte er sich, als ob er für immer Abschied nähme und fortginge. Aber er versteckte sich nur hinter einem Busch. Von hier beobachtete er, wie die sieben Schwestern

Stöcke nahmen und anfingen, einen Ameisenhügel aufzugraben. Dann setzten sie sich und richteten sich unter Lachen und Gesang ein Mahl von den Ameisen. Ihre Stöcke aber warfen sie abseits.

Leise schlich Wurunah sich hinzu und nahm zwei von den Stöcken fort.

Als die Mädchen gesättigt aufstanden und ihre Stöcke holen wollten, mußten zweie nach den ihren suchen, während die fünf anderen schon zu ihrem Nachtlager zurückgingen.

Da sprang Wurunah vor und ergriff die beiden Mädchen. „Habt keine Furcht," sagte er, „ich mag nicht länger allein sein im Wald. Ich will zwei Frauen haben. Kommt in Güte mit mir."

Die beiden Mädchen weinten und schrien und wehrten sich umsonst. Aber endlich, als sie sahen, daß alles umsonst war, gingen sie mit ihm. „Unser Stamm wird uns eines Tages schon holen", sagten sie.

Darum schritt er schnell mit ihnen aus und wanderte in eine ganz entfernte Gegend.

Hier lebten sie in Frieden viele Wochen zusammen. Wurunah ging auf die Jagd, und die Mädchen bereiteten auf dem Feuer, was er an Beute mitbrachte. Abends saßen sie und erzählten

sich und sangen und schmückten sich alle drei mit Blumen.

Einmal aber wollte das Feuer nicht brennen. „Geht und brecht mir da von den beiden Tannen Zweige ab", sagte Wurunah.

„Nein," sagten sie, „wenn wir zu den Tannen gehen, kommen wir niemals wieder. „Was?" lachte er, „wollt ihr weglaufen? Ich werde euch mit dem Knüppel zurückholen. Marsch, vorwärts!" Also gingen sie und nahmen zwei Steinbeile mit. Wurunah hörte sie kräftig in die Zweige hineinschlagen.

Als es aber dann still wurde, trat er vor, um nach ihnen zu sehen. Und was sah er? Die Zweige hatten nach den beiden Mädchen gegriffen und sie von der Erde aufgehoben.

Wurunah schrie und lief hinzu. Aber da wuchsen vor seinen Augen die Tannen immer höher und nahmen die Mädchen mit hinauf. Bis in den Himmel wuchsen die Tannen und immer mehr entfernten sich die Mädchen von der Erde. Kaum waren sie noch zu erkennen. Es war Torheit, daß Wurunah schrie, sie sollten herabkommen, denn sie waren schon so hoch, daß sie seine Stimme gar nicht mehr hören konnten.

Endlich berührten die Spitzen der Tannen den

Himmel, und Wurunah sah, wie der Himmel sich öffnete und die fünf Schwestern der Mädchen die Arme herausstreckten. Mit den Händen ergriffen sie die beiden Mädchen und zogen sie in den Himmel hinein.

Sieh zum Himmel auf, da siehst du die sieben Schwestern dicht beieinander als Sterne. Meamei nennen die Schwarzen sie, und die Weißen nennen sie Plejaden.



Die vergebliche Flucht

Ein Jüngling namens Wimbakobolo und ein Mädchen namens Purleemil hatten sich heimlich vom Dorf davongemacht. Das gab eine große Aufregung, denn die anmutige Purleemil war dem greisen Häuptling Tirlta verlobt.

Die Alten saßen bis in die Nacht zusammen, um zu beraten, jeder wollte etwas anderes tun. Aber da kamen die Jungen schon daher, die auf flinken Füßen die Spur der Flüchtlinge verfolgt hatten, und riefen: „Zu spät! Sie sind zu unsern Nachbarn entwischt! Die geben sie nicht heraus!"

Der weißhaarige Tirlta aber, Schaum des Alters und der Wut vor dem Mund, schrie: „Waffen her! Alle mit! Wir werden sie zurückholen. Wir werden Wimbakobolo töten. Ob ich Purleemil töte oder am Leben lasse, werde ich mir noch überlegen."

Alle bemalten und bewaffneten sich und schlichen zwei Tage lang der Spur nach. Am Abend sahen

sie das Lagerfeuer der Nachbarn. Sie sandten zwei Boten und forderten die Herausgabe der Flüchtlinge.

„Schickt mich nicht zu diesem runzeligen Tirlta zurück," flehte und weinte die Verlobte, „zwei Frauen hat er schon erschlagen. Ich will nicht die dritte sein."

Wimbakobolo aber sagte: „Was schreist du? Ich gebe dich doch keinem heraus. Eher erschlag ich dich selbst." Er trat vor die Boten, die bisher seine Freunde gewesen waren, und sagte: „Ist Tirlta ein Mann — warum kommt er dann nicht und kämpft allein mit mir?" Dann drehte er sich zu den Männern des fremden Stammes und sagte: „Ihr Männer! Ihr, die Fremden, habt uns Hungrige gespeist. Ihr habt uns Müden ein Lager hergerichtet. Schon lange habe ich dieses Mädchen in meinem Herzen lieb und sie mich. Wir werden nie zu den Unsern zurückkehren. Laßt uns bei euch. Ich bringe euch einen starken Arm und einen schnellen Mut mit." Dabei reckte er sich schön und stattlich in die Höhe.

Die Männer gingen abseits und berieten. Die Frauen und Mädchen mischten sich hinein und sagten: „Laßt doch diese beiden, die sich liebhaben, bei uns bleiben." Die Männer sagten: „Wir

können seinen Arm brauchen. Sein Mädchen wird die Mutter tapferer Sohne werden.“ Dann ging der Älteste zu den Boten und sagte: „Wir geben die beiden nicht heraus. Tirlta möge doch herauskommen ins Feld und mit Wimbakobolo kämpfen.“

Die Boten gingen. Wimbakobolo und die Männer des fremden Stammes warteten. Einen ganzen Tag lang. Aber kein Tirlta zeigte sich. Er zog mit seinem Stamm nach Hause.

Friedlich lebten Wimbakobolo und Purleemil bei dem neuen Stamm und wurden die Lieblinge aller. Als der Herbst kam, mit dem kalten Wind über dem Fluß, brach der Stamm die Zelte ab und wanderte tiefer in den Wald hinein, wo mehr Feuerholz war für den Winter.

Im ersten Frühling wurde dem jungen Paar ein Sohn geboren. Die Leute des Stammes scherzten mit ihm und brachten ihm Spielzeug. Die Mutter, als sie das Wohlgefallen aller sah, leuchtete vor Stolz. Und der Vater fing schon an, Waffen zu schnitzen für die Zeit, da der Knabe groß sein würde. Purleemil sang dazu neue Lieder, die sie aus sich selbst fand, von ihrem Söhnchen, das ewig leben und der Schönste von allen werden würde. Der Vater hörte zu, wenn

Purleemils Stimme klang, und der Säugling krähte und lachte. Manchmal sah der Vater von seiner Schnitzerei auf und zu Frau und Kind hinüber, daß alle lächeln mußten über seinen glücklichen Stolz. Mitglücklich war der Letzte des Stammes, daß sie die beiden Menschen nicht ausgeliefert hatten.

Als der Sommer kam und alles sich rüstete, um zu den alten Jagdplätzen zurückzukehren, hörte Purleemils Gesang auf. Ein dunkler Schatten war auf ihr Gesicht gefallen, ihr Herz vermochte nicht mehr zu atmen. „Laß uns nicht mit den andern zurückgehen," flehte sie ihren Mann, „laß uns hier bleiben."

„Wie?" sagte ihr Mann, „nein doch! Der Stamm würde mich mit Recht feige nennen." „Besser sich feige nennen lassen, als unser Söhnchen verlieren", sagte Purleemil. „Was soll ihm geschehen, wenn wir bei ihm sind, hier oder da?" „Ich höre Stimmen im Wind. Sie sagen mir, daß Unglück nah ist." „Vielleicht für den ganzen Stamm, dann dürfen wir ihn um so weniger verlassen." Purleemil drückte ihr Kind an die Brust und schwieg.

Und als über den Jagdplätzen der volle Sommer aufzog mit blauem Himmel, vieler Beute,

Lärm und Gesang überall, und nichts Ungewöhnliches sich ereignete, da vergaß sie ihre Furcht.

In einer Nacht aber, als alle schliefen und keine Wachtposten ausgestellt waren, da schlichen die Feinde in einem lautlosen Kreis rund um das Lager heran. Nicht am Tage traute Tirlta sich, im Schatten der Nacht kam er feige, um zu töten die junge Frau, die ihm davon war, den Jüngling, der sie geraubt hatte, ihr Kind und alle, die die Flüchtigen in ihre Hütten aufgenommen hatten. Darum hatte er so lange gewartet und alle in Sicherheit gewiegt, um nun unvermutet aus dem Wald zu brechen.

Lautlos krochen sie heran, die Männer, bemalt und bewaffnet. Sogar den Kopf duckten sie ins Gras, um nicht durch das Keuchen ihres Atems sich zu verraten.

Purleemils Söhnchen schrie im Schlaf auf. Die Mutter sang ihn leise wieder ein und schlang ihre Arme ganz um ihn. Ein Hund heulte. Wimbakobolo richtete sich jäh auf.

Im selben Augenblick traf ihn der tödliche Schlag Tirltas. Alle wurden getötet im Lager. Nur wenige fanden Zeit, sich zu wehren. Purleemil, stumm vor Entsetzen, entwand Tirlta den Speer, mit dem er das Söhnchen durchbohrt

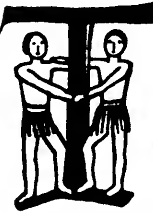
hatte, und stieß sich die Spitze ins eigene Herz. So, fest verbunden mit dem Sohn, warf sie sich über den Leichnam des Gatten hin. Das Blut aller drei floß an der Erde zusammen.

Tirtla ließ die Erschlagenen den Krähen und kehrte mit seinem Stamm zurück nach Hause.

Im nächsten Sommer wollten sie auf den Jagdplätzen ihrer toten Feinde jagen. Da sahen sie zu ihrem Staunen das ganze Feld bedeckt mit einer Blume, die sie nie vorher gesehen hatten, rot wie Blut und so dicht hinwachsend, daß man das Feld nicht betreten konnte.

Als sie noch erschreckt über das Wunder da standen, blitzte aus dem blauen Himmel ein riesiger Speer herab und traf Tirlta ins Herz.

Die Zwillinge



Telasco und Kusco, die Söhne des Königs, Zwillinge, die beide gleich schlank, gleich kühn, gleich zart und edel waren, die sich beide so liebten, daß keiner in einem Zimmer sein konnte, worin der andere nicht war, die im selben Bett schliefen und von demselben goldenen Teller aßen, die, ein Wunder! immer sogar denselben Gedanken dachten — wer sollte König sein? Der Vater war gestorben, ohne eine Wahl haben treffen zu können. „Der Sonnengott wird entscheiden!" waren seine letzten Worte.

Scheiterhaufen wurden aufgerichtet, für jeden der Zwillinge einer. Die Menschen, so weit das Auge sah, lagen auf den Knien und beteten zur Sonne empor. Aber die Sonne sandte keinen Brand, zündete keinen an.

Da berieten die Priester aufs neue. Sie beschlossen, Azsalpa solle entscheiden, Azsalpa, die schöne, die Prinzessin. Wen sie wähle, der solle ihre Hand erhalten und mit ihr den goldenen

Thron der Väter besteigen. Aber Aztalpa begann zu weinen. Sie floh in den Wald mit ihren Freundinnen und saß da, ohne zu sprechen. Denn sie liebte beide Brüder gleich, sie vermochte nicht zu wählen.

Die Priester berieten zum drittenmal. Nun sollte wieder Gott entscheiden. Wer von den Brüdern am nächsten Morgen das erste Reh mit dem Pfeil schieße, der sollte König werden. Telasco gab man rote Pfeile, Rusco blaue. Als der Morgen kam, lagen beide Brüder im Wald. Das erste Reh nahte. Beide schossen. Beide fehlten, weitab fand man beider Pfeile.

Da mußten sie einen Eid schwören vor allem Volk, daß sie am nächsten Morgen nicht wieder absichtlich fehlen wollten. Und wirklich, diesmal trafen beide. Aber es zeigte sich, daß Telasco mit Ruscos und Rusco mit Telascos Pfeilen geschossen hatte.

Jetzt fand der höchste Priester den letzten Ausweg: Aztalpa zu töten. Dann könne sie von oben beiden gleich nahe sein und Gott durch Bitten erweichen, daß er ein Urteil sende. Das Volk, die Brüder, Aztalpa selbst stimmten zu.

Als aber der Morgen der Opferung gekommen war, da warf sich Aztalpa vor Telasco auf die

Knie und rief: „Laß mich den Tod empfangen von Ruscos Hand!"

Telasco, sie aufrichtend, rief: „Aztalpa, jetzt hast du gewählt!" und führte sie seinem Bruder zu. Das Volk kniete vor Rusco. Die Instrumente spielten, die Chöre sangen. Als man sich zum Zuge ordnete und sich nach Telasco umsah, war er verschwunden. Und nie ist er wieder zum Vorschein gekommen.



Die aufrührerischen Frauen

To-eyza, die Frau des Häuptlings, hatte, wenn ihr Mann mit den andern Männern auf der Jagd war, einen fremden Mann bei sich in der Hütte. Über den Fluß kam er geschwommen, gehörte einem andern Stamme, war größer, brauner und leidenschaftlicher als die Männer ihres Stammes. Dem Häuptling wurde die Sache verraten. Er wütete gegen die Frau, trat sie mit dem Fuß, nahm einen Feuerbrand vom Herd und warf ihn der Frau ins Gesicht. Aber To-eyza zeigte weder Furcht noch Scham, noch Reue. Stolzer als der Mann hielt sie den Kopf im Nacken.

Sie ging an den Badestrand der Frauen. Aber sie badete nicht. Während die andern im Wasser lärmten und sangen, saß sie am Sandufer im Schatten einer Palme, stierte vor sich hin und bewegte sich nicht, als lebe sie nicht mehr. Als die Frauen sich, um ihr Haar zu trocknen, in die

Sonne legten, öffnete To-eyza den Mund und begann: „Was sind das doch für dumme Frauen, die die Ehe für einen Schutz halten! Ich halte sie für eine niederträchtige Gefangenschaft. Lieber tot, als auf diese Weise einem Mann angehören. Haben wir ihn uns ausgewählt? Nein, wir wurden ihm von den Eltern verkauft. Was hat das mit Liebe zu tun? Dafür aber müssen wir arbeiten, heute und morgen, dieses Jahr und nächstes Jahr, bis wir so alt und schwach geworden sind, daß wir uns zum Sterben hinstrecken und kein Fußtritt uns mehr an die Arbeit treibt. Sind wir dafür geboren? Seht, dort drüben am andern Ufer, der Große, herrlich Braune! Er wartet auf mein Zeichen, daß er herüberschwimmen soll. Solche Männer sind es, die uns Freude geben können und uns frei machen werden."

Der Häuptling hatte Männer hinter den Bäumen versteckt, die alles hörten. Die Frauen gingen auf das Feld, der Häuptling aber kam und verbarg sich mit allen Männern des Dorfes hinter den Büschen. Die Pfeile wurden auf die Bogen gelegt, der Häuptling gab das Zeichen, der Mann des fremden Stammes warf sich in das Wasser, und mit starken Stößen schnitt er einen geraden Weg durch die wilde Strömung. In der

Mitte des Flusses traf ihn der Pfeil des Häuptlings in die Stirn. Alle Männer stürzten ins Wasser und schwammen zu dem Getroffenen hin. Sie erschlugen den Sterbenden mit den Rückseiten der Fäuste und schleppten den Leichnam in die Hütten der Frauen. Dort hängten sie ihn unter lautem Gelächter mit dem Kopf nach unten auf.

Die Frauen kamen vom Feld, jede mit ihrer Last auf dem Kopf, eine hinter der andern. Sie schrien auf und liefen durcheinander, als sie sahen, was da zu sehen war. Als letzte trat To-eyza ein. Blut fiel auf ihre Hand. Aber nichts zuckte in ihrem Gesicht. Noch stolzer streckte sie den Rücken, hoch warf sie den Kopf, stolz und herrlich stand sie da. Die Männer, und selbst der Häuptling, vergaßen ihren Sohn und mußten bewundernd auf sie hinsehen.

„Wir feiern heute nacht ein Fest," sagte der Häuptling, „bereitet sofort zu essen und zu trinken." „Gut," sagte To-eyza, „wir fangen sofort an, alles herzurichten. Wir werden mit euch tanzen in dieser Nacht." Die Männer gingen. Da brach es aus To-eyzas Mund wie Feuer. „Rache! Uns allen ist grausamster Hohn angetan. Tut alles, was ich sage. Ich führe euch an. In dieser Nacht werden wir befreit werden."

In Reihen saßen alle die Männer und tranken. Lieder wurden gesungen. Und immer noch mehr zu trinken begehrten die, die ohnehin schon berauscht dalagen. Da reichte jede Frau ihrem Mann demütig und heiter den Trank, der der letzte sein sollte: Gift war beigemischt, To-eyza hatte es angeordnet. Bald schrien die Männer auf und drehten sich im Todeskampf. Aber alle fielen hin, da lagen sie, die Gesichter verzerrt, die Augen weit offen, und rührten sich nicht mehr.

„Freude! Freude!" rief To-eyza, „jetzt sind wir frei. Jetzt ist da niemand mehr, der uns schlägt und zur Arbeit treibt, während er faul in der Hütte liegt. So soll es bleiben. Wir werden für immer frei sein, wenn ihr mir folgt!"

Einige Frauen waren heimlich mit ihren Knaben geflohen, die andern aber tanzten in der Nacht, traten die Leichen der Männer mit Füßen, riefen ihnen Hohnworte zu und weinten dazwischen laut auf wie Irrsinnige.

Am Morgen schritt der Zug der Frauen davon. Eine ging hinter der andern, die schlanke To-eyza voran. Sie trugen Lebensmittel und Waffen für eine lange Wanderung. Kein Knabe durfte mit, aber an den Händen der Frauen gingen die kleinen

Mädchen mit doppelt raschen Schritten, daß sie beiblieben. Manchmal gab es einen Kampf mit wilden Tieren, manchmal mußten sie fliehen oder sich verbergen. Viele fremde Frauen kamen und schlossen sich dem Zug an. „Habt ihr Knaben," sagte To-eyza, „so müßt ihr mit ihnen hier zurückbleiben, wir können euch nicht aufnehmen. Aber wenn ihr nur Töchter habt, willkommen!" So wurde der Zug immer größer, ein Wahnsinn hatte tageweit alle Wälder erfaßt. Es kamen Frauen aus Dörfern, so entlegen, daß man nicht begreifen konnte, wie das Gerücht von der Sache zu ihnen gedrungen war.

Aber die Männer aus dem Nachbardorf hatten die Leichen der Vergifteten gefunden. Sie machten sich mit Waffen daran, die Frauen zu verfolgen. Alle Männer, deren Frauen geflohen waren, schlossen sich ihnen an. Sie umschlichen in den Nächten das Lager der Frauen. Aber die Frauen, die es ihnen gelang, zu fangen, gaben sich lieber freiwillig den Tod. Dann verbargen sich Frauen hinter den Büschen und schossen mit Pfeilen. Die Besten der Männer fielen. Die lebenden Männer gerieten in Wut und töteten die Besten der Weiber. Endlich aber sagten sie: „Was nützt uns das alles? Was sollen wir mit Frauen, für die

wir doch Feinde bleiben? Also laßt sie ziehen, wohin sie wollen!"

So zogen die Frauen weiter, bis sie in ein einsames Tal kamen. Hier bauten sie Hütten, schlugen Teile des Waldes ab, legten Felder an. Auch ein Fluß war da zum Waschen und Baden. To-eyza wurde von allen zur Königin erwählt. In Frieden und Heiterkeit lebten sie da, ihre hellen Gesänge drangen weit durch den Wald. Jung blieben sie, und die Mütter sprangen im Tanz so geschmeidig und anmutig wie die Töchter. To-eyza aber erließ ein einziges Gesetz. Das lautete so: „Willkommen der Mann, der als Wanderer zu uns kommt und Herberge und Liebe will für eine Nacht. Aber keiner darf bei uns bleiben. Wenn wir Söhne gebären, schicken wir sie fort zu den Menschen, unter denen wir früher lebten. Aber Töchter werden wir mit Freude unter uns groß werden lassen, damit sie einst unsere Nachfolgerinnen werden."

Lange Zeit ist seither vergangen. Viele Geschlechter sind geboren und gestorben. Aber in jenem Tal wohnt immer noch das glückliche Geschlecht der befreiten Frauen. Wenn man es nur zu finden wüßte!

Die Hochzeit mit der Äffin

Ein Mann, dem seine Frau gestorben war und der allein in seiner Hütte lebte, fing einmal eine Äffin. Er nahm sie mit nach Haus, suchte ihr immer reichlich Futter, hielt sie eingesperrt oder, wenn er ins Feld zur Arbeit mußte, nahm er sie an einem Strick mit. Bald war die Äffin so zahm, daß sie dem Mann ohne Strick folgte, daß sie, wenn er sich setzte, sich neben ihn setzte und sich die Läuse suchen ließ. Sie schlief vor dem Lager des Mannes, stand am Morgen mit ihm auf und guckte ihm alle seine Tätigkeiten ab. Sie lernte Feuer machen, sie lernte Kassawa kochen. So konnte der Mann bald allein ins Feld gehen, und die Äffin führte ihm den Haushalt wie eine richtige Frau.

Aber, was der Mann nicht wußte, war, daß sie nach dem Fortgang des Mannes alles hervorsuchte, was an Perlen und anderm Schmuck in der Hütte zu finden war. Daraus machte sie sich Hals-

und Armketten und eine kleine zierliche Schürze, die ihr vorne von den Hüften herunterhing — so wie sie es, durch die Spalten der Hütte lugend, bei den Frauen des Dorfes sah.

Einmal kam der Mann früher nach Hause und fand die Äffin so geschmückt. Da gefiel sie ihm so, daß er sie gleich ergriff und zu seiner Frau machen wollte. Sie sprang weg, er fing sie. Sie kratzte und biß, aber er ließ nicht los. Da sie auch seine Sprache gelernt hatte, sagte sie: „Nein, ich kann deine Frau nicht sein." „Aber du gefällst mir so", sagte der Mann. „Ach, du würdest mich in drei Monaten schon schlagen und Äffin zu mir sagen." „Nein, gewiß nicht. Ich werde dich lieben, als ob du eine richtige Menschenfrau wärest." Da glaubte sie ihm und fügte sich.

Sie lebten, zum Staunen der Dorfleute, wirklich gut zusammen. Nie hörte man einen Streit. Und die Frauen des Dorfes hörten schon auf, die Äffin zu verspotten und ihr Steine nachzuwerfen. Selbst die Kinder im Dorfe fingen an, die Äffin wie eine wirkliche Menschenfrau zu achten. Als die Zeit gekommen war, gebar die Äffin einen Knaben, der die Haut eines Menschen hatte und dessen Zähne nur schneller wuchsen und stärker wurden als bei einem Menschenknaben.

Da aber fing das Leid der Äffin an. Der Mann schlug sie. Er nannte sie Äffin. Er warf alle möglichen Gegenstände nach ihr. Sie antwortete nicht. Sie wehrte sich nicht. Sie wurde ganz demütig und hielt sich immer in den dunklen Winkeln der Hütte auf, wo sie dem Mann nicht so unter Augen war. Er aber ließ sie immer allein in der Hütte, nahm den Knaben auf den Arm, wenn er ins Feld ging, streichelte nur noch den Knaben, sprach nur noch mit dem Knaben.

Einmal war die Äffin noch demütiger als sonst und sagte, sie wolle den Knaben zum Baden führen. Der Mann sagte ja, da er gerade eine Arbeit zu tun hatte, bei der er den Knaben nicht gebrauchen konnte. Die Äffin aber ging mit dem Knaben statt an den Badeplatz in den Wald. Ganz tief in den Wald ging sie, so tief, daß sie keinen Laut mehr vom Dorfe herüberhörte. Da warf sie ihren Stock fort, mit dem sie bisher immer aufrecht gegangen war, und versuchte wieder wie früher auf allen vieren vorwärtszukommen. Als sie das wieder gelernt hatte, fing sie an, sich vorsichtig von Ast zu Ast in den Bäumen zu schwingen, bis sie auch das mit der alten Fertigkeit verstand. Und geschickter, als ein Menschenknabe das vermochte hätte, fing auch der Knabe schon an, die

Bewegungen der Mutter nachzumachen, und schwang sich mit ihr in großen Bögen durch die Bäume.

Der Mann kam schwerbeladen vom Feld nach Haus. Er fand das Mittagessen noch nicht hergerichtet, die Feuerstelle war noch kalt. Er ging zum Badeplatz. Da hörte er von den Kindern, daß die Äffin mit dem Knaben in den Wald sei. Er ging den Spuren nach und hörte bald das Geräusch der ergriffenen und zurückschnellenden Zweige. Er sah über sich und entdeckte Mutter und Kind. „Was soll das?" rief er in die Höhe, „komm nach Haus und bereite das Mittagessen!" Aber die Äffin hörte nicht auf seine Worte, schwang sich immer weiter. Der Knabe schwang sich mit. Drunter her an der Erde schreiend immer der Vater. Der Knabe hatte Mitleid und warf ihm Spinnen zum Essen herunter. Da geriet der Vater in Wut. „Das ist für Affen, aber nicht für Menschen!" schrie er und zertrat die Spinnen.

Endlich hatte die Äffin mit dem Knaben die letzten Bäume am Fluß erreicht. „Komm nach Haus!" schrie der Mann wieder, ganz von Schweiß bedeckt und außer Atem. „Nein," sagte die Äffin, „du hast mich genug geschlagen. Jetzt will ich zu meinen Leuten zurück." Sie rief und

rief, bis ihr ganzer Stamm am andern Ufer in den Bäumen versammelt war. Aber der Fluß war zu breit, sie konnte sich nicht hinüberschwingen. Da kam ein mächtiger Wind. Die Bäume des andern Ufers neigten sich so weit heran, daß die Äffin, mit ihrem Knaben im Arm, den Sprung wagen konnte. Und siehe, der Sprung gelang. Sie war auf den Bäumen der andern Seite unter den Ihrigen.

Der Vater lief am Ufer entlang und weinte laut. Aber aus dem Geschnatter der tausend Affen war nur einmal das dünne Stimmchen seines Knaben zu vernehmen. „Lebe wohl, Vater, ich gehe fort!" rief er. Der Mann ging nach Hause und zerschlug und zerschnitt alles, was der Frau gehört hatte: ihre Hängematte, ihren Schmuck, ihre Töpfe. Aber in der Nacht hörte man ihn wieder am Fluß stehen und umsonst rufen.

Die Frau und der Panther

Eine Frau, die täglich aufs Feld ging, fand dort einmal einen Panther. Ehe sie flüchten konnte, hörte sie sich mit menschlicher Stimme anrufen. Sie blieb stehen, und der Panther näherte sich ihr freundschaftlich, ging bei der Arbeit neben ihr her und sagte ihr Schmeicheleien über ihr dickes Haar, über ihre aufrechten Brüste, über ihre sehnigen Beine.

Täglich kam der Panther aufs Feld, und die Frau ging öfter dorthin, als die Arbeit nötig gemacht hätte. Sie strich mit der Hand dem Panther über den langen, geschmeidigen Rücken, sah in die gläsernen Kugeln seiner Augen, und ihre Augen, obwohl sie erst lachten, wurden bald erregt und konnten von den Augen des Panthers, als ob sie verzaubert wären, nicht mehr los. „Komm," sagte der Panther einstmals, „komm mit mir in mein Reich, weit von hier, wo die Erde mit dem Himmel zusammentrifft. Da herrsche ich, da sollst

du meine Frau sein." „Nein," sagte die Frau, „was würde es mir nützen, mit dir zu fliehen? Du kennst meinen Gatten nicht. Der Tapferste von allen. Er würde uns einholen und dich und mich dazu erschlagen." „Mit der Axt?" sagte der Panther, „kannst du nicht auch die Axt heben und zuschlagen?" Die Frau erschrak und antwortete nicht. Sie blieb stumm und ging bald von dem Panther fort und nach Hause. Umsonst rief er hinter ihr her.

Bald darauf sagte der Mann zur Frau: „Komm mit in den Wald! Die Abakatefrüchte sind reif." „Ja, ich komme", antwortete die Frau. Aber nachdem sie das Feuer gelöscht und sich hergerichtet hatte, griff sie plötzlich zur Axt, um sie mitzunehmen. „Warum nimmst du die Axt mit?" fragte der Mann. Die Frau wurde verlegen und wandte sich ab, sie war selber verwundert, warum sie da die Axt in die Hand genommen hatte. „Während du auf den Bäumen bist," sagte sie, „kann ich doch trockenes Holz sammeln." „Komm endlich," rief der Mann, „daß nicht der Tag vorbeigeht, ehe du fertig bist! Daß ihr Frauen doch immer so lange braucht!"

Da fühlte sie Zorn in sich hochsteigen über die Scheltworte ihres Mannes. Stumm ging sie

neben ihm her. Ihr Herz klopfte schnell. „Warum klopft mein Herz so schnell?" dachte sie, „ist es wegen der Scheltworte?" Sie kamen in die Pflanzung. Alle Bäume hingen voll reifer Früchte. Der Mann jubelte und aß unablässig davon wie ein Kind. Die ganze Erde lag schon voll von den Früchten, die er hinuntergeworfen hatte. Und immer noch mußte er auf einen Baum klettern.

Plötzlich hob die Frau die Axt und traf ihren Mann. Von hinten traf sie ihn. Ein Bein schlug sie ihm ab. Wie eine Frucht fiel der Mann vom Baum, lag hilflos auf den Ellenbogen im Gras und sah entsetzt und tiefschmerzlich auf seine Frau hin. „Hab ich lange gebraucht?" rief die Frau und sprang davon, ohne sich umzusehen.

Der Mann lag allein da. Mühsam drehte er sich auf den Rücken, so daß er in den Himmel über sich sehen konnte. So dachte er, sterben zu müssen. Aber da trat eine Träne aus seinem Auge hervor, sie blieb auf seinem unteren Augenlid hängen. Ein Windzug wehte, nahm die Träne und hob sie in die Luft. Und während sie sich in die Luft hob, wurde ein kleiner, funkelnder Vogel daraus. Immer über dem Mann flatterte der Vogel, und je nachdem er sich drehte, zeigte er alle Farben: rot und blau und grün. „Vogel," sagte der Mann,

„fliege schnell zu meiner Mutter und rufe meinen Namen."

Der Vogel verstand die Worte und flog hin zur Hütte. Er setzte sich auf das Dach über die Tür und rief und rief: „Serikoai! Serikoai!" Die Mutter legte ihre Arbeit beiseite und kam heraus. „Was ist das?" sagte sie, „warum sitzt du da? Warum rufst du den Namen meines Sohnes?" Der Vogel flog weg, kehrte wieder, flog weg, kehrte wieder. Da folgte ihm die Mutter. Durch den ganzen Wald, bis in die Pflanzung. Sie vermochte kaum so schnell zu laufen und stürzte oft hin, denn sie war schon alt. Aber, obwohl von Schmutz bedeckt und überall blutend, blieb sie dicht hinter dem Vogel.

Endlich fand sie ihren Sohn daliegen. Das Blut, das aus seinem Bein strömte, hatte weithin das Gras gefärbt. Die Mutter sprach Sprüche über der Wunde, sie suchte heilende Kräuter — und siehe, das Blut hörte auf zu fließen. Sie faßte den Sohn unter beide Arme und schleppte ihn so hinter sich her nach Hause.

Das dauerte nur eine oder zwei Wochen, da ging der Mann wieder in das Feld. Er ging nur noch mit einem Bein und einem Stabe, aber ganz schnell kam er dennoch weiter. Er war mit Lebens-

mitteln ausgerüstet für lange Wanderung und trug schwere Waffen bei sich. Er trat in den Wald und suchte nach den Spuren. Der Regen hatte sie ausgewischt. Aber er fand hier und dort und wieder hier und wieder dort die Schalen von Abakatefrüchten, die die Fliehende von sich geworfen hatte. Nach zwei Tagen kam er an frische Spur. Da sah er, daß die Spur immer neben der Spur eines Panthers herging. Endlich sah er die beiden. Er sah, wie die Frau ermüdet sich auf den Panther gesetzt hatte und seinen Hals streichelte, während er mit ihr dahinschritt. Fröhlich sprachen sie zusammen, und ihr helles Gelächter drang durch den Wald.

Serikoai kniete hin, stützte den Bogen an die Erde, legte einen Pfeil auf und zielte lange. Dann schwirrte der Pfeil ab. Mitten ins Herz traf er den Panther. Serikoai stürzte hinzu, schnitt dem Untier das Haupt ab, schwang das Haupt in der Luft und rief: „Er ist tot, der dich verzaubert hat! Nun bist du gerettet, nun kehre zurück mit mir!"

Er zerschnitt und räucherte im Feuer des Panthers Fleisch. Als er einmal aufblickte, sah er sein Weib über das Feld dahinfliehen. Hinter ihr her als ein Schatten der Panther. Der Mann ließ Bogen und Pfeile liegen und stürzte hinter den

beiden her. Näher und näher kamen die Verfolg-
ten und der Verfolger dem Rand der Erde. Jetzt stand die Frau hier am unendlichen Abgrund. Ohne Besinnen sprang sie von der Erde weg, in den blauen Himmel hinein. Der Schatten des Panthers ihr nach. Beiden nach im Zorn der Mann.

Heute noch fliehen und verfolgen sich die drei, immer dicht hintereinander. Und werden sich fliehen und verfolgen in Ewigkeit. Abends, wenn die Sterne an den Himmel treten, kannst du sie sehen: Waweya, die Frau, ein dichter Haufen von Sternen, hinter ihr das blutunterlaufene Auge des Panthers — Aldebaran nennen die Europäer den Stern, und hinter beiden die hohe Gestalt Serikoais mit dem einen Bein — Orion nennen die Europäer das Sternbild. Wunderbar glitzert der breite Gürtel herunter, den Serikoai immer trug.

Das Sternbild der Sieben

Mann und Frau waren arm und hatten sieben Kinder, Knaben und Mädchen. Vom Morgen bis in die Nacht schrien die Kinder: „Vater! Mutter! Ich habe Hunger! Ich will etwas zu essen haben!" Der Vater ging oft in den Wald, um nicht das Geschrei der Kinder zu hören. Aber die Mutter mußte zu Hause bleiben, und so hatte sie immer die Kinder um sich, die ihr bei jedem Schritt folgten und ihr die Ohren vollschrien.

Einmal machten sie mehr Lärm als je. „Ach, Kinder," rief die Mutter, „ich habe euch doch grade gegeben. Jetzt ist es genug!" „Ich habe Hunger, gib mir etwas zu essen", schrien die Kinder und hingen sich an sie an, daß sie nicht einmal ausschreiten konnte. Da schleuderte die Mutter die Kinder von sich, daß sie an die Erde hin-

stürzten, und schrie, mit Schaum vor dem Munde: „Ihr Freßsäcke!"

Da setzten sich die Kinder hinter der Hütte ins Gras. Der Magen tat ihnen weh vor Hunger. Sie sahen in der Ferne die andern Kinder des Dorfes spielen und sich dabei Brot und Fleischstücke in den Mund schieben. Der älteste Bruder sagte: „Meine Brüderchen und Schwesterchen, wir wollen zum Himmel hinauf und Sterne werden." Er faßte die Geschwister, die ihm zunächst saßen, unter seine Arme, und alle nahmen sich bei den Armen, und sie tanzten im Kreise und sangen: „Zum Himmel! Sterne werden! Zum Himmel! Sterne werden!"

Im Tanz hoben sie sich in die Luft, immer höher. Schon schwebten sie über den Bäumen. Die Mutter kam aus dem Haus, hörte den Sang in der Luft und sah hinauf. „Ach, meine Kinder," rief sie entsetzt, „wohin geht ihr?" Die Kinder tanzten und sangen und hoben sich immer höher, ihre Stimmen klangen schon ganz fern und wie Silber. Die Mutter lief ins Haus zurück und brachte den Kinnbacken eines Tapirs vom Feuer. „Hier, hier!" rief sie, „hier, Kinder, habt ihr zu essen!" Sie hob den Kopf so hoch, daß ihr die Kehle schmerzte wie zerschnitten und ihr die

Stimme zerbrach. Aber der älteste Knabe rief hinunter: „Umsonst, Mutter! Wir gehn zum Himmel, Wir wollen Sterne werden!"

Tanzend schwebten sie immer höher, bis die Mutter und die Leute des Dorfes, die zusammenliefen, sie nicht mehr erkennen konnten. Am Abend aber leuchteten sieben Sterne am Himmel, dicht aneinandergedrängt. Die Europäer nennen sie die Plejaden.

Inhaltsverzeichnis

Schweiz

Ungarn

Italien

Serbien

Albanien

Griechenland

Lettland

Rußland

Kaukasien

Türkei

Indien

China

Afrika

Australien

Mexiko

Südamerika

Andere Werke von Wilhelm Schmidtbonn:

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart:

Uferleute. Rheinische Geschichten.
Der Heilsbringer. Roman.
Der Wunderbaum. 23 Legenden.
Die Geschichten von den unberührten Frauen.
Die 70 Geschichten des Papageien.
Geschichte meines Freundes Dei.
Mutter Landstraße. Drama.
Der Graf von Gleichen. Drama.
Der Zorn des Achilles. Drama.
Die Stadt der Besessenen. Drama.
Der verlorene Sohn. Legendenspiel.
Die Passion. Mysterienspiel.
Hilfe! Ein Kind! Komödie.

Verlag Kurt Wolff, München:

Der Geschlagene. Drama.
Die Schauspieler. Lustspiel.

Verlag Erich Reiß, Berlin:

Die Fahrt nach Orplid. Drama.
Der Pfarrer von Mainz. Drama.

Drei Masken Verlag, München:

Die unerschrockene Insel. Sommerbuch.

Reclams Universalbibliothek:

Hinter den sieben Bergen.

Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam:

Die Flucht zu dem Hilflosen. Geschichte dreier Hunde.

Verlag Otto Quitzow, Lübeck:

Das Wilhelm-Schmidtbonn-Buch.

Druck von A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW 61

